



Harlan Coben

Keine zweite Chance
Roman

GOLDMANN

Harlan Coben
Keine
zweite Chance

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Gunnar Kwisinski

GOLDMANN

Buch

»Als die erste Kugel in meine Brust einschlug, dachte ich an meine Tochter...«

Als Marc Seidman wieder zu Bewusstsein kommt, liegt er schwer verletzt auf der Intensivstation eines Krankenhauses. Noch zwölf Tage zuvor schien das Leben des erfolgreichen Chirurgen perfekt: eine wunderschöne Frau, eine kleine Tochter, ein traumhaftes Zuhause. Nun ist seine Frau tot - von unbekanntem Eindringlingen erschossen; er selbst überlebte nur knapp. Und von der sechs Monate alten Tara fehlt jede Spur. Doch gerade als Marc auch seine Tochter verloren glaubt, gibt ihm eine Lösegeldforderung neue Hoffnung. Obwohl die Botschaft mit einer klaren Drohung verbunden ist: »Wenn Sie die Behörden informieren, verschwinden wir. Sie werden nie erfahren, was mit ihr passiert ist. Sie bekommen keine zweite Chance.« Während Marc alles tut, um das Leben seiner Tochter zu retten, konzentrieren sich die Ermittlungen in dem Fall auf einen Hauptverdächtigen: Marc selbst. Und der droht in einem Gewirr aus Lügen und alten Geheimnissen langsam die Orientierung zu verlieren ...

Autor

Harlan Coben wurde 1962 in New Jersey geboren. Nach einem Studium der Politikwissenschaften arbeitete er in der Tourismusbranche, bevor er sich ganz dem Schreiben widmete. Er hat bislang zehn Thriller geschrieben, die in über zwanzig Sprachen übersetzt wurden. Harlan Coben wurde als erster Autor mit den drei wichtigsten amerikanischen Krimipreisen ausgezeichnet, dem *Edgar Award*, dem *Shamus Award* und dem *Anthony Award*. Er lebt mit seiner Frau und seinen Kindern in New Jersey.

Mehr zu Autor und Buch unter www.harlancoben.com

Von Harlan Coben bereits bei Goldmann erschienen:

Kein Sterbenswort. Roman (45251)

Kein Lebenszeichen. Roman (45688)

*In liebevoller Erinnerung an meine Schwiegermutter
Nancy Armstrong*

Und zu Ehren ihrer Enkel:

*Thomas, Katharine, McCallum, Reilly,
Charlotte, Dovey, Benjamin, Will, Ana,
Eve, Mary, Sam, Coleb und Annie*

1

Als die erste Kugel in meine Brust einschlug, dachte ich an meine Tochter.

Das möchte ich zumindest glauben. Ich verlor ziemlich schnell das Bewusstsein. Und wenn man es ganz genau nimmt, erinnere ich mich nicht einmal mehr daran, dass auf mich geschossen wurde. Ich weiß, dass ich viel Blut verloren habe. Ich weiß, dass eine zweite Kugel meinen Kopf gestreift hat, obwohl ich da vermutlich schon bewusstlos war. Ich weiß auch, dass mein Herz aufgehört hat zu schlagen. Trotzdem möchte ich glauben, dass ich an Tara gedacht habe, als ich im Sterben lag.

Zu Ihrer Information: Ich habe weder ein helles Licht noch einen dunklen Tunnel gesehen. Und falls doch, kann ich mich auch daran nicht mehr erinnern.

Tara, meine Tochter, ist erst sechs Monate alt. Sie lag in ihrem Kinderbett. Ich frage mich, ob die Schüsse sie erschreckt haben. Müssen sie eigentlich. Wahrscheinlich hat sie angefangen zu weinen. Ich frage mich, ob das vertraute, durchdringende Geräusch ihrer Schreie irgendwie durch den Nebelschleier an mein Ohr gedrungen ist, ob ich es tatsächlich gehört habe. Aber auch daran kann ich mich nicht erinnern.

Ganz genau hingegen erinnere ich mich an Taras Geburt. Ich weiß noch, wie Monica - Taras Mutter - all ihre Kraft zusammennahm und ein letztes Mal presste. Dann erschien ihr Kopf. Ich sah meine Tochter als Erster. Wir alle haben im Laufe unseres Lebens schon oft am Scheideweg gestanden. Wir wissen, dass man gele-

gentlich eine Tür schließt, indem man eine andere öffnet. Wir kennen die Zyklen des Lebens und den Wechsel der Jahreszeiten. Aber der Augenblick, in dem das eigene Kind geboren wird ... ist mehr als überirdisch. Man schreitet durch ein Portal wie bei *Raumschiff Enterprise*, durch einen voll funktionstüchtigen Realitäts-Transformer. Alles wird anders. Man verwandelt sich - ein einfaches Element kommt in Kontakt mit einem gewaltigen Katalysator und wird zu etwas viel Komplexerem. Das alte Universum ist verschwunden; es schrumpft - hier jedenfalls - auf dreitausendeinhundertfünfzig Gramm zusammen.

Vaterschaft verwirrt mich. Ich weiß, nach nur sechs Monaten bin ich noch Amateur. Lenny, mein bester Freund, hat vier Kinder. Ein Mädchen und drei Jungen. Seine Älteste, Marianne, ist zehn, sein Jüngster gerade ein Jahr alt geworden. Wenn ich Lennys ewig mattes, aber glückliches Lächeln und den ständig Fast-Food-verklebten Boden seines Geländewagens sehe, wird mir bewusst, dass ich noch gar nicht mitreden kann. Das ist mir vollkommen klar. Aber wenn ich mich angesichts der vor mir liegenden Aufgabe, ein Kind zu erziehen, einmal so richtig verloren fühle oder Angst bekomme, brauche ich nur das hilflose Bündel in der Wiege anzusehen, und wenn Tara dann zu mir aufblickt, frage ich mich, was ich alles tun würde, um sie zu beschützen. Natürlich wäre ich ohne jedes Zögern bereit, mein Leben zu opfern. Und, um ehrlich zu sein, wenn es hart aufhart käme, selbstverständlich auch Ihres.

Daher möchte ich glauben, dass ich, als die beiden Kugeln in meinen Körper eindrangen, als ich mit dem halb aufgegessenen Müsliriegel in der Hand auf das Linoleum des Küchenfußbodens sackte und in der sich ausbreitenden Lache meines eigenen Blutes lag, und sogar als mein Herz zu schlagen aufhörte, noch immer versucht habe, meine Tochter zu beschützen.

Ich kam im Dunkeln wieder zu mir.

Anfangs hatte ich keine Ahnung, wo ich war, doch dann piepte es rechts von mir. Ich kannte das Geräusch. Ich rührte mich nicht, lauschte nur den Pieptönen. Mein Gehirn fühlte sich zäh an, wie in Sirup eingelegt. Die erste Regung, die ich verspürte, war elementar: Durst. Ich wollte Wasser. Ich hätte nie gedacht, dass eine Kehle sich so trocken anfühlen könnte. Ich versuchte zu schreien, aber meine Zunge klebte in der ausgedorrten **Mundhöhle**.

Eine Gestalt kam ins Zimmer. Als ich versuchte, mich aufzurichten, schoss ein heißer Schmerz wie ein Messerstich meinen Nacken hinab. Mein Kopf fiel nach hinten. Und wieder versank alles in Dunkelheit.

*

Das nächste Mal erwachte ich am Tag. Grelle Sonnenstrahlen drangen zwischen den Lamellen der Jalousien hindurch ins Zimmer. Ich blinzelte. Ein Teil von mir verspürte den Drang, die Hand zu heben und das Licht von meinen Augen fern zu halten, aber die Erschöpfung hielt mich davon ab. Meine Kehle war noch immer knochentrocken.

Ich hörte etwas, und plötzlich beugte sich eine Frau über mich. Ich erblickte eine Krankenschwester. Die ungewohnte Perspektive brachte mich aus der Fassung. Das passte alles nicht. Sonst war ich derjenige, der neben dem Krankenbett stand und auf den Patienten hinabsah. Eine weiße Haube - so ein steifes, dreieckiges Modell - saß wie ein Vogelnest auf dem Kopf der Schwester. Ich hatte einen Großteil meines Lebens in den unterschiedlichsten Krankenhäusern gearbeitet, kann aber nicht sagen, ob ich, außer in Fernsehserien oder Spielfilmen, je so eine Kopfbedeckung gesehen habe. Die Schwester war untersetzt und schwarz.

»Dr. Seidman?«

Ihre Stimme klang wie warmer Ahornsirup. Ich brachte ein unmerkliches Nicken zustande.

Die Schwester musste meine Gedanken gelesen haben, hielt sie doch schon einen Becher mit Wasser in der Hand. Sie steckte mir einen Strohhalm zwischen die Lippen, und ich saugte gierig.

»Schön langsam«, sagte sie sanft.

Ich wollte fragen, wo ich mich befand, doch das war eigentlich deutlich zu erkennen. Ich öffnete den Mund, um zu fragen, was passiert war, aber wieder kam sie mir zuvor.

»Ich hole den Doktor«, sagte sie und ging zur Tür. »Entspannen Sie sich.«

Ich krächzte: »Meine Familie ...«

»Ich bin gleich wieder da. Machen Sie sich keine Sorgen.«

*

Ich ließ meine Augen durchs Zimmer schweifen. Mein Blick war durch einen medikamentenbedingten Duschvorhang benebelt. Trotzdem gab es genug Anhaltspunkte für einige Schlussfolgerungen. Ich lag unverkennbar in einem Krankenhauszimmer. Zu meiner Linken stand ein Tropf mit Infusionsbeutel und Perfusor, von dem sich ein Schlauch zu meinem Arm schlängelte. Die Energiesparlampen summteten fast, aber nicht ganz, unhörbar. In der oberen rechten Zimmerecke hing ein kleines Fernsehgerät auf einem Schwenkarm.

Knapp zwei Meter vom Fußende des Bettes entfernt befand sich ein großes Fenster. Ich kniff die Augen zusammen, konnte aber nicht hindurchsehen. Wahrscheinlich stand ich unter Beobachtung. Das bedeutete, dass ich auf einer Intensivstation lag. Und das wiederum hieß, dass es mir ziemlich schlecht ging.

Meine Schädeldecke juckte, und irgendetwas zog mir an den Haaren. Bestimmt ein Verband. Ich versuchte eine erste Selbstdiagnose, doch mein Kopf versagte mir die Zusammenarbeit. Ein

dumpfer Schmerz erfasste mich, ohne dass ich sagen konnte, woher er eigentlich kam. Meine Gliedmaßen waren schwer, meine Brust schien in Blei gegossen zu sein.

»Dr. Seidman?«

Ich blickte zur Tür. Eine kleine Frau betrat das Zimmer, in kompletter Operationsausrüstung einschließlich Papierhaube. Der obere Verschluss ihres Mundschutzes war geöffnet, so dass er wie ein kleines Lätzchen auf ihre Brust herabhing. Ich bin vierunddreißig. Sie schien in meinem Alter zu sein.

»Ich bin Dr. Heller«, sagte sie und trat näher ans Bett. »Ruth Heller.« Sie nannte mir ihren Vornamen. Professionelle Höflichkeit unter Kollegen. Ruth Heller musterte mich eindringlich. Ich bemühte mich, sie anzusehen. Mein Hirn war noch träge, schien jedoch langsam auf Touren zu kommen. »Sie sind im St. Elizabeth Hospital«, sagte sie mit angemessenem Ernst.

Die Tür hinter ihr wurde geöffnet, und ein Mann betrat das Zimmer. Durch den Duschvorhang-Nebel konnte ich ihn nicht richtig erkennen, ich glaubte aber nicht, dass ich ihn kannte. Der Mann verschränkte die Arme und lehnte sich mit geübter Lässigkeit an die Wand. Kein Arzt, dachte ich. Wenn man lange genug mit Ärzten arbeitet, erkennt man so was.

Dr. Heller warf dem Mann einen kurzen Blick zu und konzentrierte sich wieder auf mich.

»Was ist passiert?«, fragte ich.

»Jemand hat auf Sie geschossen«, sagte sie. Dann fügte sie hinzu: »Sie haben zwei Schüsse abbekommen.«

Sie ließ das einen Moment im Raum stehen. Ich sah den Mann an der Wand an. Er hatte sich nicht von der Stelle gerührt. Ich öffnete den Mund, um etwas zu sagen, aber Dr. Heller fuhr fort: »Eine Kugel hat Ihren Schädel gestreift. Sie hat Ihnen förmlich ein Stück von der Kopfhaut abgezogen, die, wie Sie sicher wissen, sehr stark durchblutet ist.«

Ja, das wusste ich. Große Kopfwunden bluten, als hätte man einem die Rübe abgehackt. Okay, dachte ich, das erklärt das Jucken am Schädel. Als Ruth Heller zögerte, fragte ich: »Und die zweite Kugel?«

Heller seufzte. »Das war etwas komplizierter.«

Ich wartete.

»Die Kugel ist in Ihre Brust eingedrungen und hat den Herzbeutel verletzt. Dadurch ist eine große Menge Blut in den Raum zwischen Herz und Herzbeutel geflossen. Die Sanitäter konnten fast keine Lebenszeichen mehr ausmachen. Wir mussten den Brustkorb öffnen ...«

»Doktor?«, unterbrach sie der an der Wand lehrende Mann - und im ersten Augenblick dachte ich, er spräche mit mir. Ruth Heller hielt sichtlich verärgert inne. Der Mann löste sich von der Wand. »Können Sie die Einzelheiten später erklären? Die Zeit drängt.«

Sie warf ihm einen mürrischen Blick zu, ohne ihm jedoch wirklich böse zu sein. »Ich bleibe hier und behalte den Patienten im Auge«, sagte sie, »falls Sie nichts dagegen haben.«

Dr. Heller trat einen Schritt zurück und der Mann beugte sich über mich. Sein Kopf war zu groß für seine Schultern, so dass man befürchten musste, sein Hals könnte unter dem Gewicht einknicken. Seine Haare waren kurz geschoren, nur vorne waren sie länger und hingen ihm in einer römischen Ponyfrisur über die Augen. Ein Unterlippenbart, ein hässlich hingeschmierter Haarstreifen, hing wie ein Engerling an seinem Kinn. Alles in allem sah er aus wie ein ehemaliges Mitglied einer wirklich heruntergekommenen Boygroup. Ohne jegliche Herzlichkeit lächelte er zu mir herab. »Ich bin Detective Bob Regan vom Kasselton Police Department«, sagte er. »Ich weiß, dass Sie im Moment verwirrt sind.«

»Meine Familie ...«, setzte ich an.

»Dazu komme ich gleich«, unterbrach er mich. »Aber zuerst

habe ich ein paar Fragen an Sie, okay? Bevor wir über die Details sprechen.«

Er wartete auf eine Antwort. Ich versuchte, den Nebel beiseite zu wischen, und antwortete: »Okay.«

»Was ist das Letzte, an das Sie sich erinnern können?«

Ich ging den Morgen noch einmal durch. Ich erinnerte mich ans Aufwachen und Anziehen. Ich erinnerte mich, dass ich Tara betrachtet hatte. Ich erinnerte mich, dass ich das schwarzweiße Mobile über ihrer Wiege anschalten wollte, ein Geschenk einer Kollegin, die mir versichert hatte, es würde die Gehirntätigkeit des Babys anregen oder so. Das Mobile hatte sich weder bewegt noch seine kurze blecherne Melodie gespielt. Die Batterien waren leer. Ich versuchte, mir zu merken, dass ich neue besorgen musste. Danach war ich nach unten gegangen.

»Ich habe einen Müsli-Riegel gegessen«, sagte ich.

Regan nickte, als hätte er diese Antwort erwartet. »In der Küche?«

»Ja. An der Spüle.«

»Und dann?«

Ich versuchte, mich zu konzentrieren, aber mir fiel weiter nichts ein. Ich schüttelte den Kopf. »Ich bin vorher schon mal aufgewacht. Nachts. Ich glaube, das war hier.«

»Mehr nicht?«

Ich versuchte es noch einmal, kam aber nicht weiter. »Nein, mehr nicht.«

Regan zog einen Block aus der Tasche. »Wie die Ärztin Ihnen schon gesagt hat, wurde zweimal auf Sie geschossen. Erinnern Sie sich, dass Sie eine Pistole gesehen oder einen Schuss gehört haben?«

»Nein.«

»Das ist wohl verständlich. Sie waren in keinem guten Zustand, Marc. Die Sanitäter dachten, Sie wären tot.«

Meine Kehle war wieder trocken. »Wo sind Tara und Monica?«

»Immer schön der Reihe nach, Marc.« Regan schaute nicht mich an, sondern seinen Block. Ich spürte, wie die Angst meine Brust beschwerte. »Haben Sie gehört, wie ein Fenster eingeschlagen wurde?«

Ich fühlte mich benebelt. Ich versuchte, den Aufkleber auf dem Infusionsbeutel zu lesen, um festzustellen, womit sie mich ruhig stellten. Die Schrift war zu klein. Auf jeden Fall ein Schmerzmittel. Wahrscheinlich war Morphin im Tropf. Ich versuchte, gegen die Wirkung anzukämpfen. »Nein«, sagte ich.

»Sind Sie sicher? Hinten war ein Fenster eingeschlagen. Vielleicht ist der Täter dort ins Haus eingedrungen.«

»Ich kann mich nicht daran erinnern, dass ich gehört hätte, wie ein Fenster eingeschlagen wurde«, sagte ich. »Wissen Sie, wer ...«

Regan unterbrach mich. »Nein, bisher nicht. Deshalb stelle ich Ihnen diese Fragen. Um herauszufinden, wer das getan hat.« Er blickte von seinem Block auf. »Haben Sie irgendwelche Feinde?«

Hatte er das wirklich gefragt? Ich versuchte, mich aufzurichten, eine etwas andere Perspektive zu bekommen, doch ich hatte keine Chance. Mir gefiel das Patientendasein nicht, ich fühlte mich unwohl in dieser anderen Rolle am Krankenbett. Es heißt, Ärzte seien die schlimmsten Patienten. Wahrscheinlich liegt es an diesem abrupten Rollentausch.

»Ich will wissen, was mit meiner Frau und meiner Tochter passiert ist.«

»Das verstehe ich«, sagte Regan, wobei etwas in seiner Stimme lag, das mir wie ein eiskalter Stich ins Herz drang. »Aber wir müssen uns auf den Täter konzentrieren, Marc. Gedulden Sie sich noch einen Moment. Sie wollen uns doch helfen, oder? Dann müssen Sie meine Fragen beantworten.« Er sah wieder auf seinen Block. »Tja, haben Sie nun Feinde?«

Weiter mit ihm zu streiten wäre vergeblich, wenn nicht gar schädlich gewesen, also fügte ich mich widerwillig. »Jemand, der mich erschießen würde?«

»Ja.«

»Nein. Niemanden.«

»Und Ihre Frau?« Er musterte mich eingehend. Eins meiner liebsten Bilder von Monica - das Strahlen in ihrem Gesicht, als wir zum ersten Mal die Raymondkill Falls gesehen hatten, als sie mich in gespielter Angst umklammerte, während das Wasser auf uns hinabstürzte - kam mir in den Sinn. »Hatte sie Feinde?«

Ich sah ihn an. »Monica?«

Ruth Heller trat einen Schritt vor. »Ich glaube, das reicht für heute.«

»Was ist mit Monica?«, fragte ich.

Dr. Heller stand jetzt Schulter an Schulter neben Detective Regan. Beide sahen mich an. Heller wollte wieder protestieren, aber ich unterbrach sie.

»Kommen Sie mir nicht mit diesem Mist zum *Schutz des Patienten*«, versuchte ich zu schreien, während Angst und Wut gegen das ankämpften, was mein Gehirn vernebelte. »Sagen Sie mir, was mit meiner Frau ist!«

»Sie ist tot«, sagte Detective Regan. Einfach so. Tot. Meine Frau. Monica. Es war, als hätte ich ihn gar nicht gehört. Die Worte kamen nicht an.

»Als die Polizei ihre Haustür aufgebrochen hat, war auf sie beide geschossen worden. Sie konnten gerettet werden. Aber für Ihre Frau war es zu spät. Es tut mir Leid.«

Wieder schoss mir ein Bild durch den Kopf - Monica auf Martha's Vineyard, in ihrem beigen Badeanzug am Strand. Das schwarze Haar wehte ihr über die Wangenknochen, während sie mich mit ihrem rasiermesserscharfen Lächeln ansah. Mit einem Blinzeln wischte ich das Bild beiseite. »Und Tara?«

»Ihre Tochter?«, setzte Regan an und räusperte sich kurz. Wieder sah er auf seinen Block, aber ich glaube nicht, dass er etwas notieren wollte. »Sie war an diesem Morgen zu Hause, ja? Ich meine, als es passiert ist?«

»Ja, natürlich. Wo ist sie?«

Mit einer energischen Bewegung klappte Regan seinen Block zu. »Als wir dort eintrafen, war sie nicht am Tatort.«

Meine Lunge wurde zu Stein. »Das verstehe ich nicht.«

»Anfangs hatten wir gehofft, sie sei bei einem anderen Mitglied der Familie oder bei Freunden. Oder bei einem Babysitter, aber ...« Seine Stimme erstarb.

»Sie meinen, Sie wissen nicht, wo Tara ist?«

Diesmal zögerte er nicht. »Ja, das stimmt.«

Mir war, als drücke mir eine riesige Hand auf die Brust. Ich kniff die Augen zu und ließ den Kopf ins Kissen sinken. »Seit wann?«, fragte ich.

»Seit wann sie vermisst wird?«

»Ja.«

Dr. Heller ergriff hastig das Wort. »Sie müssen das verstehen. Sie waren schwer verletzt. Wir hatten wenig Hoffnung, dass Sie überleben würden. Sie sind maschinell beatmet worden. Ein Lungenflügel war zusammengefallen. Außerdem hatten Sie noch eine Infektion. Sie sind selbst Arzt, ich brauche Ihnen nicht zu sagen, wie ernst das in einer solchen Situation ist. Wir haben versucht, die Medikamentendosis langsam zu reduzieren, damit Sie so schnell wie möglich wieder zu sich kommen ...«

»Seit wann?«, fragte ich noch einmal.

Regan und sie sahen sich an, dann sagte Heller etwas, das mir erneut den Atem verschlug. »Sie waren zwölf Tage bewusstlos.«

2

Wir tun, was wir können«, verkündete Regan in einem Tonfall, der so einstudiert klang, als hätte er diesen Satz während meiner Bewusstlosigkeit unablässig an meinem Bett geprobt. »Wie gesagt, wir waren anfangs nicht sicher, ob wirklich ein Kind vermisst wird. In dieser Phase haben wir wertvolle Zeit verloren, aber inzwischen sind wir wieder dran. Taras Foto wurde an sämtliche Polizeireviere, Flughäfen, Mautstationen, Bus- und Zugbahnhöfe und so weiter im Umkreis von hundertfünfzig Kilometern geschickt. Wir haben die Hintergründe aller vergleichbaren Entführungen untersucht, um festzustellen, ob wir ein Muster erkennen können.«

»Zwölf Tage«, wiederholte ich.

»Wir haben Abhöreinrichtungen an Ihren Telefonen - zu Hause, im Büro und an Ihrem Handy ...«

»Wieso?«

»Falls jemand Lösegeld verlangt.«

»Hat schon jemand angerufen?«

»Nein, bisher nicht.«

Mein Kopf sank wieder ins Kissen. Zwölf Tage. Ich hatte zwölf Tage in diesem Bett gelegen, während mein Baby ... ich verdrängte den Gedanken.

Regan kratzte sich den Bart. »Wissen Sie noch, was Tara an diesem Morgen angehabt hat?«

Ich wusste es genau. Ich habe mir eine Art morgendliches Ritual angewöhnt - früh aufstehen, auf Zehenspitzen zu Taras Wiege schleichen, sie ansehen. Babys machen nicht nur Freude. Das ist mir klar. Ich weiß, dass es Zeiten träger Langeweile gibt. Ich weiß, dass die Nervenenden durch ihr Geschrei in manchen Nächten wie mit einer Käseibe bearbeitet werden. Ich will das

Leben mit einem Kleinkind keinesfalls idealisieren. Aber mir gefiel meine Morgenroutine. Taras winzige Gestalt anzusehen gab mir Kraft. Mehr noch, es versetzte mich in eine Art Verzückung. Manche Menschen geraten in Gotteshäusern in Verzückung. Ich - ja, ich weiß wie kitschig das klingt - ich geriet beim Anblick dieser Wiege in Verzückung.

»Einen rosa Strampelanzug mit schwarzen Pinguinen«, sagte ich. »Monica hat ihn bei Baby Gap gekauft.«

Er schrieb es auf. »Und Monica?«

»Was ist mit ihr?«

Er sah wieder auf seinen Block. »Was hatte sie an?«

»Jeans«, sagte ich und dachte daran, wie sie über ihre Hüfte glitten, »und eine rote Bluse.«

Regan schrieb weiter.

Ich sagte: »Und es - ich meine, haben Sie irgendwelche Spuren?«

»Wir ermitteln noch in alle Richtungen.«

»Das habe ich nicht gefragt.«

Regan sah mich nur an. Ich konnte diesem Blick nicht standhalten.

Meine Tochter. Dort draußen. Allein. Seit zwölf Tagen. Ich dachte an ihre Augen, die Wärme darin, die nur Eltern sehen, und sagte etwas Albernnes. »Sie lebt.«

Regan legte den Kopf schief wie ein Welpen, der ein unbekanntes Geräusch hört.

»Geben Sie nicht auf«, sagte ich.

»Bestimmt nicht.« Er sah mich weiter mit seinem neugierigen Blick an.

»Es ist bloß ... haben Sie Kinder, Detective Regan?«

»Zwei Mädchen«, sagte er.

»Es klingt vielleicht albern, aber ich würde es spüren.« Genauso, wie ich bei Taras Geburt gespürt hatte, dass die Welt nie

wieder so sein würde wie vorher. »Ich würde es spüren«, wiederholte ich.

Er antwortete nicht. Mir wurde klar, dass das, was ich sagte - besonders für einen Mann, der spöttisch auf Wunder, alles Übernatürliche oder Esoterische herabsah -, lächerlich war. Ich wusste, dass dieses Gespür einzig und allein auf meiner Sehnsucht basierte. Man will etwas mit so unbändiger Macht, dass das Gehirn sämtliche Wahrnehmungen diesem Ziel unterordnet. Aber ich hielt mich trotzdem daran fest. Ob richtig oder falsch, es war mein Rettungsanker.

»Wir brauchen noch weitere Informationen von Ihnen«, sagte Regan. »Über Sie, Ihre Frau, Freunde, Finanzen ...«

»Später.« Dr. Heller ging wieder dazwischen. Sie trat zwischen uns, als müsste sie mich vor seinen Blicken schützen. Mit fester Stimme sagte sie: »Er braucht jetzt Ruhe.«

»Nein, jetzt«, sagte ich zu ihr und versuchte, noch entschlossener zu klingen als sie. »Wir müssen meine Tochter finden.«

*

Monica war im Familiengrab der Portmans auf dem Grundstück ihres Vaters beigesetzt worden. Die Beerdigung hatte ich natürlich verpasst. Ich weiß nicht genau, was ich dabei empfand, aber ich hatte, zumindest in jenen tristen Momenten, in denen ich mir selbst gegenüber ehrlich war, meiner Frau schon immer mit gespaltenen Gefühlen gegenübergestanden. Monica besaß die Schönheit der Privilegierten, die fast schon zu fein modellierten Wangenknochen, das glatte, seidenglänzende schwarze Haar und dieses ewig energisch vorgereckte Country-Club-Kinn, das sowohl störte als auch erregte. Unsere Ehe war von altem Schrot und Korn - eine Mussehe. Okay, das ist jetzt etwas übertrieben. Monica war schwanger gewesen. Ich unentschlossen. Die bevorstehende Niederkunft hatte mich in den Hafen der Ehe getrieben.

Den Bericht über das Begräbnis erhielt ich von Carson Portman, Monicas Onkel und das einzige Mitglied ihrer Familie, zu dem wir regelmäßig Kontakt gehalten hatten. Monica hatte ihn von ganzem Herzen geliebt. Carson saß mit gefalteten Händen an meinem Krankenbett. Mit seiner dicken Brille, der fadenscheinigen Tweed-Jacke und dem ungebändigten Albert-Einstein-begegnet-Don-King-Haarschopf erinnerte er an einen netten alten College-Professor. Aber seine braunen Augen schimmerten, als er in traurigem Bariton erzählte, dass Edgar, Monicas Vater, dafür gesorgt hatte, dass das Begräbnis meiner Frau eine kleine *geschmackvolle Angelegenheit* war.

Das hatte ich auch nicht anders erwartet. Insbesondere das *kleine* erschien mir plausibel.

In den nächsten Tagen besuchten mich diverse Leute im Krankenhaus. Meine Mutter - alle nannten sie Honey - kam jeden Morgen wie mit Düsenantrieb ins Zimmer gesaust. Sie trug weiß glänzende Reebok-Sportschuhe und einen blauen Trainingsanzug mit goldenen Ziernähten - als wolle sie die St. Louis Rams trainieren. Ihre Haare waren sorgfältig frisiert, aber spröde vom häufigen Färben. Und immer umgab sie der Geruch ihrer letzten Zigarette. Moms Make-up konnte den Schmerz über den Verlust ihres einzigen Enkelkinds kaum überdecken. Mit beeindruckender Energie saß sie Tag für Tag bei mir am Bett und strahlte eine beständige Hysterie aus. Das war gut. Es war, als wäre sie auch stellvertretend für mich hysterisch, und auf eigenartige Weise halfen ihre unkontrollierten Gefühlsausbrüche mir, ruhig zu bleiben.

Trotz der unerträglichen Hitze - und meiner andauernden Proteste - legte Mom eine weitere Decke über mich, wenn ich schlief. Einmal wachte ich auf - natürlich schweißgebadet - und hörte, wie meine Mutter der schwarzen Krankenschwester mit der gestärkten Haube von meinem früheren Aufenthalt im St. Elizabeth erzählte, als ich erst sieben Jahre alt gewesen war.

»Er hatte Salmonellen«, verkündete Honey mit verschwörerischem Bühnenflüstern, nur unwesentlich lauter als ein Megafon. »Einen solchen Durchfall hatte die Welt noch nicht gerochen. Es ist nur so aus ihm herausgeflossen. Der Gestank hat sich sogar in den Tapeten festgesetzt.«

»Nach Rosen duftet er jetzt auch nicht gerade«, erwiderte die Schwester.

Die beiden Frauen lachten.

Am zweiten Tag meiner Erholung stand Mom über mein Bett gebeugt, als ich erwachte.

»Kannst du dich daran noch erinnern?«, fragte sie.

Sie hatte einen ausgestopften Oscar aus der Mülltonne in der Hand, den mir irgendjemand während meines Salmonellen-Aufenthaltes geschenkt hatte. Das Grün war zu einem hellen Mint verblichen. Sie sah die Schwester an. »Das ist Marcs Oscar«, erläuterte sie.

»Mom«, sagte ich.

Sie wandte sich mir wieder zu. Heute hatte sie ihr Mascara etwas zu dick aufgetragen, so dass es sich in ihren Augenfalten sammelte. »Oscar hat dir damals Gesellschaft geleistet, weißt du noch? Er hat dir geholfen, wieder gesund zu werden.«

Ich rollte die Augen und schloss sie dann. Eine Erinnerung stieg in mir auf. Ich hatte mir die Salmonellen durch rohe Eier geholt. Mein Vater hatte immer welche in Milchshakes getan, wegen der Extraportion Protein. Ich weiß noch, was für einen Schrecken ich damals bekommen hatte, als ich gehört hatte, dass ich die Nacht im Krankenhaus verbringen musste. Mein Vater, dem kurz vorher beim Tennis die Achillessehne gerissen war, hatte ein Gipsbein und fortwährend Schmerzen. Doch als er meine Angst sah, brachte er, wie immer, ein Opfer. Nachdem er den ganzen Tag in der Fabrik gewesen war, harrte er die ganze Nacht auf dem Stuhl an meinem Krankenhausbett aus. Ich hatte

zehn Tage im St. Elizabeth verbracht. Mein Vater hatte jede Nacht auf dem Stuhl geschlafen.

Plötzlich wandte Mom sich ab und ich sah, dass ihr dasselbe durch den Kopf gegangen war. Die Schwester entschuldigte sich schnell. Ich legte meiner Mutter eine Hand auf den Rücken. Sie bewegte sich nicht, aber ich spürte, wie ein Schauer sie erfasste. Sie starrte den ausgebleichenen Oscar in ihrer Hand an. Behutsam nahm ich ihn ihr ab.

»Danke«, sagte ich.

Mom wischte sich die Tränen aus den Augen. Diesmal würde Dad nicht ins Krankenhaus kommen, und obwohl ich sicher war, dass Mom ihm erzählt hatte, was geschehen war, wusste man nicht, ob er es verstanden hatte. Mit einundvierzig Jahren hatte mein Vater seinen ersten Schlaganfall gehabt - ein Jahr, nachdem er die Nächte bei mir im Krankenhaus verbracht hatte. Ich war damals acht gewesen.

Ich habe auch noch eine jüngere Schwester, Stacy, die entweder *drogenkrank* ist (für die Anhänger einer politisch korrekten Sprache) oder ein *Junkie* (für diejenigen, die die Dinge beim Namen nennen). Manchmal sehe ich mir alte Bilder aus der Zeit vor dem ersten Schlaganfall meines Vaters an, auf denen eine junge, zuversichtliche, vierköpfige Familie und ein zotteliger alter Hund zu sehen sind, auf einem gepflegten Rasen vor einem Basketballkorb und einem von Holzkohle und Anzündern überquellenden Grill. Ich suche nach Hinweisen auf das zukünftige zahnlose Lächeln meiner Schwester, nach ihrer dunklen Seite vielleicht, nach irgendwelchen Vorzeichen. Aber ich finde keine. Das Haus haben wir noch, es kommt mir jedoch vor wie eine alte Filmkulisse. Dad lebt noch; mit seinem Absturz zerbrach allerdings alles in tausend Stücke, wie Humpty-Dumpty. Besonders Stacy.

Stacy hatte mich nicht besucht, oder auch nur angerufen, aber bei ihr überrascht mich nichts mehr.

Schließlich drehte sich meine Mutter wieder zu mir um. Ich drückte den ausgebleichenen Oscar etwas fester an mich, als mir etwas durch den Kopf ging: Wir waren wieder allein. Dad vegetierte nur noch vor sich hin. Stacy war weg, nur noch eine leere Hülle. Ich griff nach Moms Hand und spürte ihre Wärme und die in letzter Zeit dicker gewordene Haut. Wir verharrten so, bis die Tür wieder geöffnet wurde. Die Schwester von vorhin streckte den Kopf herein.

Mom richtete sich auf und sagte: »Marc hat auch mit Puppen gespielt.«

»Mit Action Figuren«, korrigierte ich sie hastig. »Das waren Action Figuren, keine Puppen.«

Auch mein bester Freund Lenny und seine Frau Cheryl schauten jeden Tag im Krankenhaus vorbei. Lenny Marcus ist ein prominenter Strafverteidiger, der für mich allerdings auch Kleinigkeiten regelt, wie die Sache mit dem Strafzettel wegen Geschwindigkeitsüberschreitung und den Vertragsabschluss für unser Haus. Als er sein Examen gemacht hatte und für den Staatsanwalt arbeitete, gaben ihm Gegner und Freunde wegen seines aggressiven Auftretens im Gericht bald den Namen *Bulldog*. Irgendwann war man dann zu dem Schluss gekommen, dass der Name zu mild für Lenny war, worauf sich dann *Cujo* durchsetzte. Ich kenne Lenny seit der Grundschule. Ich bin der Patenonkel seines Sohnes Kevin. Und er ist Taras Patenonkel.

Ich habe nicht viel geschlafen. Ich liege im Bett, starre an die Decke, zähle die Pieptöne, lausche den anderen Geräuschen im Krankenhaus und versuche mit allen mir zur Verfügung stehenden Mitteln nicht an meine kleine Tochter und die unendlich vielen Dinge zu denken, die ihr widerfahren sein könnten. Es gelingt mir nicht immer. Das Gehirn ist, wie ich erfahren musste, wahrhaftig eine finstere Schlangengrube.

Später kam Detective Regan mit einer möglichen Spur vorbei.

»Erzählen Sie mir von Ihrer Schwester«, fing er an.

»Wieso?«, fragte ich zu hastig. Ehe er eine Erklärung abgeben konnte, hob ich die Hand, um ihn zu bremsen. Meine Schwester war drogensüchtig. Wo es Drogen gab, kamen auch andere kriminelle Elemente ins Spiel. »Wurde etwas gestohlen?«, fragte ich.

»Vermutlich nicht. Es scheint nichts zu fehlen, aber die Wohnung war verwüstet.«

»Verwüstet?«

»Jemand hat alles durcheinander geworfen. Haben Sie eine Ahnung, warum?«

»Nein.«

»Dann erzählen Sie mir von Ihrer Schwester.«

»Haben Sie Stacys Akte?«, fragte ich.

»Ja.«

»Ich wüsste nicht, was ich dem noch hinzufügen könnte.«

»Sie beide haben sich entfremdet, stimmt's?«

Entfremdet? Passte das auf unser Verhältnis? »Ich liebe sie«, sagte ich langsam.

»Und wann haben Sie sie zum letzten Mal gesehen?«

»Vor sechs Monaten.«

»Gleich nach Taras Geburt.«

»Ja.«

»Wo?«

»Wo ich sie gesehen habe?«

»Ja.«

»Stacy war im Krankenhaus«, sagte ich.

»Um ihre Nichte zu sehen.«

»Ja.«

»Was ist bei diesem Besuch passiert?«

»Stacy war high. Sie wollte das Baby auf den Arm nehmen.«

»Sie haben es ihr nicht erlaubt?«

»Genau.«

»War sie wütend?«

»Sie hat kaum eine Reaktion gezeigt. Wenn meine Schwester auf Drogen ist, ist sie ziemlich lahm.«

»Aber Sie haben sie rausgeworfen.«

»Ich habe ihr gesagt, dass sie in Taras Leben nichts zu suchen hat, solange sie nicht clean ist.«

»Verstehe«, sagte er. »Sie haben gehofft, sie auf diese Weise dazu zu bringen, in eine Entzugsklinik zu gehen.«

Vielleicht habe ich geglückt. »Nein, eigentlich nicht.«

»Wie soll ich das verstehen?«

Ich überlegte, wie ich das ausdrücken sollte. Ich dachte an ihr Lächeln auf dem Familienfoto und an das andere, ohne Vorderzähne. »Wir haben Stacy schon Schlimmeres angedroht«, sagte ich. »Tatsache ist, dass meine Schwester nicht aufhören wird. Die Drogen haben sie fest im Griff.«

»Sie haben also keine Hoffnung auf einen erfolgreichen Entzug?«

Das *Nein* wollte mir einfach nicht über die Lippen. »Ich konnte ihr meine Tochter nicht anvertrauen«, sagte ich. »Belassen wir es dabei.«

Regan ging zum Fenster und schaute hinaus. »Wann sind Sie in Ihr jetziges Haus gezogen?«

»Monica und ich haben das Haus vor vier Monaten gekauft.«

»Es ist nicht weit von den Häusern Ihrer Eltern entfernt, nicht wahr?«

»Das stimmt.«

»Kannten Sie sich schon lange?«

Die Frage überraschte mich. »Nein.«

»Obwohl Sie im selben Ort aufgewachsen sind?«

»Wir haben in unterschiedlichen Kreisen verkehrt.«

»Ah ja«, sagte er. »Also, nur damit ich richtig verstehe: Sie ha-

ben Ihr Haus vor vier Monaten gekauft und Ihre Schwester seit sechs Monaten nicht gesehen, richtig?«

»Richtig.«

»Ihre Schwester hat Sie also nie in Ihrem jetzigen Haus besucht.«

»So ist es.«

Regan wandte sich zu mir. »Wir haben Stacys Fingerabdrücke in Ihrem Haus gefunden.«

Ich sagte nichts.

»Sie wirken nicht sehr überrascht, Marc.«

»Stacy ist drogensüchtig. Ich glaube nicht, dass sie in der Lage wäre, auf mich zu schießen und meine Tochter zu entführen, aber ich habe schon mehrmals unterschätzt, wie tief sie sinken kann. Haben Sie ihre Wohnung überprüft?«

»Seit auf Sie geschossen wurde, ist sie nicht mehr gesehen worden«, sagte er.

Ich schloss die Augen.

»Wir glauben nicht, dass Ihre Schwester so etwas alleine bewerkstelligen könnte«, fuhr er fort. »Sie könnte einen Komplizen haben - einen Liebhaber, einen Dealer, irgend jemanden, der weiß, dass Ihre Frau aus einer wohlhabenden Familie stammt. Fällt Ihnen dazu irgendwas ein?«

»Nein«, sagte ich. »Sie denken also, das Ganze war eine Entführung?«

Regan fing wieder an, sein Unterlippenbärtchen zu kratzen. Dann zuckte er kurz die Achseln.

»Aber sie haben versucht, uns umzubringen«, wandte ich ein. »Wie soll man Lösegeld erpressen, wenn die Eltern tot sind?«

»Sie könnten unter Drogen gestanden und einen Fehler gemacht haben«, sagte er. »Oder sie haben gedacht, sie könnten das Geld von Taras Großvater bekommen.«

»Und warum haben sie das nicht versucht?«

Regan antwortete nicht. Aber ich kannte die Antwort. Der Stress nach der Entführung, besonders aber nach der Schießerei, hätte einen Junkie überfordert. Junkies können nicht besonders gut mit Konflikten umgehen. Das ist einer der Gründe dafür, dass sie damit anfangen, Drogen zu schnupfen oder zu spritzen - um zu fliehen, zu verschwinden, abzutauchen, in die Unendlichkeit auszurücken. Die Medien hatten den Fall bestimmt groß aufgemacht. Die Polizei ermittelte. Unter solchem Druck würden Junkies durchdrehen. Sie würden abhauen und alles stehen und liegen lassen.

Und sämtliche Beweise vernichten.

*

Doch die Lösegeldforderung kam zwei Tage später.

Jetzt, wo ich wieder bei Bewusstsein war, heilten die Schusswunden überraschend gut. Vielleicht lag es daran, dass ich mich ganz darauf konzentrierte, wieder auf die Beine zu kommen, oder dass der zwölf-tägige quasi katatonische Zustand meinen Verletzungen Zeit zum Heilen gegeben hatte. Oder ich litt an einem Schmerz, der viel größer war als der, den man dem Körper zufügen konnte. Wenn ich an Tara dachte, blieb mir aus Angst vor dem Unbekannten die Luft weg. Wenn ich an Monica dachte, daran, dass sie tot war, wurde mein Innerstes wie mit stählernen Klauen zerfetzt.

Ich wollte raus.

Mir tat noch alles weh, trotzdem überredete ich Ruth Heller, mich zu entlassen. Mit der Bemerkung, ich sei ein ausgezeichneter Beweis für die Behauptung, dass Ärzte die schlimmsten Patienten seien, unterschrieb sie widerstrebend die Papiere. Wir einigten uns darauf, dass täglich ein Physiotherapeut zu mir kommen würde. Und um ganz sicher zu gehen, würde regelmäßig eine Schwester vorbeischauen.

Am Morgen meiner Entlassung aus St. Elizabeth war meine Mutter im Haus - dem ehemaligen Tatort - und *bereitete es für meine Ankunft vor*, was immer das heißen mochte. Seltsamerweise hatte ich keine Angst vor der Rückkehr. Ein Haus besteht aus Mörtel und Backstein. Ich erwartete nicht, dass mich allein der Anblick aus der Bahn werfen würde, doch vielleicht ließ ich solche Gedanken auch einfach nicht an mich heran.

Lenny half mir beim Packen und Anziehen. Er ist groß und drahtig und bekommt schon sechs Minuten nach dem Rasieren einen Homer-Simpson-Bartschatten. Als Kind hatte er eine Flaschenbodenbrille und zu dicke Kordklamotten getragen, selbst mitten im Sommer. Sein lockiges Haar war oft so lang gewesen, dass er aussah wie ein streunender Pudel. Heutzutage hält er seine Locken gewissenhaft kurz. Vor zwei Jahren hat er sich die Augen mit Laser operieren lassen, so dass er die Brille nicht mehr braucht. Er trägt inzwischen teure Markenanzüge.

»Bist du sicher, dass du nicht die ersten paar Tage bei uns wohnen willst?«, fragte Lenny.

»Du hast vier Kinder«, erinnerte ich ihn.

»Ach ja, stimmt.« Er schwieg. »Kann ich bei dir wohnen?«

Ich versuchte zu lächeln.

»Im Ernst«, sagte Lenny, »du solltest nicht allein in dem Haus bleiben.«

»Das geht schon in Ordnung.«

»Cheryl hat ein paar Mahlzeiten für dich gekocht. Sie sind in der Tiefkühltruhe.«

»Das ist nett von ihr.«

»Leider ist sie nach wie vor die schlechteste Köchin der Welt.«

»Ich hab ja nicht gesagt, dass ich sie esse.«

Lenny sah zur Seite und beschäftigte sich mit der schon fertig gepackten Tasche. Ich beobachtete ihn. Wir kennen uns schon ewig - aus der ersten Klasse bei Mrs Roberts; er war vermutlich

nicht sehr überrascht, als ich sagte: »Willst du darüber reden, was los ist?«

Er hatte auf eine solche Gelegenheit gewartet und nutzte sie auch sofort. »Hör zu, ich bin dein Anwalt, ja?«

»Stimmt.«

»Als solcher möchte ich dir einen juristischen Rat geben.«

»Und?«

»Ich hätte das schon früher sagen sollen, aber ich wusste, dass du nicht auf mich hören würdest. Jetzt, also, ich glaube, jetzt ist es was anderes.«

»Lenny?«

»Ja.«

»Wovon redest du?«

Trotz der Fortschritte, die Lenny im physischen Bereich gemacht hatte, sah ich in ihm immer noch den Jungen. Es fiel mir daher nicht leicht, seine Ratschläge ernst zu nehmen. Verstehen Sie mich nicht falsch. Ich wusste, dass er klug war. Ich hatte mit ihm gefeiert, als er erst seine Zulassung für Princeton und dann für die Columbia Law School bekam. Wir hatten gemeinsam unsere SAT-Tests abgelegt und hatten im vorletzten Schuljahr den gleichen Chemiekurs für Fortgeschrittene besucht. Aber der Lenny, den ich vor mir sah, war der, mit dem ich an schwülen Freitag- und Samstagabenden verzweifelt durch die Straßen gezogen war. Wir hatten den Kombi seines Vaters genommen - mit Holzdekor, also nicht unbedingt die klassische Aufreißerkiste - und versucht, auf Partys eingelassen zu werden. Man ließ uns auch immer rein, richtig willkommen waren wir aber nicht. Wir waren ein Teil der großen, unbesungenen Mehrheit der High School. Mit einem Bier in der Hand standen wir in der Ecke, wackelten im Rhythmus der Musik mit dem Kopf und versuchten mit aller Kraft, von irgendjemandem wahrgenommen zu werden. Es klappte nie. Meistens aßen wir hinterher ein überbackenes

Käse-Sandwich im Heritage Diner oder, was noch besser war, auf dem Fußballplatz hinter der Benjamin Franklin Middle School, wo wir auf dem Rasen lagen und in die Sterne hinausblickten. Es redete sich leichter, selbst mit dem besten Freund, wenn man auf dem Rücken lag und die Sterne betrachtete.

»Okay«, sagte Lenny und gestikulierte etwas zu wild, wie meistens. »Folgendes: Ich will nicht mehr, dass du mit der Polizei sprichst, wenn ich nicht dabei bin.«

Ich runzelte die Stirn. »Ist das dein Ernst?«

»Vielleicht täusche ich mich, aber ich kenne solche Fälle. Nicht *genau* solche, aber du weißt, was ich meine. Die Hauptverdächtigen sind immer die Angehörigen.«

»Meinst du meine Schwester?«

»Nein, ich meine die engsten Angehörigen. Oder noch engere Angehörige, falls das möglich ist.«

»Willst du damit sagen, die Polizei verdächtigt mich?«

»Ich weiß es nicht. Wirklich nicht.« Er schwieg, allerdings nicht sehr lange. »Okay, ja, wahrscheinlich.«

»Aber auf mich ist geschossen worden, wie du dich vielleicht noch Erinnerst. Mein Kind wurde entführt.«

»Ja, und genau da liegt das Problem.«

»Wie kommst du darauf?«

»Je mehr Zeit vergeht, desto stärker gerätst du unter Verdacht.«

»Wieso?«, wollte ich wissen.

»Weiß ich auch nicht. So läuft das einfach. Pass auf, Entführungen werden vom FBI bearbeitet. Das weißt du doch, oder? Sobald ein Kind vierundzwanzig Stunden verschwunden ist, gehen sie davon aus, dass es über die Grenze des Bundesstaats gebracht wurde, und damit ist es ihr Fall.«

»Und?«

»Also hatten sie die ersten, na ja, zehn Tage oder so, eine ganze

Horde Agenten hier. Sie haben deine Telefone abgehört und auf die Lösegeldforderung gewartet und so. Aber vorgestern haben die meisten ihre Zelte wieder abgebrochen. So weit ist das alles völlig normal. Sie können nicht ewig warten, also lassen sie ein oder zwei Agenten da. Damit hat sich allerdings auch ihre Einschätzung der Situation verändert. Jetzt wurde Tara nicht mehr gekidnappt, um ein Lösegeld zu erpressen, es war eine einfache Entführung. Ich vermute allerdings, dass die Telefone immer noch abgehört werden. Ich habe bisher nicht nachgefragt, aber das mach ich noch. Sie behaupten, dass sie die Abhörgeräte eingeschaltet lassen, falls doch noch eine Lösegeldforderung eingeht. Aber sie hoffen auch, dass du dich verrätst.«

»Na und?«

»Also sei vorsichtig«, sagte Lenny. »Denk daran, dass deine Telefone - zu Hause, im Büro und das Handy - aller Wahrscheinlichkeit nach abgehört werden.«

»Trotzdem: Na und? Ich habe schließlich nichts getan.«

»Nichts getan ...?« Lenny flatterte mit den Armen, als wolle er abheben.

»Hör zu, sei einfach vorsichtig, sonst nichts. Es mag sich für dich unglaublich anhören - und verschluck dich nicht, wenn du mich so etwas sagen hörst -, aber es gab Fälle, bei denen die Polizei die Beweislage verdreht und Hinweise gefälscht hat.«

»Du bringst mich ganz durcheinander. Willst du damit sagen, dass ich allein deshalb unter Verdacht stehe, weil ich der Vater und Ehemann bin?«

»Ja«, sagte Lenny. »Und nein.«

»Oh, okay, danke. Jetzt ist mir alles klar.«

Das Telefon neben meinem Bett klingelte. Ich war auf der anderen Zimmerseite. »Gehst du mal ran?«, fragte ich.

Lenny nahm den Hörer an. »Dr. Seidmans Zimmer.« Sein Gesicht verfinsterte sich beim Zuhören. Er spuckte das Wort »Mo-

ment« aus und reichte mir das Telefon, als wäre es voller Bakterien. Ich sah ihn verwundert an und sagte: »Hallo?«

»Hallo, Marc. Hier ist Edgar Portman.«

Monicas Vater. Daher Lennys Reaktion. Edgar sprach, wie immer, viel zu förmlich. Manche Menschen wägen ihre Worte ab. Einige wenige, wie mein Schwiegervater, legen jedes einzeln auf die Goldwaage, bevor es aus ihrem Mund kommt.

Im erstem Moment war ich überrascht. »Hallo, Edgar«, sagte ich geistlos. »Wie geht's?«

»Mir geht es gut, danke. Es tut mir natürlich Leid, dass ich dich nicht schon früher angerufen habe. Carson hatte mir mitgeteilt, dass du dabei bist, dich von deinen Verletzungen zu erholen. Ich hielt es für das Beste, dich nicht zu stören.«

»Sehr aufmerksam«, erwiderte ich mit einem Hauch von Ironie.

»Ja, nun gut. Ich habe gehört, dass du heute entlassen wirst.«

»Das stimmt.«

Edgar räusperte sich, was gar nicht recht zu ihm passen wollte. »Ich frage mich, ob du vielleicht mal im Haus vorbeischauen könntest.«

Im Haus. *Sein* Haus war gemeint. »Heute?«

»So bald wie möglich, ja. Und wenn möglich allein.«

Es entstand eine Pause. Lenny sah mich fragend an.

»Ist irgendwas, Edgar?«, erkundigte ich mich.

»Vor dem Krankenhaus wartet ein Wagen auf dich. Wir können uns dann hier weiter unterhalten.«

Und bevor ich noch etwas dazu sagen konnte, hatte er aufgelegt.

*

Der Wagen, ein schwarzer Lincoln, wartete tatsächlich vorm Krankenhaus.

Lenny schob mich nach draußen. Natürlich kannte ich die

Gegend. Ich war nur ein paar Kilometer vom St. Elizabeth entfernt aufgewachsen. Als ich fünf Jahre alt gewesen war, war mein Vater mit mir hier in die Notaufnahme geeilt (zwölf Stiche), und mit sieben, na ja, über meinen Salmonellen-Aufenthalt wissen Sie schon mehr als genug. Nach dem Medizinstudium habe ich meine Assistenz im damaligen Columbia Presbyterian in New York absolviert, bin dann aber für ein Praktikum in Augenheilkunde zur Gesichtsrekonstruktion wieder ans St. Elizabeth zurückgekehrt.

Ja, ich bin Schönheitschirurg, aber nicht so einer, wie Sie jetzt vermutlich glauben. Die eine oder andere Nase richte ich schon gelegentlich, aber Sie werden mich nie mit Silikonkissen oder Ähnlichem arbeiten sehen. Ich will das nicht verurteilen, ich mache es nur einfach nicht.

Zusammen mit meiner alten Kommilitonin Zia Leroux, einem Energiebündel aus der Bronx, arbeite ich in der rekonstruktiven plastischen Kinder-Gesichts Chirurgie. Wir arbeiten für eine Gruppe namens One World WrapAid. Genau genommen haben Zia und ich sie gegründet. Wir kümmern uns um verunstaltete Kinder, meist im Ausland, egal, ob sie von Geburt an deformiert oder durch Armut oder Krieg entstellt sind. Wir reisen viel. Ich habe an zerschmetterten Gesichtern in Sierra Leone gearbeitet, an Hasenscharten in der Oberen Mongolei, an Crouzon-Syndromen in Kambodscha und an Verbrennungsopferten in der Bronx. Wie die meisten Ärzte in diesem Bereich habe ich eine lange und intensive Ausbildung hinter mir. Ich habe HNO studiert - Hals-, Nasen-, Ohrenheilkunde -, dazu ein Jahr rekonstruktive plastische Chirurgie und, wie schon erwähnt, Augenheilkunde. Zia hat eine ähnliche Ausbildung, allerdings mit dem Schwerpunkt Kieferchirurgie.

Vielleicht halten Sie uns für Weltverbesserer. Damit lägen Sie falsch. Ich hatte die Wahl. Ich konnte Titten vergrößern und

Menschen die Haut straffen, die sowieso schon zu schön waren - oder ich konnte verletzen, von Armut gezeichneten Kindern helfen. Ich habe mich für Letzteres entschieden, aber nicht in erster Linie, um Benachteiligten zu helfen, sondern weil es einfach die interessantere Arbeit ist. Die meisten plastischen Chirurgen puzzeln von Natur aus gern. Wir sind schräge Typen. Wir fahren voll ab auf die Freakshows auf Rummelplätzen, auf angeborene Anomalien und riesige Tumore. Kennen Sie die medizinischen Lehrbücher, in denen Abbildungen so grässlich entstellter Gesichter sind, dass Sie sie kaum ansehen können? Zia und ich stehen auf so was. Und es macht uns noch mehr an, das wieder in Ordnung zu bringen - das Zerstörte wieder zu reparieren.

Die frische Luft kribbelte in meiner Lunge. Die Sonne strahlte wie am Jüngsten Tag und schien sich über meine Niedergeschlagenheit lustig zu machen. Ich wandte mein Gesicht in die Sonne und ließ mich von der Wärme beruhigen. Monica hatte das häufig gemacht. Sie behauptete, es lindere den Stress. Dabei verschwanden die Falten aus ihrem Gesicht, als hätten die Strahlen sie sanft massiert. Ich schloss die Augen. Lenny wartete schweigend neben mir und ließ mich gewähren. Ich habe mich immer für etwas überempfindlich gehalten. Bei albernem Film fange ich leicht an zu weinen. Meine Gefühle sind leicht zu manipulieren. Der Krankheitsverlauf meines Vaters jedoch hat mich nie zum Weinen gebracht. Und jetzt, nach diesem furchtbaren Schlag, war es - ich weiß nicht, als wären meine Tränen längst versiegt. Eine klassische Verdrängungsstrategie, nahm ich an. Da musste ich durch. Das erinnert an meine Arbeit: Wenn ein Riss auftritt, flicke ich ihn, bevor er immer größer wird.

Lenny kochte immer noch nach Edgars Anruf. »Hast du eine Ahnung, was der alte Drecksack von dir will?«

»Absolut nicht.«

Er sagte nichts. Ich wusste, was er dachte. Lenny gab Edgar die

Schuld am Tod seines Vaters. Sein alter Herr hatte im mittleren Management bei ProNess Foods gearbeitet, einem von Edgars Unternehmen. Er hatte sechszwanzig Jahre lang für die Firma geschuftet und war gerade zweiundfünfzig geworden, als Edgar eine große Fusion einfädelt. Lennys Vater verlor seinen Job. Ich erinnere mich noch daran, wie Mr Marcus mit eingefallenen Schultern am Küchentisch saß und sorgfältig gefaltete Lebensläufe in Briefumschläge steckte. Er fand keine neue Stelle und starb zwei Jahre nach seiner Entlassung an einem Herzinfarkt. Lenny war nicht davon zu überzeugen, dass zwischen den beiden Ereignissen kein Zusammenhang bestand.

Er fragte: »Soll ich wirklich nicht mit zu dir kommen?«

»Nein, ich schaff das schon.«

»Hast du dein Handy?«

Ich zeigte es ihm.

»Ruf an, wenn du was brauchst.«

Ich bedankte mich und ließ ihn gehen. Der Fahrer öffnete die Tür. Stöhnend nahm ich auf dem Rücksitz Platz. Wir fahren nicht weit. Kasselton, New Jersey. Meine Heimatstadt. Wir kamen an den Einfamilienhäusern aus den Sechzigern vorbei, den großen Gebäuden im Farmhausstil aus den Siebzigern, den Aluminiumverkleidungen aus den Achtzigern und den Fertigbau-Herrenhäusern aus den Neunzigern. Schließlich standen die Bäume immer dichter. Die Häuser lagen weiter von der Straße entfernt und waren durch saftige Grünflächen vor den ungewaschenen Massen geschützt, die auf der Straße vorbeikommen könnten. Wir näherten uns altem Geld und den dazugehörigen exklusiven Anwesen, auf denen es immer noch Herbst und Holzfeuern roch.

Die Portmans hatten sich gleich nach dem Bürgerkrieg in diesem Dickicht angesiedelt. Wie fast alle heutigen Vororte New Jerseys war dies früher Farmland gewesen. Urgroßvater Portman hatte

das Land nach und nach verkauft und so ein Vermögen gemacht. Sie besaßen immer noch sechzehn Acres, damit war ihr Grundstück eins der größten der Umgebung. Als wir die Zufahrt hinauffuhren, wanderte mein Blick nach links - zum Familiengrab.

Ich sah einen kleinen Hügel frisch aufgeworfene Erde.

»Halten Sie an«, sagte ich.

»Tut mir Leid, Dr. Seidman«, erwiderte der Fahrer, »aber ich soll Sie direkt bis an die Tür bringen.«

Ich wollte schon protestieren, überlegte es mir dann jedoch anders. Ich wartete, bis der Wagen vor dem Haupteingang hielt. Dann stieg ich aus und ging die Einfahrt entlang zurück. Ich hörte, wie der Fahrer »Dr. Seidman?« rief. Ich ging weiter. Er rief mich noch einmal. Ich beachtete ihn nicht. Obwohl es kaum geregnet hatte, strahlte der Rasen in einem Grün, wie man es sonst nur aus dem Regenwald kennt. Der Rosengarten stand in voller Blüte, es war eine wahre Farbexplosion.

Ich wollte rasch weitergehen, aber meine Haut fühlte sich immer noch an, als würde sie jeden Moment aufplatzen. Also verlangsamte ich meinen Schritt. Dies war erst mein dritter Besuch auf dem Grundstück der Portmans - als Jugendlicher war ich hier zigmal vorbeigekommen - und bei dem Familiengrab war ich noch nie gewesen. Wie die meisten vernunftbegabten Menschen hatte ich es sogar bewusst gemieden. Der Gedanke, die eigenen Angehörigen hinten im Garten zu verbuddeln wie ein Haustier ... das war so eine Macke der Reichen, die wir Normalos nie ganz nachvollziehen können. Oder nicht nachvollziehen wollen.

Der Zaun um das Familiengrab war vielleicht einen halben Meter hoch und strahlend weiß. Ich fragte mich, ob er zu diesem Anlass frisch gestrichen worden war. Ich stieg über das unnötige Tor, ging an den bescheidenen Grabsteinen vorbei und ließ den frischen Erdhügel nicht aus den Augen. Als ich ihn erreichte, lief mir ein Schauer den Rücken hinunter. Ich blickte zu Boden.

Ja, ein frisches Grab. Noch ohne Stein. Auf der kleinen Tafel stand in einer Schrift, die auch gern für Einladungskarten bei Hochzeiten benutzt wird, nur: UNSERE MONICA.

Blinzelnd stand ich da. Monica. Meine wilde Schönheit. Unsere Beziehung war turbulent gewesen - ein ganz typischer Fall: zuerst zu viel Leidenschaft, dann zu wenig. Ich weiß nicht, wie so etwas kommt. Monica war zweifelsohne ein Fall für sich gewesen. Anfangs hatte mich das Knistern angezogen, die Aufregung. Später hatten mich ihre Stimmungsschwankungen nur noch ermüdet. Ich war nicht geduldig genug gewesen, dem auf den Grund zu gehen.

Als ich auf den Erdhaufen starrte, stieg eine schmerzliche Erinnerung in mir auf. Zwei Tage vor dem Überfall hatte Monica geweint, als ich abends ins Schlafzimmer kam. Es war nicht das erste Mal gewesen. Bei weitem nicht. Ich wurde der Rolle gerecht, die ich im Schauspiel unseres Lebens einnahm, und fragte sie, was los sei, ohne dass die Frage jedoch von Herzen kam. Früher habe ich mehr Besorgnis in diese Worte gelegt. Monica hat nie geantwortet. Ich habe versucht, sie in den Arm zu nehmen. Sie war erstarrt. Mit der Zeit war das Schweigen mühsam geworden, und ein gewisser Gewöhnungseffekt hatte eingesetzt; häufige Reizüberflutung führt zu Abstumpfung. So ist das, wenn man mit einer depressiven Partnerin zusammenlebt. Man kann sich nicht immer in ausreichendem Maße um sie kümmern. Irgendwann muss man anfangen, ihr das übel zu nehmen.

Das habe ich mir jedenfalls immer gesagt.

Aber diesmal war irgendetwas anders: Monica antwortete tatsächlich. Nicht sehr ausführlich. Eigentlich sagte sie nur einen Satz. »Du liebst mich nicht.« Das war alles. In ihrer Stimme lag kein Selbstmitleid. »Du liebst mich nicht.« Und während ich pflichtschuldigst protestierte, fragte ich mich, ob sie womöglich Recht hatte.

Ich schloss die Augen und ließ all dies auf mich einstürzen. Es war nicht gut gelaufen, doch zumindest hatte es in den letzten sechs Monaten einen Ausweg gegeben, ein ruhiges und warmes Zentrum: unsere Tochter. Ich blickte zum Himmel hinauf, blinzelte noch einmal und betrachtete die Erde, die meine sprunghafte Frau bedeckte. »Monica«, sagte ich laut. Und dann legte ich meiner Frau gegenüber ein letztes Gelübde ab.

Ich schwor an ihrem Grab, dass ich Tara finden würde.

*

Ein Diener, Butler, Mitarbeiter, oder wie man diese Angestellten heutzutage nennt, führte mich den Flur entlang zur Bibliothek. Die Einrichtung verriet ein gewisses Understatement, war aber unverkennbar teuer - polierte Böden aus dunklem Holz mit schlichten Orientteppichen, alte amerikanische Möbel, eher solide als dekorativ. Trotz seines Wohlstands und des großen Anwesens inszenierte Edgar seinen Reichtum nicht. Der Begriff *nouveau riche* war für ihn profan und unsäglich.

In einem blauen Kaschmir-Blazer erhob Edgar sich hinter seinem riesigen Eichenschreibtisch. Darauf standen ein Federkiel - von seinem Urgroßvater, wenn ich mich recht entsinne - und zwei Bronze-Büsten: George Washington und Thomas Jefferson. Ich war überrascht, dass auch Onkel Carson dort saß. Bei seinem Besuch im Krankenhaus war ich zu schwach für eine Umarmung gewesen. Die holte Carson jetzt nach. Er drückte mich an sich. Ich umklammerte ihn wortlos. Auch er roch nach Herbst und Holzfeuer.

Im Zimmer gab es keine Fotos - keine Bilder von Familienurlauben, keine Klassenfotos, kein Bild des Hausherrn und seiner Angetrauten bei einem Wohltätigkeitsempfang. Ich glaube sogar, ich habe im ganzen Haus nie ein Foto gesehen.

Carson fragte: »Wie geht's dir, Marc?«

Ich sagte, es ginge mir so gut, wie man unter den gegebenen

Umständen erwarten konnte, und wandte mich an meinen Schwiegervater. Edgar kam nicht hinter seinem Schreibtisch hervor. Wir umarmten uns nicht. Wir schüttelten uns nicht einmal die Hände. Er deutete auf den Stuhl vor dem Schreibtisch.

Ich kannte Edgar nicht besonders gut. Wir waren uns nur dreimal begegnet. Ich weiß nicht, wie viel Geld er hat, aber selbst außerhalb dieses Anwesens, selbst mitten auf der Straße oder auf einem Busbahnhof, verdammt, sogar nackt hätte man merken können, dass die Portmans Geld hatten. Monica hatte auch diese Ausstrahlung, die im Laufe von Generationen in Fleisch und Blut übergegangen war, die nicht erlernbar und vielleicht tatsächlich schon genetisch bedingt ist. Monicas Entscheidung, in unserem relativ bescheidenen Haus zu wohnen, war vermutlich eine Art Rebellion.

Sie hatte ihren Vater gehasst.

Ich mochte ihn auch nicht besonders, wahrscheinlich weil ich solchen Typen schon früher begegnet war. Edgar hält sich für einen dieser Männer, die sich aus eigener Kraft hochgearbeitet haben. In Wahrheit hatte er das Geld jedoch auf die gute alte Art erworben: Er hatte es geerbt. Ich kenne nicht viele Superreiche, aber mir ist aufgefallen, dass die Leute sich umso mehr über Sozialhilfe und allein stehende Mütter aufregen, die dem Staat zur Last fallen, je mehr ihnen auf einem Silbertablett vorgesetzt wurde. Es ist absurd. Edgar gehört zu jener faszinierenden Klasse von Begünstigten, die sich einreden, dass sie ihren Status durch harte Arbeit selbst erworben haben. Natürlich haben wir alle unsere Rechtfertigungsstrategien, und wenn man sich nie selbst versorgen musste und schon immer im Luxus gelebt hat, ohne irgendetwas dafür getan zu haben, reduziert das die üblichen Selbstzweifel wohl nicht unbedingt. Aber man muss doch nicht noch obendrein zu einem solchen Stiesel werden.

Ich setzte mich. Edgar tat es mir nach. Carson blieb stehen. Ich

starnte Edgar an. Er hatte die Stämmigkeit der Beschützten und Wohlgenährten. Seine Gesichtszüge waren weich. Die sonst rosigen Wangen, die nichts Knochiges an sich hatten, waren jetzt blass. Er faltete die Hände und legte sie auf seinen Bauch. Wie ich überrascht feststellte, wirkte er niedergeschlagen, abgespannt und ermattet.

Ich sage *überrascht*, weil Edgar mir immer wie das reine Es vorgekommen war, ein Mensch, dessen eigenes Glück oder Leid das aller anderen austach, der jeden in seiner Umgebung als Dekoration für die eigene Zerstreuung sah. Edgar hatte jetzt zwei Kinder verloren. Sein Sohn, Eddie der Vierte, war vor zehn Jahren bei einem Autounfall umgekommen. Er war betrunken in einen anderen Wagen gerast. Monica meinte, Eddie wäre mit Absicht über die doppelte durchgezogene Linie in den Kleinlaster gefahren. Aus irgendeinem Grund gab sie ihrem Vater die Schuld daran. Sie gab ihm die Schuld an vielem.

Dann ist da noch Monicas Mutter. Sie *ruht* viel. Sie macht *längere Urlaube*. Kurz gesagt, sie ist immer wieder auf Entzug. Die beiden Male, die wir uns getroffen haben, war sie für ein gesellschaftliches Ereignis zurechtgemacht, gut gekleidet und gepudert, liebenswürdig und zu blass, mit ausdruckslosem Blick, leichtem Lal-len und schwankendem Gang.

Mit Ausnahme von Onkel Carson hatte Monica sich ihrer Familie entfremdet. Wie Sie sich sicher vorstellen können, hat mich das nicht gestört.

»Du wolltest mich sprechen?«, sagte ich.

»Ja, Marc. Ja, das wollte ich.«

Ich wartete.

Edgar legte die Hände auf den Schreibtisch. »Hast du meine Tochter geliebt?«

Ich fühlte mich überrumpelt, antwortete aber doch ohne jedes Zögern. »Sehr.«

Er schien die Lüge zu durchschauen. Ich musste mir Mühe geben, seinem Blick standzuhalten. »Trotzdem war sie nicht glücklich, wie du weißt.«

»Ich glaube nicht, dass man mir die Schuld daran geben kann«, sagte ich.

Er nickte bedächtig. »Da hast du wohl Recht.«

Doch meine Verteidigungsstrategie, ihm den schwarzen Peter zurückzugeben, funktionierte bei mir selbst nicht ganz. Edgars Worte waren ein neuerlicher Tiefschlag. Eine Welle von Schuldgefühlen erfasste mich.

»Wusstest du, dass sie in psychiatrischer Behandlung war?«, fragte Edgar.

Ich wandte mich erst an Carson und sah dann wieder Edgar an. »Nein.«

»Sie wollte nicht, dass es jemand erfährt.«

»Wie hast du es rausgefunden?«

Edgar antwortete nicht. Er starrte auf seine Hände. Dann sagte er: »Ich möchte dir etwas zeigen.«

Wieder warf ich einen kurzen Blick auf Onkel Carson. Sein Gesicht wirkte verbissen. Ich meinte, ein leichtes Zittern zu erkennen. Dann wandte ich mich wieder Edgar zu. »Okay.«

Edgar öffnete die Schublade seines Schreibtischs, griff hinein und zog eine durchsichtige Plastikhülle heraus. Er hielt sie mit Daumen und Zeigefinger an einer Ecke und hob sie hoch, so dass ich sah, was sich darin befand. Ich brauchte einen Moment, doch als mir klar wurde, worum es sich handelte, riss ich die Augen auf.

Edgar sah meine Reaktion. »Du hast es also erkannt.«

Zuerst bekam ich kein Wort heraus. Ich blickte zu Carson hinüber. Seine Augen waren blutunterlaufen. Ich sah Edgar wieder an und nickte benommen. In der Plastiktüte war ein kleiner, bierdeckelgroßer Stofffetzen. Das Muster hatte ich vor zwei Wochen gesehen, Sekunden bevor jemand auf mich geschossen hatte.

Rosa mit schwarzen Pinguinen.

Meine Stimme war kaum hörbar. »Woher hast du das?«

Edgar reichte mir einen großen, braunen gefütterten Umschlag. Auch dieser steckte in einer Plastiktüte. Ich drehte ihn um. Ein weißer Aufkleber klebte darauf, der mit Edgars Namen und Adresse bedruckt war. Kein Absender. Auf dem Poststempel stand New York City.

»Es kam heute mit der Post«, sagte Edgar. Er deutete auf die Stoffprobe. »Ist das von Tara?«

Ich glaube, ich bejahte.

»Da war noch mehr drin«, sagte Edgar. Wieder griff er in die Schublade. »Ich war so frei, alles in Plastiktüten zu stecken. Falls die Behörden es untersuchen wollen.«

Wieder reichte er mir einen Gefrierbeutel. Einen kleineren. Darin waren Haare. Ein paar dünne Strähnen. Mit wachsender Angst wurde mir klar, was ich da vor mir hatte. Mir stockte der Atem.

Babyhaare.

Aus weiter Ferne fragte Edgar: »Sind die von ihr?«

Ich schloss die Augen und stellte mir Tara in ihrer Wiege vor. Erschrocken stellte ich fest, dass das geistige Bild meiner Tochter bereits zu verblassen begann. Wie war das möglich? Ich wusste nicht mehr, ob ich eine Erinnerung vor Augen hatte oder etwas, das ich als Ersatz für das heraufbeschwor, was ich schon langsam vergaß. Verdammt.

Tränen sammelten sich unter meinen Augenlidern. Ich versuchte mir zu vergegenwärtigen, wie es sich angefühlt hatte, wenn ich mit der Hand über den Kopf meiner Tochter gestrichen hatte.

»Marc?«

»Könnte sein«, sagte ich und öffnete die Augen. »Ich kann's unmöglich genau sagen.«

»Da war noch etwas«, sagte Edgar. Er gab mir eine weitere Plastiktüte. Behutsam legte ich die mit ihren Haaren auf den Schreib-

tisch. Ich nahm die andere Tüte. Darin befand sich ein Stück Papier. Ein mit einem Laserdrucker bedruckter Zettel.

Wenn Sie die Polizei informieren, verschwinden wir. Sie werden nie erfahren, was mit ihr passiert ist. Wir beobachten Sie. Wir werden es erfahren. Wir haben einen Informanten im innersten Kreis. Ihre Anrufe werden abgehört. Sprechen Sie nicht am Telefon darüber. Wir wissen, dass Sie, Großpapa, reich sind. Wir wollen zwei Millionen Dollar. Wir wollen, dass Sie, Papa, das Lösegeld übergeben. Sie, Großpapa, halten das Geld bereit. Wir legen ein Handy bei. Man kann es nicht zurückverfolgen. Aber wenn Sie damit eine Nummer wählen oder es anderweitig benutzen, werden wir es erfahren. Wir werden verschwinden, und Sie sehen das Kind nie wieder. Besorgen Sie das Geld. Geben Sie es Papa. Papa, behalten Sie das Geld und das Handy in Ihrer Nähe. Gehen Sie nach Hause und warten Sie. Wir werden anrufen und Ihnen sagen, was Sie tun sollen. Wenn Sie unsere Forderungen nicht erfüllen, sehen Sie Ihre Tochter nie wieder. Sie bekommen keine zweite Chance.

Der Satzbau war, gelinde gesagt, etwas seltsam. Ich las die Notiz dreimal und sah dann Edgar und Carson an. Eine eigenartige Ruhe überkam mich. Ja, es war erschreckend, aber diese Forderung zu erhalten ... es war auch eine Erleichterung. Endlich war etwas passiert. Wir konnten etwas tun. Wir konnten Tara zurückholen. Es gab Hoffnung.

Edgar stand auf und ging in die Zimmerecke. Er öffnete eine Schranktür und holte eine Sporttasche mit einem Nike-Logo heraus. Ohne jede Vorrede sagte er: »Hier ist es.«

Er stellte mir die Tasche auf den Schoß. Ich starrte sie an. »Zwei Millionen Dollar?«

»Die Scheine haben keine aufeinander folgenden Nummern, für den Fall der Fälle haben wir sie aber notiert.«

Ich sah erst Carson, dann wieder Edgar an. »Meint ihr nicht, wir sollten das FBI verständigen?«

»Nein, lieber nicht.« Edgar setzte sich auf den Schreibtischrand und verschränkte die Arme vor der Brust. Er roch nach Pimentöl-Haarwasser wie ein Friseursalon, doch außerdem war da noch ein anderer, etwas ranziger Geruch. Aus der Nähe sah man dunkle Ringe um seine Augen. »Die Entscheidung liegt bei dir, Marc. Du bist ihr Vater. Wir werden deine Entscheidung respektieren. Aber wie du weißt, habe ich mehrfach mit dem FBI zu tun gehabt. Womöglich habe ich Vorurteile, weil ich glaube, dass es ihnen an Kompetenz mangelt, oder weil ich gesehen habe, wie sehr sie sich von persönlichen Vorlieben und Abneigungen leiten lassen. Wenn es um meine Tochter ginge, würde ich mich lieber auf mein Urteil verlassen als auf ihres.«

Ich wusste nicht, was ich sagen oder tun sollte. Edgar erledigte das für mich. Er klatschte einmal in die Hände und deutete zur Tür.

»In dem Brief steht, du sollst nach Hause gehen und warten. Ich denke, dem sollten wir nachkommen.«

3

Derselbe Fahrer erwartete mich. Die Sporttasche an die Brust gepresst, setzte ich mich auf den Rücksitz. Meine Gefühle schwankten zwischen größter Angst und einem sonderbaren Hochgefühl. Ich konnte meine Tochter zurückbekommen. Ich konnte alles vermasseln.

Aber eins nach dem anderen: Sollte ich die Polizei anrufen?

Ich versuchte, mich zu beruhigen, das Ganze besonnen und mit kühlem Kopf anzugehen, die Vor- und Nachteile abzuwägen. Das klappte natürlich nicht. Ich bin Arzt. Ich habe schon viele lebenswichtige Entscheidungen getroffen. Ich weiß, dass man

dazu am besten den überflüssigen Ballast - die überschüssige Leidenschaft - aus der Gleichung entfernt. Aber das Leben meiner Tochter stand auf dem Spiel. Meiner eigenen Tochter. Und damit, wie ich schon zu Anfang gesagt habe, meine Welt.

Das Haus, das Monica und ich gekauft haben, liegt buchstäblich um die Ecke von dem Haus, in dem ich aufgewachsen bin und in dem meine Eltern noch immer leben. Ich sehe das mit gemischten Gefühlen. Eigentlich wohne ich nicht gern so nahe bei meinen Eltern, doch die Schuldgefühle, die ich bekäme, wenn ich sie im Stich ließe, gefallen mir noch weniger. Mein Kompromiss: Zieh in die Nähe und reise viel.

Lenny und Cheryl wohnen vier Blocks entfernt, neben der Kasselton Mall, in dem Haus, in dem Cheryl aufgewachsen ist. Cheryls Eltern sind vor sechs Jahren nach Florida gezogen. Sie hatten sich im benachbarten Roseland eine kleine Eigentumswohnung gekauft, damit sie der sommerlichen Gluthitze des Sunshine State entfliehen und ihre Enkel besuchen konnten.

Ich lebe nicht besonders gern in Kasselton. Der Vorort hat sich in den letzten dreißig Jahren kaum verändert. Als Jugendliche hatten wir uns über unsere Eltern, ihren Materialismus und ihre scheinbar sinnlosen Werte lustig gemacht. Inzwischen sind wir zu Ebenbildern unserer Eltern geworden. Wir haben sie einfach ersetzt und Mom und Dad in irgendein Altersheim abgeschoben, das bereit war, sie zu nehmen. Und unsere Kinder haben uns ersetzt. Aber Maury's Luncheonette ist noch immer an der Kasselton Avenue. Wir haben noch immer unsere Freiwillige Feuerwehr. Die Kinder-Softballspiele der Little League finden noch immer auf dem Northland Field statt. Die Hochspannungsleitungen verlaufen noch immer zu nah an meiner alten Grundschule. In dem Wäldchen hinter dem Haus der Brenners an der Rockmount Terrace hängen die Jugendlichen noch immer rum und rauchen. Aus der High School schaffen es noch immer fünf bis

acht Schüler in den nationalen Bestenwettbewerb, wobei in meiner Jugend eher die jüdischen Namen dominierten, jetzt hingegen die Nachkommen asiatischer Einwanderer.

Wir bogen nach rechts in die Monroe Avenue ein und fuhren an dem Einfamilienhaus vorbei, in dem ich groß geworden war. Es war weiß mit schwarzen Fensterläden. Küche, Wohn- und Esszimmer drei Stufen erhöht auf der linken Seite, Schlafzimmer und Garage zwei Stufen abgesenkt auf der rechten. Unser Haus war vielleicht etwas verlebter als die meisten, war jedoch von den anderen Fertigbauten kaum zu unterscheiden. Nur eins war grundsätzlich anders: die Rollstuhl-Rampe. Wir hatten sie nach dem dritten Schlaganfall meines Vaters bauen lassen. Ich war damals zwölf. Meine Freunde und ich sind sie immer mit Skateboards hinuntergefahren. Unten hatten wir uns aus Sperrholz und Gasbetonsteinen eine kleine Schanze gebaut.

Der Wagen der Krankenschwester stand in der Einfahrt. Sie kommt tagsüber. Wir haben keine Vollzeit-Betreuung. Mein Vater ist jetzt seit mehr als zwei Jahrzehnten an den Rollstuhl gefesselt. Er kann nicht sprechen. Sein linker Mundwinkel beschreibt eine hässliche Abwärtskurve. Diese Körperseite ist völlig gelähmt, und die andere ist auch nicht viel besser.

Als der Fahrer in die Darby Terrace einbog, sah ich, dass mein Haus - unser Haus - genauso aussah wie vor zwei Wochen. Ich weiß nicht, was ich erwartet hatte. Gelbes Absperrband um den Tatort vielleicht. Oder einen großen Blutfleck. Doch es gab keinerlei Hinweis auf das, was vor vierzehn Tagen hier passiert war.

Als ich das Haus kaufte, hatte es eine Zeit lang leer gestanden. Die Levinskys hatten hier sechsunddreißig Jahre gewohnt, aber niemand hatte sie wirklich gekannt. Mrs Levinsky war anscheinend eine ganz nette Frau gewesen, mit einem nervösen Zucken im Gesicht. Mr Levinsky war ein Ungeheuer gewesen, der sie im

Garten immer angebrüllt hatte. Wir hatten Angst vor ihm gehabt. Einmal sahen wir, wie Mrs Levinsky im Nachthemd aus dem Haus rannte und Mr Levinsky ihr mit einer Schaufel in der Hand folgte. Wir Kinder liefen über alle Grundstücke, außer über das der Levinskys. Als ich gerade mit dem College fertig war, kamen Gerüchte auf, dass Mr Levinsky seine Tochter Dina, ein einsames Kind mit traurigem Blick und strähnigen Haaren, missbraucht hatte. Ich war seit der ersten Klasse mit ihr zur Schule gegangen. Im Rückblick muss ich mehr als zehn Jahre mit Dina Levinsky in derselben Klasse gewesen sein, und ich kann mich nicht erinnern, dass sie je mehr als nur geflüstert hätte - und auch das nur, wenn sie von wohlmeinenden Lehrern dazu genötigt worden war. Ich habe nie versucht, Kontakt zu ihr aufzunehmen. Ich weiß nicht, wie ich das hätte anstellen sollen, aber ich wünschte, ich hätte es wenigstens probiert.

Irgendwann in diesem Jahr nach meiner College-Zeit, als die Gerüchte über Dinas Missbrauch sich zu verdichten begannen, waren die Levinskys abgehauen. Niemand wusste wohin. Die Bank hatte ihr Haus übernommen und es vermietet. Ein paar Wochen vor Taras Geburt hatten Monica und ich ein Kaufangebot abgegeben.

Noch Monate nach unserem Einzug hatte ich nachts wach gelegen und auf - ich weiß nicht - irgendwelche Geräusche gelauscht, auf Hinweise auf das, was in diesem Haus vorgefallen war, auf das ihm innewohnende Leid. Ich hatte versucht, herauszubekommen, in welchem Zimmer Dina geschlafen hatte, und hatte mich bemüht, mir vorzustellen, wie sie das erlebt hatte und wie sie jetzt damit zurechtkam. Aber es gab keine Anzeichen dieser Art. Wie schon gesagt, ein Haus besteht aus Mörtel und Backstein. Mehr nicht.

Zwei fremde Wagen standen vor meinem Haus. Meine Mutter wartete an der Eingangstür. Als ich ausstieg, kam sie auf mich zu-

geilt, wie man es aus Nachrichtensendungen von heimkehrenden Kriegsgefangenen kennt. Sie umarmte mich ungestüm, und mir stieg eine zu intensive Wolke von ihrem Parfüm in die Nase. Ich hatte immer noch die Sporttasche mit dem Geld in der Hand, konnte mich also kaum revanchieren.

Über die Schulter meiner Mutter sah ich Detective Bob Regan aus meinem Haus kommen. Neben ihm stand ein großer Schwarzer mit kahl rasiertem Kopf und Designer-Sonnenbrille. Meine Mutter flüsterte: »Die warten schon auf dich.«

Ich nickte und ging zu ihnen. Regan hielt sich zum Schutz vor der Sonne die Hand über die Augen, hatte es aber wohl mehr auf den Effekt abgesehen. So hell war es eigentlich nicht. Der Schwarze stand reglos neben ihm.

»Wo sind Sie gewesen?«, fragte Regan. Als ich nicht sofort antwortete, ergänzte er: »Sie haben das Krankenhaus vor über einer Stunde verlassen.«

Ich dachte an das Handy in meiner Tasche. Und an die Tasche voll Geld in meiner Hand. Fürs Erste würde ich mich an Halbwahrheiten halten. »Am Grab meiner Frau«, erwiderte ich.

»Wir müssen uns unterhalten, Marc.«

»Kommen Sie rein«, sagte ich.

Wir gingen ins Haus. Ich blieb im Foyer stehen. Monicas Leiche war keine drei Meter von hier gefunden worden. Noch im Eingang suchten meine Augen die Wände ab, suchten nach verätherischen Spuren des Gewaltausbruchs. Es gab nur eine. Die entdeckte ich ziemlich schnell. Über der Behrens-Lithographie an der Treppe hatte jemand ein Einschussloch zugespachtelt - von der einzigen Kugel, die weder Monica noch mich getroffen hatte. Die Spachtelmasse war heller als die Wand. Das musste noch überstrichen werden.

Ich starrte einen Moment lang darauf. Neben mir räusperte sich jemand. Das riss mich aus meiner Versunkenheit. Meine

Mutter gab mir einen Klaps auf den Rücken und ging in die Küche. Ich führte Regan und seinen Kumpel ins Wohnzimmer. Sie nahmen in den beiden Sesseln Platz. Ich setzte mich auf die Couch. Monica und ich hatten uns noch gar nicht richtig eingerichtet. Die Sessel stammten noch aus meiner Zeit im Studentenwohnheim, und das sah man ihnen auch an. Die Couch war aus Monicas Apartment - ein ziemlich unpersönliches Erbstück, das aussah, als wäre es in Versailles eingemottet gewesen. Sie war schwer und inzwischen sehr hart, war aber wohl selbst in ihrer besten Zeit kaum gepolstert gewesen.

»Das ist Special Agent Lloyd Tickner«, sagte Regan und deutete auf den Schwarzen. »Er ist vom FBI.«

Tickner nickte. Ich erwiderte das Nicken.

Regan versuchte, mich anzulächeln. »Schön, dass es Ihnen wieder besser geht«, sagte er.

»Mir geht's nicht besser«, wehrte ich ab.

Er sah mich verwirrt an.

»Es geht mir erst wieder besser, wenn ich meine Tochter zurückhabe.«

»Sicher, natürlich. Was das betrifft, haben wir noch ein paar Fragen an Sie, wenn Sie nichts dagegen haben.«

Ich teilte ihnen mit, dass das nicht der Fall war.

Regan hustete in seine Hand, um etwas Zeit zu gewinnen. »Verstehen Sie uns nicht falsch. Wir müssen Ihnen diese Fragen stellen. Wir machen das nicht aus Spaß und wissen auch, dass es für Sie nicht unbedingt angenehm ist. Aber es geht leider nicht anders, wenn Sie mir folgen können.«

Konnte ich eigentlich nicht, doch es war nicht der richtige Zeitpunkt für lange Erläuterungen. »Nur zu«, sagte ich.

»Was können Sie uns über Ihre Ehe sagen?«

Ein Warnlämpchen in meiner Hirnrinde fing an zu blinken.

»Was hat meine Ehe damit zu tun?«

Regan zuckte die Achseln. Tickner schwieg. »Wir versuchen nur, ein paar Dinge zu klären, weiter nichts.«

»Meine Ehe hat nichts damit zu tun.«

»Da haben Sie sicher Recht, aber wissen Sie, Marc, es ist einfach so, dass unsere Spur langsam kalt wird. Jeder Tag, der vergeht, wirft uns zurück. Wir müssen in alle Richtungen ermitteln.«

»Die einzige Richtung, die mich interessiert, ist die, die zu meiner Tochter führt.«

»Das ist uns klar. Da haben wir uns auch den Schwerpunkt gesetzt: Herausfinden, was mit Ihrer Tochter geschehen ist. Und mit Ihnen. Behalten wir mal im Auge, dass jemand versucht hat, Sie umzubringen, oder?«

»Sieht so aus.«

»Aber wir können diese anderen Punkte nicht außer Acht lassen.«

»Welche anderen Punkte?«

»Ihre Ehe zum Beispiel.«

»Was ist damit?«

»Als Sie geheiratet haben, war Monica schon schwanger, stimmt's?«

»Was hat das ... ?« Ich brach ab. Ich wollte aus allen Läufen feuern, aber Lennys Worte klangen mir in den Ohren. Ich sollte nicht mit der Polizei sprechen, wenn er nicht dabei war. Eigentlich sollte ich ihn anrufen. Das war klar. Doch in ihrem Tonfall und ihrer Haltung lag etwas ... wenn ich das Gespräch jetzt abbrach und sagte, ich wolle erst meinen Anwalt anrufen, sah das nach einem Schuldeingeständnis aus. Ich hatte nichts zu verbergen. Warum sollte ich ihren Verdacht bestärken? Das würde sie nur von der Suche nach Tara abhalten. Natürlich wusste ich, dass sie gezielt mit solchen Mitteln arbeiteten, dass die Polizei ihre Spielchen spielte und auf die Unsicherheit der Beschuldigten vertraute. Aber ich bin Arzt. Schlimmer noch,

Chirurg. Wir machen oft den Fehler, uns für klüger zu halten als alle anderen.

Ich probierte es mit Ehrlichkeit. »Ja, sie war schwanger. Und?«

»Sie sind plastischer Chirurg, stimmt das?«

Der Themenwechsel irritierte mich. »Ja, das stimmt.«

»Sie und Ihre Geschäftspartnerin reisen in der Welt herum und operieren Hasenscharten, schwere Gesichtsverletzungen, Verbrennungen und so?«

»So was, ja.«

»Demnach sind Sie viel unterwegs?«

»Ziemlich.«

»Könnte man sagen«, sagte Regan, »dass Sie in den beiden Jahren vor Ihrer Hochzeit mehr Zeit im Ausland verbracht haben als zu Hause?«

»Möglich«, sagte ich. Ich wand mich auf dem ungepolsterten Sofa. »Können Sie mir sagen, was das mit dem Ganzen zu tun hat?«

Regan sah mich mit seinem entwaffnendsten Lächeln an. »Wir versuchen nur, uns ein möglichst vollständiges Bild zu machen.«

»Wovon?«

»Ihre Partnerin ...«, er sah in seinen Notizen nach, »... ist eine Ms Zia Leroux.«

»Dr. Leroux«, korrigierte ich ihn.

»Dr. Leroux, ja, danke. Wo ist sie jetzt?«

»In Kambodscha.«

»Und sie operiert dort entstellte Kinder?«

»Ja.«

Regan legte den Kopf schief und tat, als sei er verwirrt. »Hätten Sie nicht ursprünglich fahren sollen?«

»Ursprünglich schon.«

»Wann war das?«

»Ich kann Ihnen nicht folgen.«

»Wann haben Sie sich entschieden, nicht nach Kambodscha zu fahren?«

»Ich weiß nicht«, sagte ich. »So vor acht oder neun Monaten, würde ich sagen.«

»Und dann ist Dr. Leroux für Sie gefahren, ja?«

»Ja, genau. Und Sie schließen daraus, dass ... ?«

Er biss nicht an. »Ihnen gefällt Ihre Arbeit, nicht wahr, Marc?«

»**Ja.**«

»Sie reisen also gern in der Welt herum und helfen Menschen?«

»Natürlich.«

Regan kratzte sich viel zu theatralisch am Kopf und gab so aufs Augenfälligste vor, völlig verwirrt zu sein. »Wenn Sie aber so gern reisen, warum haben Sie die Tour nach Kambodscha dann abgesagt und Dr. Leroux an Ihrer Stelle geschickt?«

Jetzt merkte ich, worauf er hinauswollte. »Ich habe mich etwas zurückgenommen«, sagte ich.

»Was das Reisen betrifft, meinen Sie?«

»**Ja.**«

»Warum?«

»Weil ich andere Verpflichtungen hatte.«

»Bei diesen Verpflichtungen handelt es sich um Ihre Frau und Ihr Kind, nicht wahr?«

Ich richtete mich auf und sah ihm in die Augen. »Kommen Sie zur Sache«, sagte ich. »Was hat das mit der Angelegenheit zu tun?«

Regan lehnte sich zurück.

Der schweigsame Tickner tat es ihm nach. »Ich versuche nur, mir ein möglichst vollständiges Bild von der ganzen Situation zu machen.«

»Das haben Sie schon gesagt.«

»Ja, Sekunde. Einen Moment noch.« Regan blätterte in seinem Block herum. »Jeans und eine rote Bluse?«

»Was?«

»Ihre Frau.« Er deutete auf seine Notizen. »Sie sagten, sie hätte an jenem Morgen Jeans und eine rote Bluse getragen.«

Wieder gingen mir Bilder von Monica durch den Kopf. Ich kämpfte dagegen an. »Und?«

»Als wir ihre Leiche gefunden haben«, sagte Regan, »war sie nackt.«

Das Zittern begann in meinem Herzen. Es lief die Arme hinab und kribbelte in den Fingern.

»Wussten Sie das nicht?«

Ich schluckte. »Wurde sie ... ?« Die Worte blieben mir im Hals stecken.

»Nein«, sagte Regan. »Mit Ausnahme der Schusswunden gab es keine Anzeichen von Gewaltanwendung.« Wieder legte er den Kopf verständnisheischend schief. »Wir haben sie hier, in diesem Zimmer, nackt gefunden. Ist sie oft unbekleidet durch die Wohnung gelaufen?«

»Ich habe Ihnen doch gesagt...« Datenstau. Ich versuchte, die neuen Informationen zu verarbeiten, auf dem Laufenden zu bleiben. »Sie hatte Jeans und eine rote Bluse an.«

»Dann hatte sie sich also schon angezogen?«

Ich erinnerte mich an das Rauschen der Dusche. Ich erinnerte mich, wie sie aus dem Bad gekommen war, ihre Haare nach hinten geworfen hatte, sich aufs Bett gesetzt und die Jeans über die Hüften gezogen hatte. »Ja.«

»Hundertprozentig?«

»Hundertprozentig.«

»Wir haben das ganze Haus abgesucht. Wir haben keine rote Bluse entdeckt. Jeans natürlich schon. Sie hatte mehrere. Aber keine rote Bluse. Finden Sie das nicht irgendwie seltsam?«

»Augenblick«, sagte ich. »Die Kleider waren nicht bei der Leiche?«

»Nein.«

Das war vollkommen absurd. »Dann würde ich in ihrem Schrank nachsehen«, sagte ich.

»Das haben wir schon getan. Aber nur zu. Tun Sie das. Ich würde dann trotzdem gern wissen, wie die Kleider, die sie getragen hat, wieder in den Schrank gekommen sind. Sie nicht?«

Ich antwortete nicht.

»Haben Sie eine Pistole, Dr. Seidman?«

Wieder so ein Themenwechsel. Ich versuchte, mitzukommen, aber mir schwirrte der Kopf. »Ja.«

»Was für eine?«

»Eine .38er Smith and Wesson. Sie hat meinem Vater gehört.«

»Wo bewahren Sie sie auf?«

»Im Schlafzimmerschrank sind ein paar Fächer. Sie liegt im obersten, in einer verschlossenen Kassette.«

Regan griff hinter sich und zog die Metallkassette aus seiner Tasche. »Meinen Sie die hier?«

»Ja.«

»Machen Sie sie auf.«

Er warf sie mir zu. Ich fing sie. Der graublaue Stahl fühlte sich kalt an. Schlimmer war jedoch, dass die Kassette viel zu leicht war. Ich stellte die Ziffernkombination ein und öffnete sie.

Ich durchwühlte die Dokumente - den Fahrzeugbrief, den Kaufvertrag für das Haus, die Kopie des Grundbucheintrags -, doch das diente nur dazu, Haltung zu bewahren. Ich hatte es sofort gewusst. Die Pistole war weg.

»Die Schüsse, die Ihre Frau und Sie abbekommen haben, kamen aus einer .38er«, sagte Regan. »Und Ihre scheint verschwunden zu sein.«

Ich starrte die Kassette an, als erwartete ich, dass sich die Waffe

plötzlich darin materialisierte. Dabei versuchte ich, mir einen Reim darauf zu machen, aber mir fiel nichts ein.

»Haben Sie irgendeine Ahnung, wo die Pistole sein könnte?«
Ich schüttelte den Kopf.

»Dann ist uns noch was Eigenartiges aufgefallen«, sagte Regan.
Ich sah ihn an.

»Auf Monica und Sie wurde mit *verschiedenen* .38ern geschossen.«

»Wie bitte?«

Er nickte. »Ja, das fand ich anfangs auch unglaublich. Ich habe es im Labor zwei Mal prüfen lassen. Auf Sie und auf Ihre Frau wurde mit unterschiedlichen Waffen geschossen - beides .38er, und Ihre scheint verschwunden zu sein.« Regan zuckte theatralisch die Achseln. »Können Sie mir das erklären, Marc?«

Ich betrachtete ihre Gesichter. Der Anblick gefiel mir nicht. Wieder ging mir Lennys Warnung durch den Kopf, dieses Mal mit mehr Nachdruck. »Ich möchte meinen Anwalt anrufen«, sagte ich.

»Sind Sie sicher?«

»Ja.«

»Dann tun Sie das.«

Meine Mutter hatte händeringend in der Küchentür gestanden. Was hatte sie gehört? Ihrer Miene nach zu urteilen auf jeden Fall zu viel. Mom sah mich erwartungsvoll an. Ich nickte, und sie ging ins Nebenzimmer, um Lenny anzurufen. Ich verschränkte die Arme, fühlte mich in dieser Position jedoch nicht wohl. Ich klopfte mit dem Fuß auf den Boden. Tickner nahm seine Sonnenbrille ab. Er sah mir in die Augen und sagte zum ersten Mal etwas.

»Was ist in der Tasche?«, fragte er.

Ich sah ihn nur an.

»Die Sporttasche, an der Sie die ganze Zeit herumgefingert haben.« Tickners Stimme hatte, im Gegensatz zu seinem harten

Äußeren, eine überschülerhafte Sprachmelodie und klang insgesamt etwas quäkig. »Was ist da drin?«

Das Ganze war ein Fehler gewesen. Ich hätte auf Lenny hören sollen. Ich hätte ihn gleich anrufen müssen. Jetzt wusste ich nicht, was ich sagen sollte. Im Hintergrund hörte ich, wie meine Mutter Lenny zur Eile drängte. Im Kopf ging ich gerade verschiedene Möglichkeiten durch, um ein halbwegs glaubwürdiges Ablenkungsmanöver zu starten - mir fiel nichts Überzeugendes ein -, als ein Geräusch meine Aufmerksamkeit auf sich zog.

Das Handy, das die Kidnapper meinem Schwiegervater geschickt hatten, fing an zu klingeln.

4

Tickner und Regan warteten darauf, dass ich ranging.

Ich entschuldigte mich und stand auf, bevor sie reagieren konnten. Dann schnappte ich mir das Handy und hastete durch die Haustür nach draußen. Die Sonne schien mir direkt ins Gesicht. Ich blinzelte und sah mir das Tastenfeld an. Die Taste zum Annehmen eines Gesprächs war an einer anderen Stelle als bei meinem Handy. Auf der anderen Straßenseite fuhren zwei Mädchen mit leuchtend bunten Helmen auf neonfarbenen Fahrrädern vorbei. Bei einem der Räder kamen rosafarbene Bänder aus den Lenkergriffen.

Als ich klein war, wohnten in diesem Viertel mehr als ein Dutzend Kinder in meinem Alter. Wir trafen uns immer nach der Schule. Ich weiß nicht mehr, was wir gespielt haben - für ein richtiges Spiel, wie zum Beispiel Baseball oder etwas Ähnliches, waren wir nicht gut genug organisiert -, aber Verstecken, Fangen und irgendeine Form fiktiver (und im Grenzbereich auch echter) Gewalt waren immer dabei. Die Kindheit in einem Vorort ist an-

geblich eine Zeit der Unschuld, aber fast immer brach damals mindestens ein Kind in Tränen aus. Wir stritten uns, schlossen Bündnisse und brachen sie wieder, gaben Friedens- und Kriegserklärungen ab, aber ähnlich wie bei Patienten mit gestörtem Kurzzeitgedächtnis war am nächsten Tag alles wieder vergessen. Jeden Abend wurde ein Schlusstrich gezogen. Am nächsten Tag wurden dann neue Allianzen gebildet. Und irgendwann rannte ein anderes Kind weinend nach Hause.

Schließlich hatte ich den Daumen auf der richtigen Taste. Ich drückte sie und hielt das Telefon ans Ohr. Mein Herz raste. Ich räusperte mich und kam mir wie ein Vollidiot vor, als ich einfach »Hallo?« sagte.

»Antworten Sie nur ja oder nein.« Die Stimme klang künstlich, wie eine dieser Computerstimmen, die einem sagt, dass man für weitere Auskünfte die Eins drücken soll, zum Bestätigen die Zwei, und so weiter. »Haben Sie das Geld?«

»Ja.«

»Kennen Sie das Garden State Plaza?«

»In Paramus?«, sagte ich.

»Parken Sie in genau zwei Stunden auf dem nördlichen Parkplatz. Das ist bei Nordstrom's. Sektion neun. Dort wird jemand zu Ihnen an den Wagen kommen.«

»Aber ...«

»Wenn Sie nicht allein sind, verschwinden wir. Wenn Ihnen jemand folgt, verschwinden wir. Wenn ich einen Bullen rieche, verschwinden wir. Sie kriegen keine zweite Chance. Haben Sie verstanden?«

»Ja, aber wann ...«

Klick.

Ich ließ die Hand sinken. Benommenheit erfasste mich. Ich kämpfte nicht dagegen an. Jetzt stritten sich die kleinen Mädchen gegenüber. Die Einzelheiten verstand ich nicht, aber das

Wort *mein* kam in unterschiedlichen Deklinationen häufig vor. Ein Geländewagen kam um die Ecke gerast. Ich nahm es wahr, als blicke ich aus großer Höhe auf die Szenerie herunter. Die Bremsen quietschten. Die Fahrertür war schon offen, bevor der Wagen ganz zum Stehen gekommen war.

Es war Lenny. Er sah mich kurz an und war sofort voll bei der Sache. »Marc?«

»Du hattest Recht.« Ich nickte zum Haus hinüber. Regan stand in der Tür. »Sie glauben, ich habe was damit zu tun.«

Lennys Miene verfinsterte sich. Er kniff die Augen zusammen und seine Pupillen wurden klein und stechend. Er nahm seine Kampfhaltung an. Lenny verwandelte sich in Cujo. Er starrte Regan an, als überlege er, welche seiner Gliedmaßen er ihm als Erstes abreißen sollte. »Hast du mit ihnen gesprochen?«

»Ein bisschen.«

Lenny richtete den Blick ruckartig auf mich. »Hast du ihnen nicht gesagt, dass du deinen Anwalt sprechen willst?«

»Nicht gleich am Anfang.«

»Verdammt, Marc, ich hab dir doch gesagt ...«

»Ich habe eine Lösegeldforderung bekommen.«

Damit brachte ich Lenny zum Schweigen. Ich sah auf die Uhr. Nach Paramus brauchte man 45 Minuten. Bei starkem Verkehr konnte es auch eine Stunde dauern. Ein bisschen Zeit hatte ich noch, aber nicht viel. Ich erzählte Lenny, was passiert war. Lenny warf Regan noch einen finsternen Blick zu und führte mich weiter vom Haus weg. An der Grundstücksgrenze blieben wir stehen und setzten uns wie Kinder auf den flachen grauen Bordstein. Die Knie reichten uns bis ans Kinn. Ich sah Lennys Bein zwischen den Socken mit Argyle-Muster und dem schmalen Hosenaufschlag. Es war wahnsinnig unbequem, so zu sitzen. Die Sonne blendete. Wir sahen eher aneinander vorbei als uns gegenseitig ins Gesicht - wieder wie als Kinder. So war es leichter, sich alles zu erzählen.

Ich sprach schnell. Mitten in meinem Bericht setzte Regan sich in Bewegung und kam auf uns zu. Lenny drehte sich zu ihm um und rief: »Ihre Eier.«

Regan blieb stehen. »Was?«

»Nehmen Sie meinen Mandanten fest?«

»Nein.«

Lenny zeigte auf Regans Schritt. »Dann lasse ich die Dinger versilbern und hänge sie mir an den Rückspiegel, wenn Sie noch einen Schritt näher kommen.«

Regan warf sich in Positur. »Wir haben noch ein paar Fragen an Ihren Mandanten.«

»Dumm gelaufen. Suchen Sie sich Mandanten mit dämlicheren Anwälten und verletzen Sie deren Rechte.«

Lenny machte eine abschätzigste Geste und forderte mich mit einem Nicken auf, fortzufahren. Regan wirkte nicht sehr glücklich, trat jedoch zwei Schritte zurück. Wieder sah ich auf die Uhr. Seit dem Anruf mit der Lösegeldforderung waren erst fünf Minuten vergangen. Ich beendete meinen Bericht, während Lenny seinen Laserblick weiter auf Regan geheftet hielt.

»Willst du meine Meinung hören?«, fragte er.

»Ja.«

Ohne Regan aus dem Auge zu lassen, sagte er: »Ich finde, du solltest es ihnen sagen.«

»Bist du sicher?«

»Nein, verdammt.«

»Würdest du das tun?«, fragte ich. »Ich meine, wenn es eins von deinen Kindern wäre?«

Lenny überlegte ein paar Sekunden. »Ich kann mich nicht in deine Lage versetzen, falls du das meinst. Trotzdem muss ich Ja sagen. Ich würde es drauf ankommen lassen. Die Chancen steigen, wenn man es den Behörden sagt. Das heißt nicht, dass es immer hinhaut, aber die kennen sich mit so was aus. Wir nicht.« Lenny

stützte die Ellbogen auf die Knie und legte das Kinn auf die Hände - eine Pose aus seiner Jugend. »Das ist die Ansicht deines Freundes Lenny«, fuhr er fort. »Dein Freund Lenny würde dir raten, es ihnen zu sagen.«

»Und der Anwalt Lenny?«, fragte ich.

»Er würde dich dazu drängen. Er würde dir dringend empfehlen, es der Polizei zu melden.«

»Wieso?«

»Wenn du mit zwei Millionen Dollar losziehst und das Geld verschwindet - selbst wenn du dann mit Tara zurückkommst -, könnte das bei ihnen - vorsichtig gesagt - Verdacht erregen.«

»Das interessiert mich nicht. Ich will nur Tara wiederhaben.«

»Das verstehe ich. Oder besser: Lenny, der Freund, versteht das.« Jetzt sah Lenny dauernd auf die Uhr. Ich fühlte mich leer, ausgehöhlt wie ein Kanu. Ich meinte, die Uhr ticken zu hören. Es war zum Verrücktwerden. Wieder versuchte ich, zu tun, was vernünftig war, die Vor- und Nachteile gegeneinander abzuwägen, doch das Ticken ließ mir keine Ruhe.

Lenny hatte gesagt, er würde es drauf ankommen lassen. Ich bin kein Spieler. Ich meide Risiken. Auf der anderen Straßenseite rief eins der kleinen Mädchen: »Das sag ich!« Sie stürmte die Straße hinab. Die andere lachte und stieg wieder aufs Fahrrad. Ich spürte, wie mir Tränen in die Augen schossen, und wünschte verzweifelt, Monica wäre bei mir. Diese Entscheidung durfte ich nicht alleine treffen. Sie sollte auch etwas dazu sagen.

Wieder sah ich zur Haustür. Regan und Tickner standen nebeneinander vor dem Haus. Regan hatte die Arme vor der Brust verschränkt und wippte auf den Fußballen auf und ab. Tickner stand mit ungerührter Miene bewegungslos da. Konnte ich diesen Männern das Leben meiner Tochter anvertrauen? Würden sie die Suche nach Tara zu ihrem Hauptanliegen machen oder, wie Ed-

gar gemeint hatte, ihren persönlichen Vorlieben und Abneigungen nachgehen?

Es tickte immer lauter und eindringlicher.

Jemand hatte meine Frau umgebracht. Jemand hatte mein Kind entführt. In den letzten Tagen hatte ich mich gefragt, warum - warum wir? -, und dabei versucht, rational zu bleiben und nicht im reißenden Strom des Selbstmitleids zu ertrinken. Doch ich hatte keine Antwort gefunden. Ich sah kein Motiv, und das war vielleicht das Beängstigendste an der ganzen Sache. Vielleicht gab es einfach keinen Grund. Vielleicht hatten wir einfach nur Pech gehabt.

Lenny starrte vor sich hin und wartete. Tick, tick, tick.

»Erzählen wir's ihnen«, sagte ich.

*

Ihre Reaktion überraschte mich. Sie gerieten in Panik.

Regan und Tickner versuchten natürlich, es zu verbergen, aber mit einem Mal lief ihnen ihre Körpersprache völlig aus dem Ruder - das Zucken der Augenlider, die angespannten Mundwinkel, das übertrieben modulierte Soft-Rock-Sender-Timbre ihrer Stimmen. Sie hatten einfach zu wenig Zeit. Tickner rief sofort den FBI-Spezialisten für Entführungsverhandlungen an, um sich seiner Hilfe zu versichern. Während des Gesprächs schirmte er die Sprechmuschel mit der Hand ab. Regan informierte seine Kollegen von der Polizei in Paramus.

Tickner legte auf und sagte zu mir: »Wir lassen das Einkaufszentrum überwachen. Natürlich unauffällig. Wir versuchen, in beide Richtungen der Route 17 an jeder Ausfahrt mindestens einen Wagen zu positionieren. Unsere Leute werden an den Eingängen des Einkaufszentrums sein. Aber hören Sie mir bitte gut zu, Dr. Seidman. Unsere Experten meinen, wir sollten sie hinhalten. Vielleicht können wir die Kidnapper dazu bringen, die Geldübergabe zu verschieben und so ...«

»Nein«, widersprach ich.

»Die verschwinden nicht einfach«, sagte Tickner. »Die wollen das Geld.«

»Meine Tochter ist schon fast drei Wochen in ihrer Gewalt«, sagte ich. »Ich verschiebe das nicht.«

Er nickte, obwohl es ihm nicht passte, und versuchte, eine unbewegte Miene zu bewahren. »Dann möchte ich, dass jemand bei Ihnen im Wagen ist.«

»Nein.«

»Er kann sich auf dem Rücksitz verstecken.«

»Nein«, wiederholte ich.

Tickner probierte es anders: »Oder noch besser - das haben wir schon ein paar Mal gemacht -, wir sagen den Entführern, dass Sie nicht fahren können. Schließlich sind Sie gerade aus dem Krankenhaus gekommen. Wir lassen einen von unseren Männern fahren. Wir behaupten, er wäre Ihr Cousin.«

Ich runzelte die Stirn und sah Regan an. »Meinten Sie nicht, meine Schwester könnte beteiligt sein?«

»Das wäre zumindest möglich.«

»Glauben Sie nicht, dass sie wüsste, ob der Kerl ein Cousin ist?«

Tickner und Regan zögerten kurz und nickten dann gleichzeitig. »Da ist was dran«, meinte Regan.

Lenny und ich sahen uns an. Das hier waren die Profis, denen ich Taras Leben anvertraute. Kein angenehmer Gedanke. Ich ging zur Tür.

Tickner legte mir die Hand auf die Schulter. »Wo wollen Sie hin?«

»Was glauben Sie denn?«

»Setzen Sie sich, Dr. Seidman.«

»Keine Zeit«, entgegnete ich. »Ich muss los. Die Straßen könnten voll sein.«

»Die können wir frei machen.«

»Klar, das wäre kein bisschen auffällig«, sagte ich.

»Ich kann mir nicht vorstellen, dass er Sie von hier aus verfolgt.«

Ich fuhr zu ihm herum. »Und würden Sie das Leben Ihres Kindes darauf setzen?«

Sein Schweigen dauerte einen Moment zu lange.

»Sie kapieren nicht«, ging ich jetzt auf ihn los. »Mich interessiert weder das Geld noch ob die davonkommen. Ich will nur meine Tochter wiederhaben.«

»Das ist uns klar«, sagte Tickner. »Aber Sie haben etwas vergessen.«

»Was?«

»Bitte«, sagte er. »Setzen Sie sich.«

»Hören Sie, tun Sie mir einen Gefallen, ja? Lassen Sie mich einfach stehen. Ich bin Arzt, ich weiß sehr gut, wie man schlechte Nachrichten überbringt. Kommen Sie mir nicht so.«

Tickner hob die Hände und sagte: »In Ordnung.«

Dann holte er langsam und tief Luft.

Verzögerungstaktik.

Dafür war ich nicht in der richtigen Stimmung.

»Und was ist jetzt?«, fragte ich.

»Egal, wer das war«, begann er, »er hat nicht nur auf Ihre Frau, sondern auch auf Sie geschossen.«

»Das ist mir klar.«

»Nein, ich glaube, das ist Ihnen nicht klar. Überlegen Sie mal. Wir können Sie nicht einfach allein hinfahren lassen. Die Täter haben versucht, Sie zu töten. Sie haben zweimal auf Sie geschossen und Sie als vermeintliche Leiche zurückgelassen.«

»Marc«, sagte Regan und trat einen Schritt näher an mich heran, »wir haben Sie vorhin mit ein paar wilden Spekulationen bombardiert. Mehr als das war es aber auch leider nicht. Spekulationen. Wir wissen nicht, was die Typen wirklich wollen. Viel-

leicht war es tatsächlich nur eine einfache Entführung, aber dann ist sie anders abgelaufen als alles, was uns bisher untergekommen ist.« Er hatte seine Verhörmiene abgelegt und sie durch einen kumpelhaften Ausdruck mit hochgezogenen Augenbrauen ersetzt, der Offenheit und Aufrichtigkeit signalisieren sollte. »Das Einzige, was wir mit Sicherheit wissen, ist, dass sie Sie umbringen wollten. Man versucht nicht, die Eltern umzubringen, wenn man lediglich hinter dem Lösegeld her ist.«

»Vielleicht wollten sie sich das Geld vom Schwiegervater holen«, sagte ich.

»Und warum haben sie dann so lange damit gewartet?«

Dazu fiel mir nichts ein.

»Vielleicht«, fuhr Tickner fort, »geht's hier gar nicht um eine Entführung. Zumindest nicht in erster Linie. Vielleicht ist das jetzt Nebensache. Vielleicht war das eigentliche Ziel der Mord an Ihnen und Ihrer Frau. Und vielleicht wollen die Täter die Geschichte jetzt nur zu Ende bringen.«

»Sie halten es für eine Falle?«

»Die Möglichkeit ist nicht von der Hand zu weisen.«

»Und was schlagen Sie vor?«

Tickner ging auf das Angebot ein. »Fahren Sie nicht allein. Verschaffen Sie uns etwas Zeit, damit wir uns richtig vorbereiten können. Warten Sie auf den nächsten Anruf.«

Ich sah Lenny an. Er bemerkte es und nickte. »Ausgeschlossen«, sagte Lenny.

Tickners Kopf schoss zu ihm herum. »Bei allem Respekt, Sir, aber Ihr Mandant befindet sich in akuter Lebensgefahr.«

»Meine Tochter auch«, sagte ich. Einfache Worte. Die Entscheidung lag auf der Hand, wenn man es nicht allzu kompliziert machte. Ich drehte mich um und ging zu meinem Wagen. »Halten Sie Ihre Leute auf Abstand.«

5

Die Straßen waren leer, so dass ich noch reichlich Zeit hatte, als ich am Einkaufszentrum ankam. Ich machte den Motor aus und lehnte mich zurück. Dann sah ich mich um. Ich nahm an, dass das FBI und die Polizei mir gefolgt waren, doch ich sah sie nicht. Das war wohl auch gut so.

Und jetzt?

Keine Ahnung. Ich wartete weiter. Ich spielte am Radio herum, fand aber keinen interessanten Sender. Ich schaltete den Kassettenrecorder an. Als Donald Fagan von Steely Dan anfang »Black Cow« zu singen, lief mir ein Schauer den Rücken hinunter. Diese Kassette hatte ich seit - ja, wann? - seit meiner Collegezeit nicht mehr gehört. Woher hatte Monica sie? Und dann versetzte es mir einen weiteren Schlag, als mir bewusst wurde, dass Monica den Wagen als Letzte benutzt hatte und dass dies womöglich das letzte Stück war, das sie je gehört hatte.

Ich beobachtete, wie sich die Kunden zum Besuch im Einkaufszentrum anschickten. Ich konzentrierte mich auf die jungen Mütter: die Art, wie sie die Heckklappe des Minivans aufmachten, wie sie mit den Gurten kämpften, um ihre Sprösslinge aus den Kindersitzen zu befreien, die mich sehr an Buzz Aldrins Sitz in dem Film Apollo 11 erinnerten, wie sie sich hoch erhobenen Kopfes auf den Weg machten und mit einer kurzen Bewegung den Knopf der Fernbedienung drückten, worauf die Schiebetür des Minivans von selbst zuglitt.

Die Mütter sahen ausnahmslos ziemlich gelangweilt aus. Sie hatten ihre Kinder bei sich. Ihre Sicherheit war durch den Fünf-Sterne-Seitenaufprallschutz und die Kindersitze im NASA-Stil gewährleistet. Und ich saß hier mit einer Tasche voll Lösegeld und hoffte, meine Tochter zurückzubekommen. Der schmale

Grat. Ich wollte das Fenster öffnen und eine Warnung hinaus-schreien.

Der Zeitpunkt der Übergabe rückte näher. Die Sonne brannte auf meine Windschutzscheibe. Ich griff nach meiner Sonnenbrille, überlegte es mir jedoch anders; ich wusste nicht recht, warum. Würde es die Kidnapper verunsichern, wenn ich eine Sonnenbrille aufsetzte? Wohl kaum. Oder vielleicht doch? Am besten ließ ich es einfach. Nur kein Risiko eingehen.

Meine Schultern verspannten sich. Ich versuchte, meine Umgebung im Auge zu behalten, wollte es mir aber aus irgendeinem Grund nicht anmerken lassen. Sobald jemand in meiner Nähe parkte oder dicht an meinem Wagen vorbeiging, zog sich mir der Magen zusammen, und ich fragte mich:

Ist Tara in der Nähe?

Die zwei Stunden seit dem Telefonat waren bald um. Ich wollte es hinter mich bringen. In den nächsten paar Minuten würde sich alles entscheiden. Das wusste ich. Ganz ruhig. Ich musste ruhig bleiben. Tickners Warnung ließ mein Herz beben. Würde einfach jemand an mein Auto herantreten und mir eine Kugel durch den Kopf jagen? Das lag, wie ich einsehen musste, durchaus im Bereich des Möglichen.

Als das Handy klingelte, schreckte ich auf. Ich hielt es ans Ohr und blaffte überhastet: »Hallo?«

Die Computerstimme sagte: »Fahren Sie zur West-Ausfahrt.«

Ich war verwirrt. »Wo ist Westen?«

»Folgen Sie den Schildern zur Route 4. Nehmen Sie die Überführung. Wir beobachten Sie. Wenn Ihnen jemand folgt, verschwinden wir. Lassen Sie das Telefon am Ohr.«

Ich gehorchte gewissenhaft. Mit der rechten Hand presste ich das Handy so fest ans Ohr, dass ich fast die Durchblutung abklemmte, mit der linken umklammerte ich das Lenkrad, als wollte ich es abreißen.

»Fahren Sie auf die Route 4 in Richtung Westen.«

Ich bog rechts ab und fädelte mich auf dem Highway ein. Dann sah ich in den Rückspiegel und versuchte zu erkennen, ob mir jemand folgte. Schwer zu sagen.

Die Computerstimme sagte: »Sie kommen gleich an eine Ladenzeile.«

»Hier sind Tausende von Ladenzeilen.«

»Ganz rechts ist ein Geschäft, das Kinderbetten verkauft. Direkt vor der Ausfahrt zur Paramus Road.«

Ich sah das Geschäft. »Okay.«

»Fahren Sie da rein. Links ist eine Auffahrt. Fahren Sie ganz nach hinten und schalten Sie den Motor aus. Halten Sie das Geld bereit.«

Mir war sofort klar, warum die Entführer diesen Ort gewählt hatten. Es gab nur eine Zufahrt. Die Läden standen leer, nur der mit den Kinderbetten war vermietet. Er lag ganz rechts. Mit anderen Worten, das Gelände war in sich geschlossen und lag trotzdem direkt am Highway. Niemand konnte sich unbemerkt nähern oder auch nur langsamer vorbeifahren, ohne dass es aufgefallen wäre.

Ich hoffte, dass das auch dem FBI klar war.

Als ich die Rückseite des Gebäudes erreichte, sah ich einen Mann vor einem Lieferwagen stehen. Er trug ein rot-schwarz kariertes Flanellhemd, schwarze Jeans, eine dunkle Sonnenbrille und eine Baseballkappe mit Yankee-Schriftzug. Ich versuchte, mir etwas Auffälliges zu merken, aber er sah vollkommen durchschnittlich aus. Mittelmäßig und mittelschlank. Nur seine Nase fiel auf. Selbst aus der Ferne sah ich, dass sie schief war wie die eines ehemaligen Boxers. Aber war sie echt oder trug er eine Art Maske? Ich wusste es nicht.

Dann konzentrierte ich mich auf den Lieferwagen. An der Seite hing ein Schild der Firma B&T Electricians aus Ridgewood,

New Jersey. Keine Telefonnummer oder Adresse. Auch das Autokennzeichen stammte aus New Jersey. Ich prägte es mir ein.

Der Mann führte ein Handy zum Mund wie ein Walkie-talkie, und die mechanische Stimme sagte zu mir: »Ich komme jetzt zu Ihnen. Geben Sie mir das Geld durchs Fenster. Steigen Sie nicht aus. Sprechen Sie mich nicht an. Wenn wir mit dem Geld in Sicherheit sind, rufe ich Sie an und sage Ihnen, wo Sie Ihre Tochter finden.«

Der Mann im Flanellhemd und der Jeans senkte das Handy und kam auf mich zu. Sein Hemd hing über der Hose. Hatte er eine Pistole? Ich wusste es nicht. Und selbst wenn, was hätte ich tun können? Ich drückte den Knopf für den elektrischen Fensterheber. Das Fenster rührte sich nicht. Ich musste erst die Zündung einschalten. Der Mann kam näher. Er hatte seine Baseballkappe so tief in die Stirn gezogen, dass der Schirm die Sonnenbrille berührte. Ich griff nach dem Schlüssel und drehte ihn ein kleines Stück. Die Lichter am Armaturenbrett leuchteten auf. Wieder drückte ich auf den Knopf des Fensterhebers. Die Fenster glitten herunter.

Noch einmal versuchte ich, charakteristische Merkmale an dem Mann zu entdecken. Er schwankte etwas beim Gehen, als hätte er getrunken, machte allerdings keinen nervösen Eindruck. Sein Gesicht war unrasiert und fleckig. Er hatte schmutzige Hände. Seine schwarze Jeans war am rechten Knie zerrissen. Seine Turnschuhe, hohe Converse-Leinenschuhe, hatten schon bessere Tage gesehen.

Als der Mann nur noch zwei Schritte vom Wagen entfernt war, nahm ich allen Mut zusammen und hob die Tasche ans Fenster. Ich hielt die Luft an. Ohne seine Schritte zu verlangsamen, ergriff der Mann das Geld, drehte sich um und ging zurück zum Lieferwagen. Jetzt schien er etwas schneller zu gehen. Die Hintertür des Lieferwagens öffnete sich, er sprang hinein, und die Tür fiel hinter ihm sofort wieder zu. Es war fast, als hätte der Lieferwagen ihn verschluckt.

Der Fahrer ließ den Motor an. Der Lieferwagen fuhr los, und jetzt erst sah ich, dass es doch noch eine zweite Zufahrt von einer Seitenstraße gab. Der Lieferwagen raste dort hinab und verschwand.

Ich war allein.

Ich blieb, wo ich war, und wartete auf das Klingeln des Handys.

Mein Herz raste. Ich war schweißnass. Es kam kein weiteres Auto. Der Asphalt war rissig. Aus den Müllcontainern ragten alte Pappkartons. Der Parkplatz war mit zerbrochenen Flaschen übersät. Ich starrte auf den Boden und versuchte, die Schriftzüge der ausgebleichten Flaschenetiketten zu entziffern.

Fünfzehn Minuten vergingen.

Immer wieder stellte ich mir das Wiedersehen mit meiner Tochter vor, wie ich sie finden und mit leisen Worten beruhigen würde. Das Handy. Das Handy musste klingeln. Das war Teil meiner Vorstellung. Dass das Telefon klingelte und die mechanische Stimme mir Anweisungen gab. Das waren der erste und der zweite Teil. Warum klingelte das verdammte Handy nicht?

Ein Buick Le Sabre rollte auf den Parkplatz. Er hielt in angemessener Entfernung. Den Fahrer kannte ich nicht, doch auf dem Beifahrersitz saß Tickner. Wir sahen uns an. Ich versuchte, etwas aus seiner Miene zu lesen, aber dort zeigte sich noch immer keine Regung.

Ich starrte auf das Handy, wagte nicht, es aus dem Auge zu lassen. Das Ticken war wieder da - jetzt langsam und ohrenbetäubend.

Es vergingen noch zehn Minuten, bis das Telefon widerwillig seine piepsige Melodie spielte. Ich hatte es schon am Ohr, bevor der Ton lauter werden konnte.

»Hallo?«, sagte ich.

Nichts.

Tickner sah mich eindringlich an. Er nickte kurz, ich verstand

jedoch nicht, warum. Der Fahrer hielt das Lenkrad immer noch in beiden Händen.

»Hallo?«, wiederholte ich.

Die Computerstimme sagte: »Ich habe Ihnen gesagt, Sie sollen keine Polizei einschalten.«

Das Blut gefror in meinen Adern.

»Keine zweite Chance.«

Dann verstummte das Handy.

6

Es gab kein Entkommen.

Ich sehnte die innere Taubheit herbei. Ich sehnte mich nach dem Koma zurück, in dem ich im Krankenhaus gelegen hatte. Ich sehnte mich nach dem Tropf mit den Betäubungsmitteln, die so reichlich geflossen waren. Man hatte mir die Haut vom Leibe gerissen. Jetzt lagen die Nervenenden bloß. Ich spürte alles.

Hilflosigkeit und Angst überwältigten mich. Die Angst hielt mich gefangen, und die Hilflosigkeit - das schreckliche Wissen, dass ich es verbockt hatte und nichts tun konnte, um das Leid meines Kindes zu lindern - steckte mich in eine Zwangsjacke und knipste das Licht aus. Wahrscheinlich verlor ich gerade den Verstand.

Die Tage vergingen in einem zähen Nebel. Meistens saß ich am Telefon - genau genommen sogar an mehreren Telefonen: meinem Festnetztelefon, meinem Handy und dem Handy der Kidnapper. Ich hatte mir ein Ladegerät für das Kidnapperhandy gekauft, damit ich es weiter in Betrieb halten konnte. Ich verbrachte die ganze Zeit auf der Couch. Rechts lagen die Telefone. Ich versuchte, sie nicht weiter zu beachten, mich aufs Fernsehen zu konzentrieren, weil ich mich an das alte Sprichwort erinnerte,

dass das Wasser nie zu kochen anfängt, wenn man hinschaut. Trotzdem warf ich den verdammten Telefonen immer wieder verstohlene Blicke zu, weil ich befürchtete, sie könnten irgendwie fliehen, und versuchte, sie kraft meines Willens zum Klingeln zu bringen.

Außerdem versuchte ich, von dieser übernatürlichen Bindung zwischen Vater und Tochter Gebrauch zu machen, die mich zu der Aussage verleitet hatte, dass Tara noch lebte. Ihr Puls schlug noch, dachte ich (oder redete es mir jedenfalls ein), wenn auch so schwach, dass man höchstens von einem seidenen Faden sprechen konnte.

»Keine zweite Chance ...«

Um meine Schuldgefühle noch schlimmer zu machen, hatte ich letzte Nacht auch noch von einer anderen Frau als Monica geträumt - von Rachel, meiner Jugendliebe. Es war einer jener verschobenen Träume, in denen Zeit und Realität wild durcheinander gewürfelt werden, einander sogar zum Teil widersprechen, trotzdem glaubt man alles, von Anfang bis Ende. Ich war mit Rachel zusammen. Wir hatten uns nicht getrennt, uns aber dennoch all die Jahre nicht gesehen. Ich war immer noch vierunddreißig, sie jedoch war nicht um einen einzigen Tag gealtert, seit sie mich verlassen hatte. Im Traum war Tara immer noch meine Tochter - sie war auch nicht entführt worden -, aber irgendwie war sie auch Rachels Kind, obwohl Rachel nicht ihre Mutter war. Wahrscheinlich kennen Sie solche Träume. Nichts passt zusammen, aber irgendwie glauben Sie trotzdem alles. Als ich aufwachte, löste sich der Traum in Luft auf- wie alle Träume. Er hinterließ einen unangenehmen Nachgeschmack und eine überraschend heftige Sehnsucht.

Meine Mutter kam zu oft zu Besuch. Gerade hatte sie wieder ein volles Tablett mit Essen vor mich gestellt. Ich beachtete es nicht. Und Mom wiederholte zum tausendsten Mal ihr neues

Mantra: »Du musst was essen, damit du für Tara wieder zu Kräften kommst.«

»Genau, Mom, es kommt nur auf die Kraft an. Vielleicht kommt sie ja zurück, wenn ich nur genügend Liegestütze mache.«

Mom schüttelte den Kopf und ignorierte meinen Sarkasmus. Ich war grausam zu ihr. Auch sie litt. Ihre Enkelin wurde vermisst, und ihr Sohn befand sich in einem jämmerlichen Zustand. Ich sah, wie sie seufzte und wieder in die Küche ging. Ich entschuldigte mich nicht.

Tickner und Regan kamen regelmäßig vorbei. Sie erinnerten mich an Shakespeares Märchen voller *Klang und Wut, das nichts bedeutet*. Sie erzählten mir von all den technologischen Wunderwerken, die bei der Suche nach Tara eingesetzt wurden - Geschichten über DNA, Fingerabdrücke, Überwachungskameras, Flughäfen, Mauthäuschen, Bahnhöfe, Abhörgeräte, Kontrollen und Labore. Sie traten bewährte Cop Klischees wie *jeden Stein umdrehen* und *allen Möglichkeiten nachgehen* breit. Ich nickte. Sie ließen mich Verbrecherkarteien durchsehen, aber der Taschenabholer in Flanell tauchte in keinem ihrer Bücher auf.

»Wir sind der Spur zu B & T Electricians nachgegangen«, berichtete Regan mir bei ihrem ersten Besuch. »Die Firma existiert, aber sie benutzen Magnetschilder, die man einfach vom Wagen abziehen kann. Vor zwei Monaten wurde eins gestohlen. Sie hielten es nicht für nötig, deswegen Anzeige zu erstatten.«

»Was ist mit dem Autokennzeichen?«, fragte ich.

»Die Nummer, die Sie uns genannt haben, gibt es nicht.«

»Wie ist das möglich?«

»Sie haben zwei alte Nummernschilder genommen«, erläuterte Regan. »Meist läuft das so, dass sie die in der Mitte durchschneiden und dann die linke Hälfte des einen an die rechte Hälfte des anderen schweißen.«

Ich starrte ihn nur an.

»Das hat auch sein Gutes«, fuhr Regan fort.

»Aha?«

»Es bedeutet, dass wir es mit Profis zu tun haben. Sie haben gewusst, dass wir am Einkaufszentrum sein würden, wenn Sie uns informieren. Für die Übergabe haben sie einen Ort ausgesucht, den wir nicht ungesehen erreichen konnten. Sie locken uns mit geklauten Magnetschildern und zusammenschweißten Auto-kennzeichen auf eine falsche Fährte. Alles in allem heißt das, dass wir es mit Profis zu tun haben.«

»Und das Gute daran ist ... ?«

»Dass Profis im Allgemeinen nicht blutdürstig sind.«

»Und was haben Sie jetzt vor?«

»Wir sind der Ansicht«, sagte Regan, »dass die Sie weich kochen wollen, um dann noch mehr Geld verlangen zu können.«

Mich weich kochen. Das funktionierte.

Nach dem Fiasko mit der Geldübergabe rief mein Schwiegervater an. Ich hörte die Enttäuschung in Edgars Stimme. Ich möchte nicht unhöflich klingen - schließlich hatte Edgar das Geld bereitgestellt, und er ließ auch durchblicken, dass er es wieder tun würde -, aber die Enttäuschung schien sich eher gegen mich zu richten, gegen die Tatsache, dass ich seinen Ratschlag, die Behörden nicht einzuschalten, nicht befolgt hatte, als gegen das Ergebnis.

Er hatte natürlich Recht. Ich hatte Mist gebaut.

Ich versuchte, bei den Ermittlungen zu helfen, doch die Polizei machte keinerlei Anstalten, mich darin zu ermutigen. Im Kino arbeiten die Behörden mit den Opfern zusammen und halten sie auf dem Laufenden. Selbstverständlich stellte ich Tickner und Regan viele Fragen über den Fall. Sie gaben mir keine Antworten. Sie sprachen nie über irgendwelche Einzelheiten. Mein Interesse schien sie fast mit Verachtung zu erfüllen. Ich wollte zum Beispiel genauer wissen, wie meine Frau aufgefunden worden war und warum sie nackt gewesen war. Sie mauerten.

Lenny war häufig bei mir zu Hause. Er konnte mir kaum in die Augen sehen; er fühlte sich schuldig, weil er mir geraten hatte, die Polizei hinzuzuziehen. Regans und Tickners Mienen schwankten zwischen der Reue, dass alles danebengegangen war, und einer anderen Art von Reue, die wohl darauf zurückzuführen war, dass sie in mir, dem trauernden Ehemann und Vater, den Drahtzieher hinter dem Ganzen sahen. Sie wollten alles über meine problematische Ehe mit Monica wissen. Sie wollten alles über die verschwundene Pistole wissen. Es war genau so, wie Lenny prophezeit hatte. Je mehr Zeit verging, desto stärker richtete sich der Blick der Behörden auf den einzigen greifbaren Verdächtigen.

Meine Wenigkeit.

Nach einer Woche nahm die Präsenz des FBI und der Polizei ab. Tickner und Regan kamen nicht mehr sehr oft. Sie sahen häufiger auf die Uhr. Sie entschuldigten sich, weil sie in anderen Angelegenheiten telefonieren mussten. Ich hatte dafür natürlich vollstes Verständnis. Neue Spuren gab es nicht. Die Lage beruhigte sich. Halb begrüßte ich die Atempause.

Und dann, am neunten Tag, wurde alles anders.

Kurz nach zehn Uhr abends zog ich mich aus, um ins Bett zu gehen. Ich war allein. Ich liebe meine Mutter und meine Freunde, aber ihnen wurde langsam klar, dass ich Zeit brauchte, um zu mir zu kommen. Sie waren also alle vor dem Abendessen gegangen, das ich mir von Hunan Garden hatte liefern lassen und eingedenk der Mahnungen meiner Mutter auch gegessen hatte, um zu Kräften zu kommen.

Ich sah auf den Wecker. Daher weiß ich, dass es genau 22 Uhr 18 war. Dann schweifte mein Blick durchs Zimmer und zum Fenster. Im Dunkeln, fast hätte ich es nicht bemerkt - bewusst war mir sowieso nichts aufgefallen -, blieb mein Blick an irgendetwas hängen. Ich sah noch einmal genauer hin.

Eine Frau stand steif wie eine Statue auf dem Gehweg und

starrte das Haus an. Zumindest vermute ich, dass sie das Haus anstarrte. Genau konnte ich es nicht sagen. Ihr Gesicht war in der Dunkelheit nicht zu erkennen. Sie hatte lange Haare — das verriet die Silhouette - und trug einen langen Mantel. Die Hände hatte sie in die Manteltaschen gesteckt.

Sie stand einfach nur da.

Ich wusste nicht recht, was ich davon halten sollte. Die Nachrichten hatten natürlich über uns berichtet. Zu jeder Tages- und Nachtzeit waren Reporter vorbeigekommen. Ich blickte die Straße entlang. Es waren weder Autos noch Übertragungsfahrzeuge vom Fernsehen oder sonst irgendetwas zu sehen. Offenbar war sie zu Fuß gekommen. Auch das war nichts Ungewöhnliches. Ich wohne in einem bürgerlichen Vorort. Die Leute gehen hier andauernd spazieren, meist mit einem Hund, einem Partner oder beidem, aber es ist auch nichts Besonderes, wenn eine Frau einmal alleine unterwegs ist.

Warum war sie dann stehen geblieben?

Krankhafte Neugier, nahm ich an.

Sie schien ziemlich groß zu sein, was jedoch auch Einbildung sein konnte, da es eigentlich kaum zu erkennen war. Ich überlegte, was ich tun sollte. Ein unbehagliches Gefühl machte sich in mir breit. Ich griff nach meinem Sweatshirt und zog es über den Pyjama. Dann schlüpfte ich noch in eine Trainingshose. Wieder sah ich aus dem Fenster. Die Frau schrak zusammen.

Sie hatte mich gesehen.

Sie drehte sich um und ging mit schnellen Schritten davon. Etwas schnürte mir die Brust ein. Ich versuchte, das Fenster hochzuschieben. Es klemmte. Ich schlug gegen den Rahmen, um es zu lösen, und probierte es noch einmal. Widerstrebend gab es ein paar Zentimeter nach. Ich bückte mich und rief durch den Spalt:

»Warten Sie!«

Sie ging schneller.

»Bitte, warten Sie einen Moment.«

Sie fing an zu rennen. Scheiße. Ich drehte mich um und rannte zur Tür, ihr nach. Ich wusste nicht, wo meine Hausschuhe waren, und für richtige Schuhe war keine Zeit. Ich lief hinaus. Das Gras kitzelte unter meinen Füßen. Ich rannte in die Richtung, in die sie verschwunden war, und versuchte, ihr zu folgen, erwischte sie jedoch nicht mehr.

Als ich wieder zu Hause war, rief ich Regan an und berichtete, was geschehen war. Schon beim Erzählen kam es mir lächerlich vor. Eine Frau hatte vor meinem Haus gestanden. Na und? Auch Regan wirkte schwer unbeeindruckt. Ich redete mir ein, dass es nicht weiter wichtig gewesen sei, nur eine neugierige Nachbarin. Dann legte ich mich ins Bett, schaltete den Fernseher ein und schloss schließlich die Augen.

Doch die Nacht war noch nicht zu Ende.

Um vier Uhr morgens klingelte mein Telefon. Ich befand mich in jenem Zustand, den ich jetzt Schlaf nenne. Echte Tiefschlafphasen erreiche ich gar nicht mehr. Ich liege mit geschlossenen Augen im Bett. Die Nächte vergehen ebenso langsam wie die Tage. Beide sind nur durch einen hauchdünnen Schleier voneinander getrennt. Meinem Körper gelingt es, nachts zu ruhen, aber mein Kopf weigert sich abzuschalten.

Mit geschlossenen Augen ging ich im Kopf zum tausendsten Mal den Morgen des Überfalls durch und hoffte, irgendwelche neuen Erinnerungsfetzen herauszukitzeln. Ich fing mit meinem gegenwärtigen Aufenthaltsort an: dem Schlafzimmer. Ich erinnerte mich an das Klingeln des Weckers. Ich war mit Lenny zum Racquetball verabredet. Wir spielten seit ungefähr einem Jahr jeden Mittwoch, und inzwischen war unser Niveau von *jämmerlich* auf *leichte Reha-Übung* gestiegen. Monica war bereits aufgestanden und duschte. Ich hatte um elf einen Operationstermin in der Klinik. Ich stand auf, ging zu Tara ins Zimmer und sah sie an.

Dann ging ich zurück ins Schlafzimmer. Monica war fertig mit dem Duschen und zog sich gerade ihre Jeans an. Ich ging, noch im Pyjama, nach unten in die Küche, öffnete den Schrank neben dem Westinghouse-Kühlschrank, entschied mich für den Müsli-Riegel mit Himbeeren, nicht für den mit Blaubeeren (diese Einzelheit hatte ich Regan vor kurzem mitgeteilt, als spiele das irgendeine Rolle), und beugte mich beim Essen über die Spüle ...

Peng, das war's. Nichts, bis ich im Krankenhaus wieder aufgewacht war.

Das Telefon klingelte zum zweiten Mal. Ich öffnete die Augen.

Ich tastete nach dem Telefon, nahm den Hörer ab und meldete mich: »Hallo?«

»Detective Regan hier. Ich bin zusammen mit Agent Tickner auf dem Weg zu Ihnen. Wir sind in zwei Minuten da.«

Ich schluckte. »Was ist passiert?«

»Zwei Minuten.«

Er legte auf.

Ich erhob mich und sah aus dem Fenster. Fast rechnete ich damit, die Frau dort zu erblicken. Doch da war niemand. Ich zog die zerknitterte Jeans vom Vortag und ein altes Sweatshirt über, ging die Treppe hinunter, öffnete die Haustür und spähte hinaus. Ein Polizeiwagen bog um die Ecke. Regan fuhr. Tickner saß auf dem Beifahrersitz. Ich glaube nicht, dass ich sie je zuvor gemeinsam in einem Wagen gesehen hatte.

Mir war klar, dass das nichts Gutes bedeuten konnte.

Die beiden Männer stiegen aus. Übelkeit überfiel mich. Seit der misslungenen Lösegeldübergabe hatte ich mich auf diesen Besuch vorbereitet. Ich hatte mich sogar dabei erwischt, wie ich ihn im Kopf durchspielte - wie sie mir den endgültigen K.-o.-Schlag versetzen würden und ich darauf nicken, ihnen danken und mich entschuldigen würde. Ich hatte meine Reaktion einstudiert. Ich wusste genau, wie alles ablaufen würde.

Jetzt jedoch, als ich sah, wie Regan und Tickner auf mich zukamen, versagten sämtliche Schutzmechanismen. Panik erfasste mich. Ich fing an zu zittern. Ich konnte mich kaum auf den Beinen halten. Meine Knie gaben nach, und ich musste mich am Türrahmen festhalten. Die beiden Männer gingen im Gleichschritt. Das erinnerte mich an eine Szene aus einem alten Kriegsfilm, in der zwei Offiziere mit ernstesten Gesichtern auf das Haus der Mutter zugehen. Ich schüttelte den Kopf und versuchte, solche Gedanken zu vertreiben.

Als ich die Tür öffnete, schoben sich die beiden Männer an mir vorbei ins Haus.

»Wir müssen Ihnen was zeigen«, sagte Regan.

Ich drehte mich um und folgte ihnen. Regan schaltete eine Lampe an, die das Zimmer jedoch nur schwach erhellte. Tickner setzte sich auf die Couch. Er öffnete seinen Laptop. Der Bildschirm wurde hell und tauchte den FBI-Agenten in LCD-blaues Licht.

»Wir haben eine Spur«, verkündete Regan.

Ich trat näher.

»Sie erinnern sich doch, dass Ihr Schwiegervater uns eine Liste mit den Seriennummern der Scheine aus dem Lösegeld gegeben hat?«

»Ja.«

»Einer dieser Scheine ist gestern Nachmittag in einer Bank aufgetaucht. Agent Tickner zeigt Ihnen gleich die Videoaufnahme.«

»Aus der Bank?«, fragte ich.

»Ja. Wir haben das Video auf seinen Laptop überspielt. Vor etwa zwölf Stunden ist jemand in diese Bank gekommen, um eine Hundert-Dollar-Note zu wechseln. Wir möchten, dass Sie sich das Video ansehen.«

Ich setzte mich neben Tickner. Er drückte eine Taste. Das Video startete sofort. Ich hatte mit einem körnigen Schwarzweißfilm gerechnet, doch ich hatte mich getäuscht. Das Video war von schräg

oben in sehr grellen Farben aufgenommen worden. Ein glatzköpfiger Mann sprach mit dem Bankangestellten. Es gab keinen Ton.

»Den kenne ich nicht«, sagte ich.

»Moment.«

Der Glatzköpfige sagte etwas zu dem Angestellten. Sie schienen sich gemeinsam über etwas zu amüsieren. Der Glatzköpfige nahm einen Zettel und winkte kurz zum Abschied. Der Angestellte winkte zurück. Die nächste Person aus der Schlange trat an den Schalter. Ich hörte mich stöhnen.

Es war Stacy, meine Schwester.

Auf einmal erfasste mich die Benommenheit, nach der ich mich gesehnt hatte. Ich weiß nicht, warum. Vielleicht weil zwei entgegengesetzte Gefühle gleichzeitig auf mich einstürzten. Zum einen der Schock. Meine eigene Schwester hatte mir das angetan. Meine Schwester, die ich von Herzen liebte, hatte mich verraten. Andererseits jedoch auch die Hoffnung - jetzt gab es Hoffnung. Wir hatten eine Spur. Und wenn es Stacy gewesen war, konnte ich mir nicht vorstellen, dass sie Tara etwas antun würde.

»Ist das Ihre Schwester?«, fragte Regan und zeigte mit dem Finger auf das Bild.

»Ja.« Ich sah ihn an. »Wo wurde das aufgenommen?«

»In den Catskills«, sagte er. »In einem Ort namens ...«

»Montague«, beendete ich seinen Satz.

Tickner und Regan sahen sich an. »Woher wissen Sie das?«

Aber ich war schon auf dem Weg zur Tür. »Ich weiß, wo sie ist.«

7

Mein Großvater war gern auf die Jagd gegangen. Mir war das immer seltsam vorgekommen, weil er ein so sanfter, freundlicher Mensch gewesen war. Er hatte nie über seine Leidenschaft ge-

sprachen. Er hatte keine Hirschköpfe über dem Kamin hängen, keine Fotos oder Geweihe an den Wänden, oder was Jäger sonst gern mit den Kadavern anstellten. Er hatte nie Freunde oder Familienmitglieder mit auf die Jagd genommen.

Für meinen Großvater war das Jagen eine einsame Tätigkeit gewesen. Weder hatte er sie gerechtfertigt noch erklärt oder mit anderen geteilt.

1956 hatte Großvater sich eine kleine Jagdhütte in einem Waldgebiet bei Montague im Staat New York gekauft. Angeblich hatte er dafür nicht einmal dreitausend Dollar bezahlt. Ich glaube allerdings auch nicht, dass man heutzutage viel mehr dafür bekommen würde.

Sie hat nur ein Schlafzimmer und ist allenfalls rustikal, ohne etwas von dem Charme zu haben, den man im Allgemeinen mit dem Wort verbindet. Die Hütte ist kaum zu finden - die Schotterstraße endet fast zweihundert Meter davor. Den Rest muss man auf einem von Baumwurzeln überwachsenen Weg zurücklegen.

Nach Großvaters Tod hat meine Großmutter die Hütte geerbt. Davon ging ich zumindest aus. Niemand hatte je groß darüber nachgedacht. Meine Großeltern lebten damals schon seit zehn Jahren in Florida. Inzwischen kämpfte Großmutter mit der alles verschlingenden Finsternis der Alzheimer-Krankheit.

Die alte Hütte gehörte, wie ich annahm, zu ihrem Besitz. Wahrscheinlich war seitdem einiges an Steuern und sonstigen Abgaben aufgelaufen.

Als wir klein waren, verbrachten meine Schwester und ich jedes Jahr ein Sommerwochenende in der Hütte. Mir machte das keinen Spaß. Natur langweilte mich, falls ich mich nicht gerade gegen Mückenschwärme verteidigen musste. Es gab kein Fernsehen. Wir gingen früh und bei zu großer Dunkelheit ins Bett. Tagsüber wurde die unheimliche Stille häufig vom lieblichen Echo

naher Gewehrschüsse durchbrochen. Wir wanderten viel, eine Beschäftigung, die mich auch heute noch anodet.

Einmal hatte meine Mutter mir nur khakifarbene Kleidung eingepackt.

Ich verbrachte volle zwei Tage in der Angst, dass ein Jäger mich mit einem Hirsch verwechseln könnte.

Stacy hingegen fand dort Zerstreung. Schon als junges Mädchen schien die Flucht vor der Tretmühle aus Vorstadtschulbesuch, außerschulischen Aktivitäten wie Vereinssport und dem ständigen Streben nach Beliebtheit ihre wahre Passion zu sein.

Sie ging stundenlang wandern. Sie sammelte Blätter und Rauten in einem Glas. Sie hinterließ mit schlurfenden Füßen lange Spuren auf dem Kiefernadelteppich.

Während wir die Route 87 entlangrasten, erzählte ich Regan und Tickner von der Hütte. Tickner setzte sich über Funk mit dem Polizeirevier in Montague in Verbindung. Ich wusste noch, wie man zur Hütte kam, konnte den Weg aber nicht genau beschreiben. Ich tat mein Bestes. Regan trat das Gaspedal weiter durch.

Es war halb fünf Uhr morgens. Die Straßen waren leer. Die Sirenen brauchten wir nicht. Wir erreichten Ausfahrt 16 des New York Thruway und rasten am Woodbury Common Outlet Center vorbei.

Der Wald verschwamm hinter den Scheiben. Es war nicht mehr weit. Ich sagte Regan, wo er abbiegen sollte. Der Wagen kurvte Seitenstraßen entlang, die sich seit drei Jahrzehnten kein bisschen verändert hatten.

Eine Viertelstunde später waren wir da.

*

Stacy.

Meine Schwester war nie besonders hübsch gewesen. Das war vielleicht Teil ihres Problems. Ja, das klingt unsinnig. Eigentlich

ist es auch absurd. Ich erkläre es Ihnen trotzdem. Stacy war nie zum Schülerball eingeladen worden. Nie hatte ein Junge angerufen. Sie hatte nur sehr wenige Freunde und Freundinnen. Natürlich haben viele Jugendliche solche Probleme. Das Erwachsenwerden ist ein Kampf, aus dem niemand ohne Narben hervorgeht. Und natürlich war die Krankheit meines Vaters eine gewaltige Belastung für uns. Aber das genügt nicht als Erklärung.

Am Ende aller Theorien und psychoanalytischer Überlegungen, nachdem ich die Traumata ihrer Kindheit durchgegangen bin, glaube ich, dass bei meiner Schwester etwas viel Einfacheres und Grundlegenderes danebengegangen ist. Meiner Ansicht nach hatte sie eine Art chemisches Ungleichgewicht im Hirn. Etwas zu viel von einer Substanz, etwas zu wenig von einer anderen.

Wir haben die Anzeichen dafür nicht rechtzeitig erkannt. Stacy war in einer Zeit depressiv, als man solches Verhalten für Verdrießlichkeit hielt. Andererseits nutze ich diese verschlungene Rationalisierung nur dazu, meinen eigenen Gleichmut ihr gegenüber zu rechtfertigen. Stacy war einfach meine komische kleine Schwester. Ich hatte genug mit meinen eigenen Problemen zu tun, also sollte man mich doch bitte zufrieden lassen.

Ich war ein selbstsüchtiger Teenager - was natürlich eine hundertprozentige Tautologie ist.

Egal, ob der Ursprung der Traurigkeit meiner Schwester im physiologischen oder psychologischen Bereich oder in einer komplizierten Kombination aus beiden gelegen hatte, Stacys selbstzerstörerische Reise hatte ein Ende gefunden.

Meine kleine Schwester war tot.

Sie lag zusammengerollt auf dem Boden. So, die Knie an die Brust gezogen, den Kopf gesenkt, hatte sie früher auch immer geschlafen. Doch obwohl keine äußerliche Verletzung zu sehen war, sah ich sofort, dass sie nicht schlief. Ich beugte mich zu ihr hinunter. Stacys Augen waren offen. Sie starrte mich an, fragend, ohne

zu blinzeln. Noch immer wirkte sie vollkommen verloren. Das hätte nicht sein dürfen. Der Tod sollte keine Einsamkeit bringen. Der Tod hätte ihr den Frieden geben müssen, der ihr im Leben nicht vergönnt gewesen war. Warum, fragte ich mich, sah Stacy immer noch so schrecklich verloren aus?

Neben ihr lag eine Spritze, ihr Begleiter im Tod, wie auch im Leben. Drogen natürlich. Ob sie sich absichtlich eine Überdosis gespritzt hatte oder ob es ein Unfall gewesen war, konnte ich noch nicht sagen. Ich hatte auch keine Zeit, darüber nachzudenken. Die Polizei schwärmte aus. Ich riss meinen Blick von ihr los.

Tara.

Die Hütte war völlig heruntergekommen. Waschbären waren eingedrungen und hatten sie nach ihren Vorstellungen eingerichtet. Das Sofa, auf dem mein Großvater immer mit ver-schränkten Armen seinen Mittagsschlaf gehalten hatte, war aufgerissen. Die Füllung war auf dem Boden verteilt. Die Federn ragten heraus, bereit, jeden zu stechen, der ihnen zu nahe kam. Der ganze Raum stank nach Urin und toten Tieren.

Ich hielt die Luft an und lauschte nach Babygeschrei. Ich hörte nichts. Hier zumindest nicht. Es gab nur einen weiteren Raum. Ich folgte einem Polizisten ins Schlafzimmer. Es war dunkel. Ich drückte den Lichtschalter. Nichts geschah. Wie Schwerter zer-teilten die Taschenlampenstrahlen die Dunkelheit.

Ich schaute mich um. Als mein Blick ihn traf, hätte ich bei-nahe aufgeschrien.

Da stand ein Laufstall.

Es war einer dieser modernen, transportablen Laufställe mit klappbaren Seitengittern. Monica und ich haben auch so einen. Ich kenne niemanden mit einem Baby, der keinen hat. Das Preis-schild hing noch an der Seite. Er musste neu sein.

Tränen schossen mir in die Augen. Der schwankende Strahl der Taschenlampe verlieh dem Ganzen einen stroboskopartigen

Effekt. Der Laufstall sah leer aus. Meine Hoffnung schwand. Ich rannte trotzdem hinüber, falls das Licht eine optische Täuschung erzeugt haben sollte, falls Tara sich so eng an den Boden geschmiegt hatte, dass sie - ich weiß nicht - kaum eine kleine Erhebung auf dem Boden bildete.

Doch da lag nur eine Decke.

Eine leise Stimme - eine Stimme aus einem unheimlichen, nicht enden wollenden Albtraum - drang durchs Zimmer. »Herrgott.«

Ich wandte meinen Kopf in Richtung der Stimme. Dann hörte ich sie wieder, jetzt noch leiser. »Hier drin«, sagte der Polizist. »Im Schrank.«

Tickner und Regan waren schon da. Beide blickten hinein. Selbst im schwachen Dämmerlicht erkannte ich, dass sie blass wurden.

Ich taumelte voran. Mit unsicheren Schritten stolperte ich durchs Zimmer und musste mich im letzten Moment am Knauf der Schranktür festhalten, um nicht hinzufallen. Ich sah hinein. Und als ich den ausgefransten Stoff erblickte, spürte ich förmlich, wie mein Innerstes explodierte und zu Asche zerkrümelte.

Dort, auf dem Boden des Schranks, lag ein zerrissener Strampelanzug mit schwarzen Pinguinen.

Achtzehn Monate später

8

Lydia sah, dass die Witwe im Starbucks-Coffeeshop allein war.

Sie saß auf einem Hocker am Fenster und schaute abwesend den Fußgängern hinterher. Ihr Kaffee stand so dicht an der Scheibe, dass sich ein beschlagener Kreis auf dem Glas bildete. Lydia musterte sie einen Moment lang. Man sah ihr die Verzweiflung noch an - der kampfmüde, leere Blick, die besiegte Haltung, das stumpfe Haar, die zittrigen Hände.

Lydia bestellte sich einen großen Latte Macchiato mit Magermilch und einer Extraportion Espresso. Der Kellner hinter dem Tresen, ein hagerer, ganz in Schwarz gekleideter junger Mann mit einem Spitzbart, gab ihr den Extra-Espresso *aufs Haus*. Männer, selbst so junge, taten so etwas für Lydia. Sie schob ihre Sonnenbrille etwas herunter und bedankte sich bei ihm. Er machte sich fast ins Hemd.

Lydia wusste, dass er ihren Hintern anstarrte, als sie zum Tisch mit den Zutaten ging. Auch das kannte sie schon. Sie legte eine Packung Süßstoff neben den Becher. Der Coffeeshop war ziemlich leer, und obwohl es jede Menge freie Plätze gab, setzte Lydia sich auf den Hocker direkt neben der Witwe. Als diese sie bemerkte, schreckte sie aus ihrer Versunkenheit auf.

»Wendy?«, sagte Lydia.

Wendy Burnet, die Witwe, sah die Frau mit der sanften Stimme an.

»Ich möchte Ihnen mein Beileid aussprechen«, sagte Lydia.

Lydia lächelte sie an. Sie hatte ein herzliches Lächeln, das

wusste sie. Das maßgeschneiderte graue Kostüm brachte ihren zierlichen, straffen Körper bestens zur Geltung. Der Rock war ziemlich hoch geschlitzt. Ganz erotische Geschäftsfrau. Ihre Augen glänzten feucht, und sie hatte eine niedliche Stupsnase. Ihr Haar war rotbraun gelockt, aber das konnte man ändern - was sie auch häufig tat.

Wendy Burnet starrte Lydia gerade so lange an, dass diese sich fragte, ob sie erkannt worden war. Lydia kannte diesen Blick seit langem, diesen unsicheren Ich-kenne-Sie-von-irgendwoher-Ausdruck, obwohl sie seit ihrem dreizehnten Lebensjahr nicht mehr im Fernsehen aufgetreten war. Manche Leute sagten sogar: »Hey, wissen Sie, an wen Sie mich erinnern?«, aber Lydia - sie war damals unter dem Namen Larissa Dane aufgetreten - tat das immer mit einem Achselzucken ab.

Leider war das hier kein solches Zögern. Wendy Burnet stand nach dem schrecklichen Tod ihres geliebten Mannes noch unter Schock. Sie brauchte einfach etwas länger, um neue Informationen aufzunehmen und geistig zu verarbeiten. Wahrscheinlich überlegte sie, wie sie reagieren sollte, ob sie vorgeben müsste, Lydia zu kennen.

Nach ein paar Sekunden entschied Wendy Burnet sich für ein unverbindliches »Vielen Dank«.

»Der arme Jimmy«, fuhr Lydia fort. »So ein schrecklicher Tod.«

Wendy griff nach ihrem Pappbecher und trank einen kräftigen Schluck Kaffee. Lydia studierte die kleinen Kästchen am Becherrand und sah, dass auch Witwe Wendy einen großen Latte Macchiato bestellt hatte, allerdings koffeinarmed und mit Sojamilch. Lydia rückte etwas näher an sie heran.

»Sie wissen nicht, wer ich bin, nicht wahr?«

Wendy sah sie mit einem schwachen, ertappten Lächeln an.
»Nein, tut mir Leid.«

»Nicht nötig. Ich glaube nicht, dass wir uns schon mal begegnet sind.«

Wendy wartete, dass Lydia sich vorstellte. Als das nicht geschah, fragte sie: »Dann kannten Sie meinen Mann?«

»Aber ja.«

»Arbeiten Sie auch in der Versicherungsbranche?«

»Nein, ich fürchte nicht.«

Wendy runzelte die Stirn. Lydia nippte an ihrem Kaffee. Das Ganze wurde immer peinlicher, zumindest für Wendy. Lydia fühlte sich ganz wohl in ihrer Haut. Als es ihr zu unangenehm wurde, stand Wendy auf, um zu gehen.

»Tja«, sagte sie. »War nett, Sie kennen zu lernen.«

»Ich ...«, fing Lydia zögernd an, bis sie sicher war, Wendys ganze Aufmerksamkeit auf sich gezogen zu haben, «... ich war der letzte Mensch, der Jimmy lebend gesehen hat.«

Wendy erstarrte. Lydia trank noch einen Schluck von ihrem Kaffee und schloss die Augen. »Gut und stark«, sagte sie und deutete auf den Becher. »Ich mag den Kaffee hier, Sie auch?«

»Haben Sie gesagt ... ?«

»Bitte«, sagte Lydia mit einer kurzen Geste, »setzen Sie sich doch, damit ich es Ihnen in Ruhe erklären kann.«

Wendy warfe einen Blick auf die Kellner hinter dem Tresen. Sie gestikulierten und jammerten über das, was sie für eine weltweite Konspiration hielten, die ihnen das aufregendste Leben verwehrte. Wendy setzte sich wieder auf den Hocker. Einen Moment lang starrte Lydia sie nur an. Wendy versuchte, dem Blick standzuhalten.

»Sie müssen wissen«, fing Lydia mit einem neuen, herzlichen Lächeln an und legte den Kopf schräg, »dass ich diejenige bin, die Ihren Mann umgebracht hat.«

Wendy wurde blass. »Das ist absolut nicht komisch.«

»Stimmt, ja. In diesem Punkt muss ich Ihnen vollkommen

Recht geben, Wendy. Aber ich wollte eigentlich auch gar nicht komisch sein. Soll ich Ihnen lieber einen Witz erzählen? Ich bin auf so einer Witz-Mailingliste. Die meisten taugen nichts, aber gelegentlich ist ein echter Brüller dazwischen.«

Wendy war fassungslos. »Wer sind Sie?«

»Beruhigen Sie sich, Wendy.«

»Ich will wissen ...«

»Psst.« Ganz zart legte Lydia den Zeigefinger auf Wendys Lippen. »Ich erklär's Ihnen, okay?«

Wendys Lippen zitterten. Lydia ließ ihren Finger noch ein paar Sekunden liegen.

»Sie sind verwirrt. Das verstehe ich. Lassen Sie mich ein paar Dinge klarstellen. Erstens: Ja, ich bin diejenige, die Jimmy die Kugel in den Kopf geschossen hat. Aber Heshy ...«, Lydia zeigte durchs Fenster mit dem Finger auf einen riesigen Mann mit missgestaltetem Kopf, »... hat die ganze Vorarbeit gemacht. Ich persönlich bin der Ansicht, dass ich Jimmy, tja, im Prinzip einen Gefallen getan habe.«

Wendy glotzte sie nur an.

»Sie wollen wissen, warum, stimmt's? Klar wollen Sie das. Aber tief im Inneren, Wendy, werden Sie es schon ahnen. Wir sind Frauen von Welt, Wendy, nicht wahr? Wir kennen unsere Männer.«

Wendy sagte nichts.

»Wendy, wissen Sie, wovon ich rede?«

»Nein.«

»Natürlich wissen Sie's. Aber ich erzähl's Ihnen trotzdem. Jimmy, Ihr geliebter verstorbener Mann, hat ein paar sehr unangenehmen Menschen viel Geld geschuldet. Nach heutigem Stand beläuft sich die Summe auf knapp zweihunderttausend Dollar.« Lydia lächelte. »Wendy, Sie werden doch jetzt nicht so tun, als wüssten Sie nichts von seinen Spielschulden, oder?«

Wendy hatte Mühe, die Worte zu formen. »Ich weiß nicht...«
»Ich hoffe, Ihre Verwirrung hat nichts damit zu tun, dass ich eine Frau bin.«

»Was?«

»Das wäre wirklich engstirnig und sexistisch von Ihnen, meinen Sie nicht? Wir leben schließlich im 21. Jahrhundert. Frauen können werden, was sie wollen.«

»Sie ...« Wendy versagte die Stimme. Sie versuchte es noch einmal. »Sie haben meinen Mann ermordet?«

»Sehen Sie viel fern, Wendy?«

»Was?«

»Fernsehen. Überlegen Sie mal, was im Fernsehen passiert, wenn jemand wie Ihr Mann jemandem wie mir Geld schuldet.«

Lydia wartete, als rechnete sie wirklich mit einer Antwort. Schließlich sagte Wendy: »Ich weiß nicht.«

»Natürlich wissen Sie's, aber auch da will ich die Frage für Sie beantworten. Der Jemand-wie-ich - ehrlich gesagt meistens ein männlicher Jemand-wie-ich - wird losgeschickt, um ihn zu bedrohen. Dann würde meine rechte Hand Heshy ihn vielleicht zusammenschlagen oder ihm die Beine brechen oder so etwas. Aber man bringt den Kerl nicht um. Das ist so eine Regel im Fernsehen. *Tote Kunden kann man nicht melken.* Das kennen Sie doch, stimmt's, Wendy?«

Sie wartete. Nach einer Weile sagte Wendy: »Ich glaube schon.«

»Aber wissen Sie, das stimmt gar nicht. Nehmen wir Jimmy zum Beispiel. Ihr Ehemann hatte eine Krankheit. Die Spielsucht. Stimmt doch, oder? Sie haben dadurch alles verloren, ja? Die Versicherungsagentur. Ihr Vater hatte sie aufgebaut, und Jimmy hat sie von ihm übernommen. Weg ist sie. Einfach verschwunden. Die Bank wollte schon die Hypothek für Ihr Haus kündigen. Sie und die Kinder hatten kaum genug Geld für Lebensmittel.

Und trotzdem hat Jimmy nicht aufgehört.« Lydia schüttelte den Kopf. »Männer, was?«

Tränen standen in Wendys Augen. Als sie wieder sprechen konnte, sagte sie kaum hörbar: »Dann haben Sie ihn umgebracht?«

Langsam den Kopfschüttelnd sah Lydia auf. »Ich bin wirklich nicht gut im Erklären, oder?« Sie senkte den Blick und versuchte es noch einmal. »Haben Sie je die Redewendung gehört *einem nackten Mann kann man nicht in die Tasche greifen?*«

Wieder wartete Lydia auf eine Antwort. Wendy nickte. Lydia schien das zu freuen.

»Ja, und genauso war es hier. Bei Jimmy, meine ich. Ich hätte ihn von Heshy in die Mangel nehmen lassen können - Heshy kann so was wirklich gut -, aber was hätte das genützt? Jimmy hatte das Geld nicht. Der würde nie so viel Geld in die Finger kriegen.« Lydia richtete sich etwas auf und streckte die Hände aus. »Und jetzt, Wendy, möchte ich, dass Sie denken wie ein Geschäftsmann — Verzeihung, wie eine Geschäftsperson natürlich. Man muss ja nicht gleich zu einer wild gewordenen Feministin werden, aber auf eine gewisse Neutralität sollten wir in solchen Dingen schon achten.«

Lydia lächelte Wendy an. Wendy duckte sich.

»Okay, was also kann ich - als kluge Geschäftsperson - in einer solchen Situation tun? Selbstverständlich kann ich die Schuld nicht unbeglichen lassen. Das wäre in meiner Branche beruflicher Selbstmord. Wenn jemand meinem Auftraggeber Geld schuldet, muss er es zurückzahlen. Daran führt kein Weg vorbei. Das Problem hierbei ist, dass Jimmy keinen Cent auf dem Konto hatte, aber ...«, Lydia machte eine Pause und ihr Lächeln wurde noch strahlender, «... aber er hatte eine Frau und drei Kinder. Und er war in der Versicherungsbranche. Begreifen Sie, worauf ich hinauswill, Wendy?«

Wendy traute sich nicht zu atmen.

»Oh, ich glaube schon, aber ich will Ihnen noch mal auf die Sprünge helfen. Versicherungen. Genauer gesagt: Lebensversicherungen. Jimmy hatte eine Police. Er hat es nicht sofort zugegeben, aber irgendwann, tja, Heshy kann sehr eindringlich fragen.« Wendy sah durchs Fenster. Lydia sah, wie sie schauderte, und unterdrückte ein Lächeln. »Jimmy hat uns erzählt, dass er sogar zwei Policen hatte, die sich zusammen auf fast eine Million Dollar belaufen.«

»Dann haben Sie ...«, Wendy versuchte zu begreifen, »... Sie haben Jimmy umgebracht, um an die Versicherung zu kommen?«

Lydia schnippte mit den Fingern. »Jetzt haben Sie's, meine Liebe.«

Wendy öffnete den Mund, gab jedoch keinen Ton von sich.

»Und, Wendy, damit das ein für allemal klar ist: Jimmys Schulden sind nicht mit ihm gestorben. Das wissen wir doch beide. Die Bank erwartet, dass Sie die Hypothek weiter abzahlen, stimmt's? Die Kreditkartengesellschaften lassen die Zinsen auch nicht ruhen.« Lydia zuckte ihre schmalen Schultern und hob die Hände ein wenig. »Warum sollte mein Auftraggeber das anders sehen?«

»Das ist nicht Ihr Ernst.«

»Der erste Scheck von der Versicherung müsste in einer Woche kommen. Bis dahin belaufen sich die Schulden Ihres Mannes auf zweihundertachtzigtausend Dollar. Ich erwarte, von Ihnen an diesem Tag einen Scheck über diese Summe zu erhalten.«

»Aber allein die Rechnungen, die er hinterlassen ...«

»Psst.« Wieder brachte Lydia sie zum Schweigen, indem sie ihr den Zeigefinger auf die Lippen legte. Sie senkte die Stimme zu einem vertraulichen Flüstern. »Das interessiert mich eigentlich absolut nicht, Wendy. Ich gebe Ihnen die einmalige Gelegenheit, noch einmal davonzukommen. Melden Sie Bankrott an, wenn's sein muss. Sie wohnen in einer ziemlich feudalen Gegend. Zie-

hen Sie um. Schicken Sie Jack - das ist ihr elfjähriger Sohn, nicht wahr?«

Wendy fuhr zusammen, als sie den Namen ihres Sohnes hörte.

»Also, Jack fährt dieses Jahr nicht ins Sommerlager. Sagen Sie ihm, er soll sich einen Nachmittags Job suchen. Das ist mir vollkommen egal. Es geht mich nichts an. Sie, Wendy, werden Ihre Schulden bezahlen, und damit ist das erledigt. Sie werden mich nie wiedersehen und nie wieder von mir hören. Wenn Sie allerdings nicht bezahlen, dann werden wir, tja, sehen Sie sich Heshy noch mal genau an.« Sie wartete und ließ Wendy Zeit, genau das zu tun. Es hatte den gewünschten Effekt.

»Zuerst bringen wir den kleinen Jack um. Dann, zwei Tage später, ist Lila an der Reihe. Wenn Sie der Polizei von unserem netten Gespräch erzählen, bringen wir Jack, Lila und Darlene um. Alle drei, der Reihe nach. Und dann, wenn Sie ihre Kinder begraben haben - und jetzt hören Sie bitte gut zu, Wendy, weil das der Knackpunkt an der ganzen Sache ist -, müssen Sie trotzdem noch zahlen.«

Wendy bekam kein Wort heraus.

Lydia trank einen großen, koffeinhaltigen Schluck und stieß ein zufriedenes »Ahh« hervor. »Köstlich«, verkündete sie und erhob sich von ihrem Hocker. »Mir hat unser kleiner Kaffeeklatsch richtig gut gefallen, Wendy. Wir sollten uns bald mal wieder treffen. Sagen wir bei Ihnen zu Hause, am Freitag dem Sechzehnten?«

Wendy sah zu Boden.

»Haben Sie mich verstanden?«

»Ja.«

»Was werden Sie tun?«

»Ich bezahle die Schulden«, sagte Wendy.

Lydia lächelte sie an. »Noch einmal, mein aufrichtigstes Beileid.«

Lydia verließ den Coffeeshop und atmete in der frischen Luft einmal tief durch. Sie sah sich um. Wendy Burnet hatte sich nicht von der Stelle gerührt. Lydia winkte noch einmal kurz zum Abschied und trat zu Heshy. Er war fast zwei Meter groß. Sie gerade mal eins fünfundfünfzig. Er wog hundertfünfundzwanzig Kilo. Sie keine fünfzig. Er hatte einen Kopf wie ein verwachsener Kürbis. Ihre Züge sahen aus, als wären sie im Orient aus Porzellan modelliert worden.

»Probleme?«, erkundigte sich Heshy.

»Bitte«, sagte sie und winkte ab. »Auf zu gewinnbringenderen Unternehmungen. Hast du unseren Mann gefunden?«

»Ja.«

»Und das Paket ist schon raus?«

»Klar, Lydia.«

»Sehr gut.« Sie runzelte die Stirn, spürte ein leichtes Unbehagen.

»Was ist los?«, fragte er.

»Ich hab ein komisches Gefühl, sonst nichts.«

»Willst du aussteigen?«

Lydia lächelte ihm zu. »Nie im Leben, Pu Bär.«

»Was willst du dann?«

Sie überlegte. »Warten wir doch erst mal ab, wie Dr. Seidman reagiert.«

9

Jetzt ist Schluss mit dem Apfelsaft«, sagte Cheryl zu ihrem zweijährigen Sohn Conner.

Ich stand mit verschränkten Armen an der Seitenlinie. Es war etwas frisch, der typische feucht-frostige Herbst in New Jersey, also zog ich die Kapuze meines Sweatshirts über die Baseballmüt-

ze. Außerdem trug ich eine Ray-Ban-Sonnenbrille. Sonnenbrille und Kapuze. Ich muss ausgesehen haben wie die Polizeiskizze des Una-Bombers.

Wir waren bei einem Fußballspiel für achtjährige Jungen. Lenny war Cheftrainer der Mannschaft. Er hatte einen Assistenten gesucht und mich wohl deshalb ausgewählt, weil ich der Einzige war, der noch weniger von Fußball verstand als er. Trotzdem gewann unsere Mannschaft. Ich glaube, es stand ungefähr dreiundachtzig zu zwei, aber ich bin mir nicht sicher.

»Warum darf ich keinen Saft mehr?«, fragte Conner.

»Weil du«, antwortete Cheryl mit mütterlicher Geduld, »von Apfelsaft Durchfall bekommst.«

»Wirklich?«

»Ja.«

Rechts von mir überschwemmte Lenny die Jungs mit einem beständigen Strom von Ermutigungen. »Du bist der Beste, Ricky.« - »Weiter so, Petey.« - »Das nenn ich einen Zweikampf, Davey.« Er hängte immer ein y ans Ende des Namens. Und falls Ihnen die Frage auf der Zunge liegt: Ja, das nervt. Einmal hat er mich vor lauter Begeisterung Marcy genannt. Einmal.

»Onkel Marc?«

Ich spürte ein Zupfen am Bein. Ich blickte auf den sechszwanzig Monate alten Conner hinab. »Was gibt's, Kumpel?«

»Von Apfelsaft krieg ich Durchfall.«

»Gut zu wissen«, meinte ich.

»Onkel Marc?«

»Ja?«

Conner maß mich mit toderner Miene. »Durchfall«, sagte er, »find ich nicht gut.«

Ich sah Cheryl an. Sie unterdrückte ein Lächeln, aber ich erkannte auch die Besorgnis in ihrem Blick. Ich schaute wieder auf Conner hinab. »Kein schlechtes Lebensmotto, mein Junge.«

Conner nickte und freute sich über meine Antwort. Ich liebe ihn. Er bricht mir das Herz, baut mich aber gleichzeitig im selben Maße wieder auf. Sechszwanzig Monate. Zwei Monate älter als Tara. Ich beobachte seine Entwicklung mit Ehrfurcht und einer so heißen Sehnsucht, dass man damit einen Hochofen betreiben könnte.

Er wandte sich wieder seiner Mutter zu. Um Cheryl herum lagen die Ergebnisse der Ernte, die sie als Mutter-Packesel eingebracht hatte: Minute Maid-Saftkartons und *Nutri* Grain-Müsli-Riegel; *Pampers Baby Dry*-Windeln (also nicht etwa *Baby Wet*) und Huggies-Pflegetücher mit Aloe Vera für den empfindlichen Kinderpopo; Babyfläschchen mit abgewinkeltem Ansatz von Evenflo; *Teddy* Graham-Kekse mit Zimt, gut geschrubhte Babymöhren, ausgelöste Orangen, zerteilte Weintrauben (längs geschnitten, damit man sich nicht daran verschluckt) und Würfel, bei denen ich hoffte, dass es sich um Käse handelte, alles einzeln in wiederverschließbaren Plastikbeuteln.

Lenny, der Cheftrainer, rief unseren Spielern bedeutsame taktische Anweisungen zu. Wenn wir im Angriff waren, schrie er: »Hau ihn rein!« In der Verteidigung hieß es: »Stopp ihn!« Und manchmal, wie in diesem Augenblick, vermittelte er geistreiche Einblicke in die Feinheiten des Spiels.

»Halt drauf!«

Nachdem er das viermal hintereinander gerufen hatte, sah Lenny mich an. Ich streckte den Daumen in die Höhe und bestärkte diese Geste mit einem nachdrücklichen Du-machst-das-prima-Nicken. Er wollte mir den Stinkefinger zeigen, ließ es aber doch bleiben, da zu viele minderjährige Zuschauer anwesend waren. Ich verschränkte die Arme wieder und schaute aufs Feld. Die Jungs waren ausgerüstet wie Profis. Sie trugen Stollenschuhe. Sie hatten lange Fußballstrümpfe über die Schienbeinschützer gezogen. Viele hatten sich zum Schutz vor Lichtreflexionen schwarze

Farbe unter die Augen geschmiert, obwohl die Sonne sich nicht blicken ließ. Zwei trugen sogar diese Atempflaster quer über die Nase. Ich sah zu, wie Kevin, mein Patenkind, die Anweisung seines Vaters befolgen und gegen den Ball treten wollte. Und dann kam wieder so ein Tiefschlag.

Ich taumelte zurück.

So ist das immer. Ich sehe mir ein Spiel an, ich esse mit Freunden zu Abend, ich operiere einen Patienten oder ich höre mir ein Lied im Radio an. Ich mache irgendetwas vollkommen Normales, Durchschnittliches und fühle mich ganz gut - und plötzlich, rums, trifft es mich.

Tränen stiegen mir in die Augen. Vor dem Überfall ist mir so etwas nie passiert. Ich bin Arzt. Ich kann sowohl beruflich als auch privat selbstsicher auftreten. Aber jetzt trage ich immer eine Sonnenbrille, wie ein wichtigtuerischer, abgehalfterter Filmstar. Cheryl sah mich an, und wieder bemerkte ich die Sorge in ihrem Blick. Ich richtete mich auf und rang mir ein Lächeln ab. Cheryl wurde immer schöner. Manchen Frauen bekommt das Leben als Mutter. Es verleiht ihrem Äußeren eine fast schon himmlische Aura.

Ich möchte hier keinen falschen Eindruck erwecken. Ich heule nicht die ganze Zeit nur herum. Ich lebe mein Leben. Natürlich trauere ich, aber nicht andauernd. Der Schmerz hat mich nicht gelähmt. Ich mache meine Arbeit, hatte allerdings bisher noch nicht den Mut, wieder auf Reisen zu gehen. Ich werde das Gefühl nicht los, dass ich in der Nähe sein muss, falls sich irgendetwas Neues ergibt. Mir ist klar, dass diese Einstellung nicht rational ist und vielleicht sogar etwas Psychotisches hat. Doch das ändert nichts daran, dass ich noch nicht so weit bin.

Das Schlimmste an diesen unvermittelten Tiefschlägen ist, dass der Kummer sich einen Spaß daraus zu machen scheint, sein Opfer vollkommen unvorbereitet zu erwischen. Sieht man ihn recht-

zeitig kommen, kann man vielleicht auch nicht damit umgehen, aber er lässt sich zumindest handhaben, austricksen oder irgendwie kaschieren. Der Kummer versteckt sich gern im Unterholz. Er springt überraschend auf, erschreckt und verspottet sein Opfer und reißt ihm die Maske der Normalität vom Gesicht. Er wiegt es in Sicherheit, was solchen Überraschungsangriffen wie dem von heute Morgen eine noch verheerendere Wirkung verschafft.

»Onkel Marc?«

Das war wieder Conner. Für ein Kind seines Alters sprach er ziemlich gut. Ich fragte mich, wie Taras Stimme geklungen hätte, und hinter der Sonnenbrille schlossen sich meine Augen. Cheryl, die das offenbar spürte, streckte die Hand aus und wollte Conner zu sich ziehen. Ich riss mich zusammen. »Was ist, Kumpel?«

»Was ist mit Kacka?«

»Was soll damit sein?«

Er blickte zu mir hoch und schloss ein Auge, um sich zu konzentrieren. »Find ich Kacka gut?«

Vertrackte Frage. »Ich weiß nicht, Kumpel. Was meinst du denn?«

Conner dachte so angestrengt über seine eigene Frage nach, dass es aussah, als würde er jeden Moment explodieren. Schließlich antwortete er: »Ich find sie besser als Durchfall.«

Ich nickte bedächtig. Unsere Mannschaft schoss noch ein Tor. Lenny reckte die Faust in die Luft und brüllte »Yeah!«. Fast hätte er Rad geschlagen, als er zu unserem Torschützen Craig (oder sollte ich Craigy sagen?) eilte, um ihn zu beglückwünschen. Die Spieler folgten seinem Beispiel. Sie klatschten sich gegenseitig ab. Ich halte mich da raus. Ich sehe mich in der Rolle des besonnenen Partners, der Lennys überschäumende Emotionen ausgleicht, ich gebe den Tonto zu seinem Lone Ranger, den Abbott zu seinem Costello, den Rowan zu seinem Martin, den Captain zu seiner Tenille. Irgend jemand muss ja für die Balance sorgen.

Ich betrachtete die Eltern an der Außenlinie. Die Mütter bildeten kleine Gruppen. Sie sprachen über ihre Kinder, über das, was ihre Kinder konnten und erreicht hatten, und keine hörte der anderen richtig zu, weil anderer Leute Kinder langweilig sind. Die Väter boten mehr Abwechslung. Manche machten Videoaufnahmen. Manche feuerten ihre Jungs an. Manche setzten ihnen so zu, dass es den Kindern bestimmt nicht gut tat. Manche telefonierten die ganze Zeit mit dem Handy oder spielten ununterbrochen mit den verschiedensten elektronischen Geräten herum; sie schienen an einer Art Taucherkrankheit zu leiden, nachdem sie sich die ganze Woche in ihre Arbeit versenkt hatten.

Warum war ich zur Polizei gegangen?

Seit diesem furchtbaren Tag hat man mir unendlich oft gesagt, dass ich keine Schuld an dem trage, was geschehen ist. Irgendwie weiß ich auch, dass mein Vorgehen vermutlich nichts geändert hat. Höchstwahrscheinlich hatten die Entführer nie vor, Tara wieder zurückzugeben. Womöglich war sie sogar schon vor der ersten Lösegeldforderung tot. Vielleicht war es auch ein Unfall. Vielleicht sind sie einfach in Panik geraten, oder sie waren überreizt. Wer weiß das schon? Ich jedenfalls nicht.

Und - verstehen Sie? - genau das ist der Haken an der Sache.

Ich kann absolut nicht sicher sein, dass ich nicht dafür verantwortlich bin. Es gibt eine Grundregel der Naturwissenschaft: Jede Aktion erzeugt eine Reaktion.

Ich träume nicht von Tara - oder falls ich es tue, sind die Götter offenbar so großmütig, mir die Erinnerung an diese Träume zu ersparen. Aber da erweise ich ihnen wohl zu viel Ehre. Lassen Sie es mich anders ausdrücken. Ich träume nicht direkt von Tara, aber ich träume von dem weißen Lieferwagen mit dem gefälschten Kennzeichen und den gestohlenen Magnetschildern. In diesen Träumen höre ich ein Geräusch, wenn auch nur sehr leise, von dem ich meine, dass es sich um Babygeschrei handelt. Ich

weiß also, dass Tara in dem Lieferwagen ist, aber in den Träumen gehe ich nicht auf diese Schreie zu. Meine Beine sind tief im Schlamm des Albtraums versunken. Ich kann mich nicht bewegen. Wenn ich endlich aufwache, quälen mich nahe liegende Gedanken. War Tara wirklich da? Und, wichtiger noch: Hätte ich sie retten können, wenn ich mutiger gewesen wäre?

Der Schiedsrichter, ein schlaksiger, meist freundlich lächelnder Jugendlicher von der High School, blies in seine Trillerpfeife und schwenkte die Arme über dem Kopf. Das Spiel war zu Ende. Lenny rief: »Hey, yeah!« Die Achtjährigen sahen sich verwirrt an. Einer fragte seinen Mannschaftskameraden: »Wer hat gewonnen?«, und der zuckte die Achseln. Sie stellten sich in eine Reihe und schüttelten einander die Hände.

Cheryl erhob sich und klopfte mir auf die Schulter. »Toller Sieg, Trainer.«

»Tja, das ist einzig und allein mein Verdienst«, sagte ich.

Sie lächelte. Die Jungs strömten auf uns zu. Ich gratulierte ihnen mit einem stoischen Nicken. Craigs Mutter hatte fünfzig Mini-Donuts von *Dunkin Donuts* in einer Schachtel im Halloween-Design mitgebracht. Daves Mutter hatte Tetrapacks mit Yoo-Hoo, einer angeblichen Schokoladenmilch, die wie Kreide schmeckte. Ich steckte einen Mini-Donut in den Mund und verzichtete auf das Getränk zum Herunterspülen. Cheryl fragte: »Was für einer war das?«

Ich zuckte die Achseln. »Gibt's da Unterschiede?« Ich sah, wie sich die Eltern mit ihren Kinder beschäftigten, und fühlte mich außerordentlich fehl am Platz. Lenny kam zu mir.

»Toller Sieg, was?«

»Ja«, antwortete ich. »Wir sind die Größten.«

Mit einer Geste bedeutete er mir, dass wir ein paar Schritte gehen sollten. Ich folgte ihm. Als wir außer Hörweite waren, sagte er: »Monicas Nachlass ist fast geregelt. Es kann nicht mehr lange dauern.«

Ich sagte »Mhm«, weil es mich eigentlich nicht interessierte.

»Außerdem ist dein Testament fertig. Du musst es nur noch unterschreiben.«

Weder Monica noch ich hatten ein Testament gemacht. Immer wieder hatte Lenny mich gedrängt. Ihr müsst schriftlich festlegen, wer euer Geld bekommt, hatte er uns ermahnt, wer eure Tochter erzieht, wer sich um eure Eltern kümmert, bla, bla, bla. Aber wir hatten nicht zugehört. Wir würden ewig leben. Testamente waren etwas für, na ja, für Tote.

Unvermittelt wechselte Lenny das Thema. »Kommst du noch mit zu uns zum Kickern?«

Kickern, das sei denen gesagt, denen es an Allgemeinbildung mangelt, ist das klassische Tischfußballspiel mit rotierenden Spielern an Stangen. »Ich bin doch schon Weltmeister«, erinnerte ich ihn.

»Das war gestern.«

»Kann man sich nicht mal ein paar Tage auf seinen Lorbeeren ausruhen? Ich muss diesen Triumph noch ein bisschen auskosten.«

»Alles klar.« Lenny ging zu seiner Familie zurück. Ich beobachtete, wie seine Tochter Marianne ihn in die Enge trieb. Sie fuchtelte herum wie eine Verrückte. Lenny ließ die Schultern sinken, griff nach seinem Portemonnaie und zog einen Schein heraus. Marianne nahm ihn, küsste Lenny auf die Wange und rannte davon. Lenny sah ihr kopfschüttelnd nach. Ein Lächeln lag auf seinem Gesicht. Ich wandte mich ab.

Das Schlimmste - oder soll ich sagen, das Beste? - ist, dass ich Hoffnung habe.

Folgendes hatten wir in jener Nacht in Großvaters Hütte gefunden: den Leichnam meiner Schwester, Haare von Tara im Laufstall (durch einen DNA-Test eindeutig identifiziert) und den rosafarbenen Strampelanzug mit schwarzen Pinguinen.

Und Folgendes hatten und haben wir bis jetzt nicht: das Löse-

geld, die Identität von Stacys Komplizen, so sie denn welche hatte - und Tara.

Genau. Meine Tochter ist nie gefunden worden.

Ich weiß, der Wald ist groß und gibt seine Geheimnisse nur ungerne preis. Ein so kleines Grab war leicht zu verstecken. Ein Stein konnte darauf liegen. Ein Tier konnte es gefunden und den Inhalt noch tiefer ins Dickicht geschleppt haben. Es konnte meilenweit von Großvaters Hütte entfernt liegen. Es konnte ganz woanders liegen.

Oder - aber diesen Gedanken versuchte ich für mich zu behalten - es gab gar kein Grab.

Sehen Sie, es besteht Hoffnung. Wie der Kummer hält sich auch die Hoffnung versteckt, überfällt und verspottet einen - und lässt ihr Opfer einfach nicht los. Ich weiß nicht, wer von beiden der grausamere Begleiter ist.

Polizei und FBI gehen davon aus, dass meine Schwester mit ein paar sehr finsternen Gestalten gemeinsame Sache gemacht hat. Wenn auch keiner so recht weiß, ob sie ursprünglich eine Entführung oder einen Raub geplant hatten, sind sich fast alle einig, dass jemand in Panik geraten ist. Vielleicht gingen die Eindringlinge davon aus, dass Monica und ich nicht zu Hause waren. Vielleicht haben sie gedacht, sie hätten es nur mit einem Babysitter zu tun. Egal, jedenfalls hat einer von ihnen, ob nun auf Drogen oder anderweitig überdreht, einen Schuss abgegeben. Dann hat noch jemand geschossen, so erklärt sich das Ergebnis des ballistischen Tests, wonach Monica und ich von Kugeln aus unterschiedlichen •38ern getroffen wurden. Danach haben sie das Baby entführt. Schließlich haben sie Stacy gelinkt und mit einer Überdosis Heroin umgebracht.

Ich bleibe beim *sie*, weil die Behörden annehmen, dass Stacy mindestens zwei Komplizen hatte. Einen Profi und kühlen Planer, der wusste, wie man so etwas macht, und dafür sorgte, dass

Autokennzeichen zusammengeschweißt wurden und sie spurlos verschwinden konnten. Der andere Komplize war wohl der *Panßbruder*, wenn man so will, der, der auf uns geschossen und vermutlich Taras Tod auf dem Gewissen hatte.

Andere glauben allerdings nicht an diese These. Sie meinen, dass es nur einen Komplizen gab - den kühl planenden Profi - und dass Stacy diejenige war, die in Panik geraten ist. Nach dieser Theorie hat sie als Erste geschossen, vermutlich auf mich, da ich mich nicht an irgendwelche Schüsse erinnern kann, und der Profi hat dann Monica umgebracht, um die Sache zu vertuschen. Diese These wird von einem der wenigen Hinweise gestützt, die wir nach der Nacht in der Hütte noch erhalten haben: Ein Drogenhändler hatte der Polizei im Zuge irgendeines abwegigen Deals aufgrund einer anderen Anklage erzählt, dass Stacy eine Woche vor der Entführung bei ihm eine Waffe gekauft hatte. Eine .38er. Für diese Theorie sprach außerdem, dass die einzigen nicht erklärbaren Fingerabdrücke am Tatort von Stacy stammten. Der kaltblütige Profi wäre vermutlich vorsichtig genug gewesen und hätte Handschuhe getragen. Der durchgeknallte Komplize wohl eher nicht.

Doch auch diese These sagt nicht allen zu, und daher hängen einige Mitarbeiter der Polizei und des FBI einem dritten, einleuchtenderen Szenario an:

Ich stecke hinter der ganzen Sache.

Ihre Argumentation sieht etwa folgendermaßen aus: Erstens, der Ehepartner ist immer der Hauptverdächtige. Zweitens, meine .38er Smith and Wesson ist nicht wieder aufgetaucht. Sie fragen immer wieder danach. Ich wünschte, ich könnte ihnen eine Antwort geben. Drittens, ich wollte nie ein Kind. Taras Geburt hat mich in eine lieblose Zweckehe gedrängt. Sie meinen, Hinweise zu haben, dass ich über eine Scheidung nachgedacht habe (was tatsächlich gelegentlich vorgekommen ist, ja), und dass alles von

Anfang bis Ende von mir geplant gewesen war. Ich hätte meine Schwester zu uns eingeladen und sie womöglich um Hilfe gebeten, damit man ihr die Schuld geben würde. Ich hätte das Lösegeld irgendwo versteckt. Ich hätte meine eigene Tochter ermordet und verscharrt.

Furchtbar, ja, aber die Wut habe ich hinter mir gelassen. Die Erschöpfung auch. Ich weiß nicht, was mir noch bevorsteht.

Das Hauptproblem an dieser Hypothese ist natürlich, wie ich es hingekriegt habe, als vermeintliche Leiche am Tatort zurückgelassen zu werden. Habe ich Stacy umgebracht? Hat sie auf mich geschossen? Oder - großer Trommelwirbel - gibt es noch eine dritte Möglichkeit, die zwei der vorher genannten unter einen Hut bringt? Ja, manche glauben, ich stecke hinter der Sache, hätte aber noch einen weiteren Komplizen gehabt. Er hat Stacy umgebracht - vielleicht gegen meinen Willen, vielleicht aber auch im Rahmen des großen Masterplans zum Vertuschen meiner Schuld und aus Rache, weil sie auf mich geschossen hatte. Oder irgend so etwas.

Und so drehen wir uns im Kreise.

Wenn man die ganze Sache genauer betrachtet, haben sie - und ich - nichts in der Hand. Kein Lösegeld. Keine Ahnung, wer es gewesen ist. Kein Motiv. Und vor allem keine Babyleiche.

Da stehen wir also heute - anderthalb Jahre nach der Entführung. Offiziell ist der Fall nicht abgeschlossen, aber Regan und Tickner kümmern sich um andere Angelegenheiten. Ich habe seit sechs Monaten nichts mehr von ihnen gehört. Die Medien sind uns ein paar Wochen lang auf die Nerven gefallen, doch als es keine neuen Entwicklungen gab, sind auch sie zu neuen, ergiebigeren Weidegründen weitergezogen.

Die Donuts waren alle. Eltern und Kinder machten sich auf den Weg zu ihren Minivans. Nach dem Spiel laden die Trainer, wie es bei uns Tradition ist, die aufstrebenden Sportler in Schrafft's Ice

Cream Parlor ein. Alle Trainer in allen Ligen und Altersgruppen folgen diesem Brauch. Das Eiscafe war also rappellvoll. In der kalten Herbstluft gibt's nichts Besseres als eine Tüte Eis, wenn man so richtig bis auf die Knochen frieren will.

Ich stand mit meiner Kugel Cookies-n-Cream etwas abseits und betrachtete die Gruppe. Kinder und Väter. Das überforderte mich. Ich sah auf die Uhr. Für mich wurde es sowieso langsam Zeit. Ich fing Lennys Blick auf und gab ihm zu verstehen, dass ich mich auf den Weg machen wollte. Er formte mit den Lippen die Worte Dem *Testament* und schrieb zur Sicherheit noch etwas in die Luft. Mit erhobenem Daumen zeigte ich, dass ich ihn verstanden hatte, ging zum Wagen und stellte das Radio an.

Eine Weile saß ich nur da und sah zu, wie die Familien an mir vorbeiströmten. Ich beobachtete vor allem die Väter, versuchte einzuschätzen, wie es ihnen bei diesen Alltagsaktivitäten erging, und hoffte insgeheim, Ansätze von Zweifel zu erhaschen, etwas in ihren Blicken zu entdecken, das mich tröstete. Doch ich fand nichts.

Ich weiß nicht, wie lange ich so verharrte. Es waren wohl nicht mehr als zehn Minuten. Im Radio lief eins meiner alten Lieblingsstücke von James Taylor, Es weckte mich aus meiner Trance. Ich lächelte, ließ den Wagen an und fuhr zum Krankenhaus.

*

Eine Stunde später schrubkte ich mir die Hände, um einen achtjährigen Jungen zu operieren, dem - um mich für Laien und Fachleute gleichermaßen verständlich auszudrücken - das Gesicht zerschmettert worden war. Zia Leroux, meine Kollegin, war dabei.

Ich weiß nicht, wie ich ursprünglich auf den Gedanken gekommen bin, plastische Chirurgie zu machen. Es war weder der Sirenengesang leicht verdienten Geldes noch das ärztliche Ideal, meinen Mitmenschen zu helfen. Chirurg hatte ich von Anfang

an werden wollen, hatte mich aber eher im Bereich Gefäß- oder Herzchirurgie gesehen. Manchmal hält das Leben jedoch seltsame Überraschungen parat. In meinem zweiten Assistenzjahr war der für unsere Ausbildung zuständige Herzchirurg ein - wie soll ich sagen? - absoluter Drecksack. Der zuständige Arzt in der plastischen Chirurgie hingegen, Dr. Liam Reese, war unglaublich. Dr. Reese besaß die beneidenswerte Aura eines Menschen, der alles hat, jene Mischung aus gutem Aussehen, ruhiger Selbstsicherheit und warmer Herzlichkeit, die die Menschen für ihn einnahm. Man wollte ihm einfach eine Freude machen. Man wollte so sein wie er.

Dr. Reese wurde mein Mentor. Er zeigte mir, wie kreativ die rekonstruktive plastische Chirurgie sein konnte, ein gewaltiges Puzzle, das einen zwang, neue Wege zu gehen, um etwas wiederherzustellen, das zerstört worden war. Der Gesichtsschädel ist der komplizierteste Teil des Knochenbaus im menschlichen Körper. Wir, die wir ihn reparieren, sind Künstler. Wir sind Jazzmusiker. Wenn Sie mit orthopädischen Chirurgen oder Thorax-Chirurgen sprechen, können die ihr Vorgehen ziemlich genau beschreiben. Bei unserer Arbeit - der Rekonstruktion - ist kein Fall wie der andere. Wir improvisieren. Das hat Dr. Reese mir beigebracht. Mit seinen Vorträgen über Mikrochirurgie, Knochen- und Hauttransplantationen und künstliche Haut hat er den Technikfreak in mir angesprochen. Ich weiß noch, wie ich ihn in Scarsdale besucht habe. Er hatte eine schöne Frau mit langen Beinen. Seine Tochter hat auf der High School die Rede bei der Abschlussfeier gehalten. Sein Sohn war Kapitän der Basketballmannschaft und der netteste Junge, dem ich je begegnet bin. Dr. Reese kam mit neunundvierzig Jahren auf der Route 684 bei einem Autounfall ums Leben. Manche mögen das bezeichnend finden, ich gehöre allerdings nicht dazu.

Als ich meine Assistenz beendet hatte, bekam ich ein einjäh-

riges Weiterbildungsstipendium für Oralchirurgie im Ausland. Ich hatte mich nicht dafür beworben, weil ich ein Weltverbesserer war. Ich hatte mich beworben, weil es sich ziemlich cool anhörte. Ich hoffte, diese Reise würde meine Version einer Rucksacktour durch Europa werden. Daraus wurde nichts. Von Anfang an ging alles gründlich schief. Wir gerieten in einen Bürgerkrieg in Sierra Leone. Ich operierte so furchtbare, so entsetzliche Verletzungen, dass man sich kaum vorstellen konnte, wie der menschliche Geist die Grausamkeit aufbringen konnte, anderen Menschen so etwas anzutun. Doch selbst inmitten dieser Zerstörung empfand ich ein gewisses Hochgefühl. Ich versuche nicht herauszufinden, woher das kam. Ich habe ja schon gesagt, dass meine Arbeit mich aufputscht. Zum Teil mag es an der Befriedigung gelegen haben, wirklich Bedürftigen helfen zu können. Oder ich wurde in meine Arbeit hineingesogen, wie manche Menschen in Extremsportarten hineingesogen werden; sie brauchen anscheinend das Risiko, die Nähe des Todes, um ganz zu sich zu finden.

Nach meiner Rückkehr gründeten Zia und ich One World und gingen unseren Weg. Ich liebe meine Arbeit. Vielleicht hat sie etwas von Extremsport, aber sie hat außerdem - entschuldigen Sie das Wortspiel - ein sehr menschliches Antlitz. Das gefällt mir. Ich liebe meine Patienten, aber ich liebe auch die berechnende Distanz und den kühlen Kopf, den ich bei der Arbeit brauche. Ich Sorge mich sehr um meine Patienten, aber nach der Operation sind sie verschwunden - große Liebe und flüchtige Bindung in einem.

Unser heutiger Patient war eine ziemliche Herausforderung. Mein Schutzheiliger - der Schutzheilige vieler plastischer Chirurgen - ist der französische Forscher Rene Le Fort. Le Fort ließ Leichen vom Dach einer Taverne auf den Kopf fallen, um die entstehenden Frakturlinien im Gesichtsschädel genau zu unter-

suchen. Damit hat er bei den Damen bestimmt einen Wahnsinnseindruck gemacht. Heute sind bestimmte Frakturen nach ihm benannt - genauer gesagt: Le Fort I, Le Fort II und Le Fort III. Zia und ich gingen noch einmal die Röntgenbilder durch. In der Aufnahme nach Waters waren die Verletzungen am besten zu sehen, doch die Aufnahme nach Caldwell und die laterale Ansicht bestätigten unsere Erkenntnisse.

Einfach ausgedrückt handelte es sich bei der Frakturlinie dieses Achtjährigen um eine Le-Fort-III-Fraktur, wodurch der Hirnschädel vollkommen vom Gesichtsschädel getrennt war. Ich hätte das Gesicht des Jungen wie eine Maske abreißen können.

»Autounfall?«, fragte ich.

Zia nickte. »Der Vater war betrunken.«

»Wer hätte das gedacht. Ihm ist nichts passiert, stimmt's?«

»Er hatte sogar daran gedacht, sich anzuschnallen.«

»Aber seinen Sohn nicht.«

»Das war zu kompliziert. Wo er doch so erschöpft war, vom vielen Gläserstemmen.«

Zia und ich stammen aus sehr unterschiedlichen familiären Verhältnissen. Wie in dem alten Song *Brother Louie* aus den Siebziger. Zia ist schwarz wie die Nacht, während ich weißer als weiß bin (Zia hat meinen Hautton einmal als *Fischbauch unter Wasser* beschrieben). Ich wurde im Beth Israel Hospital in Newark geboren und bin auf den Vorstadtstraßen von Kasselton in New Jersey groß geworden. Zia ist in einer Lehmhütte in einem Dorf in der Nähe von Port-au-Prince in Haiti zur Welt gekommen. Irgendwann während der Herrschaft Papa Docs gerieten ihre Eltern in politische Gefangenschaft. Nähere Einzelheiten weiß niemand. Ihr Vater wurde hingerichtet. Ihre Mutter wurde während der Gefangenschaft schwer misshandelt. Sie nahm ihre Tochter und floh auf einem Gefährt, das man nur mit sehr viel gutem Willen als Floß bezeichnen konnte. Drei Mitreisende starben unterwegs.

Zia und ihre Mutter überlebten. Sie gelangten bis in die Bronx, wo sie im Keller eines Schönheitssalons unterkamen. Tagsüber fegten sie schweigend Haare zusammen. Man konnte ihnen nicht entkommen, meinte Zia. Die Haare hingen in der Kleidung, auf der Haut, selbst in der Lunge. Sie hatte immer das Gefühl, ein Haar im Mund zu haben und es nicht loswerden zu können. Bis zum heutigen Tag spielt Zia mit den Fingern an ihrer Zunge herum, wenn sie nervös wird, als wollte sie eine Erinnerung an ihre Vergangenheit entfernen.

Nach der Operation sackten Zia und ich auf eine Bank. Zia öffnete die oberen Schnüre ihres Mundschutzes und klappte ihn herunter.

»Kinderspiel«, sagte sie.

»Amen«, bestätigte ich. »Wie war deine Verabredung gestern Abend?«

»Ein totaler Lutscher«, sagte sie. »Und das meine ich nicht wörtlich.«

»Tut mir Leid.«

»Die Männer taugen nichts.«

»Wem sagst du das.«

»Langsam bin ich so verzweifelt«, sagte sie, »dass ich darüber nachdenke, ob ich nicht noch mal mit dir ins Bett gehen soll.«

»Mein Herz!«, stieß ich hervor. »Hast du denn überhaupt kein Niveau, Weib?«

Ihr Lächeln blendete fast, die strahlend weißen Zähne im Kontrast zu der dunklen Haut. Sie war eins achtzig groß, hatte geschmeidige Muskeln und so hohe und spitze Wangenknochen, dass man fürchtete, sie könnten die Haut durchstoßen. »Wann verabredest du dich mal wieder?«, fragte sie.

»Tu ich doch.«

»Ich meinte mit Frauen, und oft genug, dass die Möglichkeit einer sexuellen Begegnung besteht.«

»Nicht alle Frauen sind so leicht rumzukriegen wie du, Zia.«

»Schade«, sagte sie und versetzte mir einen spielerischen Fausthieb auf den Arm.

Zia und ich hatten einmal miteinander geschlafen - und wir waren beide sicher, dass es bei diesem einen Mal bleiben würde. So hatten wir uns damals kennen gelernt. In meinem ersten Jahr an der Uni. Ja, es war ein One-Night-Stand gewesen. Ich habe einige One-Night-Stands hinter mir, aber nur zwei sind mir im Gedächtnis geblieben. Der erste endete in einer Katastrophe. Aus dem zweiten - dem eben erwähnten - entstand eine Beziehung, die ich immer in Ehren halten werde.

Es war acht Uhr abends, als wir endlich unsere Kittel ablegen konnten. Wir fuhren mit Zias BMW Mini zum Stop-n-Shop an der Northwood Avenue und kauften ein paar Lebensmittel. Zia plapperte ununterbrochen, während wir den Einkaufswagen die Gänge entlangschoben. Ich hörte Zia gern reden. Es gab mir Energie. An der Fleischtheke zog sie eine Nummer. Sie betrachtete die Tafel mit den Sonderangeboten und runzelte die Stirn.

»Was ist?«, fragte ich.

»Boar's Head-Schinken ist im Angebot.«

»Was ist damit?«

»Boar's Head«, wiederholte sie. »Keilerkopf. Welches Werbe-genie hat sich denn den Namen ausgedacht? Hey, *ich hab 'ne Idee. Benennen wir unseren besten Aufschnitt doch nach dem abscheulichsten Tier, das uns einfällt. Nein, Moment, nach seinem Schädel.*«

»Den kaufst du doch immer«, sagte ich.

Sie überlegte. »Ja, auch wieder wahr.«

Wir stellten uns in die Kassenschlange. Zia legte ihre Sachen vorne aufs Band. Ich legte den Trennstab aufs Band und meine Sachen dahinter. Die füllige Kassiererin tippte ihre Lebensmittel ein.

»Hast du Hunger?«, fragte sie.

Ich zuckte die Achseln. »Ein bisschen Pizza bei Garbo's würd' ich schon vertragen.«

»Dann fahren wir doch hin.« Zias Blick schweifte über meine Schulter und blieb plötzlich hängen. Sie blinzelte und ihr Ausdruck veränderte sich. »Marc?«

»Ja.«

Sie machte eine wegwerfende Geste. »Nein, kann gar nicht sein.«

»Was?«

Sie starrte immer noch über meine Schulter und deutete mit dem Kinn hinter mich. Ich drehte mich langsam um, und bei dem Anblick legte sich eine bleierne Schwere auf meine Brust.

»Ich kenne sie nur von Bildern«, sagte Zia, »aber das ist doch ...«

Es gelang mir, zu nicken.

Es war Rachel.

Die Welt stürzte auf mich ein. So hätte es sich nicht anfühlen dürfen. Das war mir klar. Es war Jahre her, dass wir uns getrennt hatten. Nach so langer Zeit hätte ich ihr lächelnd entgegentreten müssen. Vielleicht hätte ich eine gewisse Wehmut verspüren dürfen, einen leichten Anflug von Nostalgie, eine melancholische Erinnerung an die Zeit, als ich noch jung und naiv gewesen war. Aber nichts davon geschah. Rachel war drei Meter von mir entfernt, und auf einen Schlag war alles wieder da. Mich erfasste eine viel zu starke Sehnsucht, ein Verlangen, das mich zu zerreißen drohte, das mich gleichzeitig mit neuer Liebe und tiefem Liebeskummer erfüllte.

»Alles in Ordnung?«, fragte Zia.

Wieder nickte ich.

Gehören Sie zu den Menschen, die glauben, dass wir alle einen echten Seelenverwandten haben - die eine, große, schicksalsverbundene Liebe? Dort, drei Stop-n-Shop-Kassenschlangen weiter,

unter dem Schild EXPRESSKASSE - 15 ARTIKEL ODER WENIGER, stand meine.

Zia sagte: »Ich dachte, sie wäre verheiratet.«

»Ist sie auch«, erwiderte ich.

»Kein Ring.« Dann boxte Zia mir gegen den Arm. »Aufregend, was?«

»Ja«, sagte ich. »Aber hallo.«

Zia schnippte mit den Fingern. »Hey, weißt du, wie das ist? Wie auf diesem komischen alten Album, das du immer gespielt hast. Das Stück, wo der eine seine alte Liebe im Lebensmittelladen trifft. Wie heißt das noch?«

Als ich Rachel mit neunzehn Jahren zum ersten Mal gesehen hatte, war das Ganze relativ unspektakulär abgelaufen. Es hatte keinen großen Knall gegeben. Ich weiß nicht einmal mehr, ob ich sie besonders hübsch fand. Doch wie ich bald feststellen sollte, mag ich Frauen, an deren Aussehen man etwas langsamer Gefallen findet. Erst denkt man, okay, die sieht ja ziemlich gut aus, und dann, ein paar Tage später, sagt sie etwas, oder sie legt beim Sprechen den Kopf schief, und dann, peng, ist es, als wäre man vor einem Bus gelaufen.

Genauso fühlte ich mich jetzt. Rachel hatte sich nicht sehr verändert. Die Jahre hatten ihre listige Schönheit vielleicht etwas strenger, etwas spröder und kantiger gemacht. Sie war dünner. Ihr dunkles, blau-schwarzes Haar war zurückgekämmt und zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden. Den meisten Männern gefällt es am besten, wenn die Haare offen getragen werden. Ich mochte zurückgekämmte Haare schon immer lieber - weil alles etwas freier liegt, denke ich, besonders wenn es sich um Rachels Wangenknochen und ihren Hals handelte. Sie trug Jeans und eine graue Bluse. Der Blick ihrer haselnussbraunen Augen war zu Boden gerichtet, ihr Kopf in jener konzentrierten Haltung gesenkt, die ich von ihr so gut kannte. Sie hatte mich noch nicht gesehen.

»Same Old Lang Syne«, sagte Zia.

»Was?«

»Das ist das Lied über das Paar im Lebensmittelladen. Von Dan Irgendwas. Das ist der Titel. *Same Old Lang Syne*.« Dann fügte sie hinzu: »Glaub ich jedenfalls.«

Rachel griff in ihr Portemonnaie und zog einen Zwanziger heraus. Sie reichte ihn der Kassiererin. Sie blickte auf - und dann sah sie mich.

Ich kann nicht genau sagen, wie sich ihr Gesichtsausdruck veränderte. Sie wirkte nicht überrascht. Unsere Blicke begegneten sich, aber in ihrem schien keine Freude zu liegen. Vielleicht Angst. Vielleicht Resignation. Ich weiß es nicht. Ich kann auch nicht sagen, wie lange wir beide so dastanden.

»Ich sollte wohl auf Distanz gehen«, flüsterte Zia.

»Hm?«

»Wenn sie dich mit so einer heißen Braut sieht, denkt sie, dass sie keine Chance hat.«

Ich glaube, ich lächelte.

»Marc?«

»Ja.«

»Wenn du so dastehst, mit offenem Mund und diesem Blick wie frisch aus der Klapsmühle, dann machst du mir ein bisschen Angst.«

»Danke.«

Ich spürte, wie sie mich in den Rücken stieß. »Geh zu ihr rüber und sag Hallo.«

Meine Füße setzten sich in Bewegung, obwohl ich mich nicht erinnern kann, dass mein Hirn irgendwelche Befehle gegeben hätte. Rachel wartete, bis die Kassiererin ihre Lebensmittel eingetütet hatte. Dann kam sie auf mich zu und versuchte zu lächeln. Ihr Lächeln war immer atemberaubend gewesen, eines, bei dem man an Poesie und Frühlingsschauer denken musste, so

überwältigend, dass es einem den ganzen Tag versüßen konnte. Dieses Lächeln war allerdings anders. Es war angespannt. Es war gequält.

Und ich fragte mich, ob sie sich zurückhielt oder ob sie nicht mehr so lächeln konnte wie früher, ob das Strahlen dauerhaft getrübt worden war.

Etwa einen Meter voneinander entfernt blieben wir stehen, wussten beide nicht, ob jetzt eine Umarmung, ein Kuss oder ein Händeschütteln angemessen gewesen wäre. Also taten wir nichts von alledem. Ich stand einfach nur da und spürte, wie mir alles wehtat.

»Hi«, sagte ich.

»Schön zu wissen, dass du immer noch die coolen Sprüche drauf hast«, entgegnete Rachel.

Ich setzte ein kesses Grinsen auf. »Hey, Baby, welches Sternzeichen bist du?«

»Schon besser«, sagte sie.

»Bist du oft hier?«

»Gut. Und jetzt sag: *Kennen wir uns nicht irgendwoher?*«

»Läuft nicht.« Ich hob eine Augenbraue, »'ne heiße Lady wie dich würd' ich niemals vergessen.«

Wir lachten. Wir gaben uns beide viel zu viel Mühe, locker zu wirken. Und es war uns beiden klar.

»Gut siehst du aus«, sagte ich.

»Du auch.«

Kurzes Schweigen.

»Okay«, sagte ich. »Ich hab keine peinlichen Klischees und keine gezwungenen Scherze mehr auf Lager.«

»Ein Glück«, sagte Rachel.

»Was machst du hier?«

»Ich kaufe ein.«

»Nein, ich meine ...«

»Ich weiß schon, was du meinst«, unterbrach sie mich. »Meine Mutter ist nach West Orange gezogen.«

Ein paar Strähnen waren dem Pferdeschwanz entwischt und fielen ihr ins Gesicht. Ich musste mich mit aller Macht zusammenreißen, um sie nicht zur Seite zu schieben.

Rachel sah kurz zur Seite und schaute mir dann in die Augen. »Ich hab das von deiner Frau und deiner Tochter gehört«, sagte sie. »Es tut mir Leid.«

»Danke.«

»Ich wollte dich anrufen oder schreiben, aber ...«

»Ich habe gehört, dass du verheiratet bist«, sagte ich.

Sie wackelte mit den Fingern der linken Hand. »Nicht mehr.«

»Und dass du beim FBI bist.«

Rachel senkte die Hand. »Das ist auch vorbei.«

Wieder schwiegen wir. Und wieder weiß ich nicht, wie lange wir so dastanden. Die Kassiererin hatte sich dem nächsten Kunden zugewandt. Zia erschien hinter uns. Sie räusperte sich und streckte Rachel die Hand entgegen. »Hi, ich bin Zia Leroux«, sagte sie.

»Rachel Mills.«

»Nett, Sie kennen zu lernen, Rachel. Ich bin Marcs Kollegin.« Nach einer kurzen Pause fügte sie hinzu: »Wir sind nur Freunde.«

»Zia«, sagte ich.

»Oh, klar, tut mir Leid. Hören Sie, Rachel, ich würde mich gern mit Ihnen unterhalten, aber ich muss los.« Um ihre Aussage zu bekräftigen, deutete sie mit dem Daumen in Richtung Ausgang. »Sie können ja noch ein bisschen reden, okay? Marc, ich hol dich hier nachher wieder ab. War nett, Sie kennen zu lernen, Rachel.«

»Danke, gleichfalls.«

Zia verschwand. Ich zuckte die Achseln. »Sie ist eine tolle Ärztin.«

»Kann ich mir vorstellen.« Rachel packte ihren Einkaufswagen. »Im Auto wartet jemand auf mich, Marc. War schön, dich zu sehen.«

»Fand ich auch.« Aber nach all dem, was ich verloren hatte, musste ich doch wohl auch irgendetwas dazu gelernt haben, oder? Ich konnte sie nicht einfach gehen lassen. Ich räusperte mich und sagte: »Vielleicht sollten wir uns mal treffen.«

»Ich wohne noch in Washington. Ich fahre morgen zurück.«

Schweigen. In mir zog sich alles zusammen. Ich atmete flach.

»Mach's gut, Marc«, sagte Rachel. Aber ihre haselnussbraunen Augen waren feucht.

»Geh noch nicht.«

Vergeblich versuchte ich das Flehen in meiner Stimme zu unterdrücken. Rachel sah mich an und wusste alles. »Was soll ich jetzt sagen, Marc?«

»Dass du dich mit mir treffen willst.«

»Das ist alles?«

Ich schüttelte den Kopf. »Nein, das ist nicht alles.«

»Ich bin keine einundzwanzig mehr.«

»Ich auch nicht.«

»Die Frau, die du geliebt hast, gibt es nicht mehr.«

»Doch«, widersprach ich. »Sie steht direkt vor mir.«

»Du kennst mich doch gar nicht mehr.«

»Dann lernen wir uns eben wieder neu kennen. Ich hab keine Eile.«

»Einfach so?«

Ich versuchte zu lächeln. »Ja.«

»Ich lebe in Washington. Du in New Jersey.«

»Dann ziehe ich um«, sagte ich.

Doch noch ehe ich diese ungestümen Worte ausgesprochen hatte, noch ehe Rachel das Gesicht verzog, erkannte ich meinen eigenen Übermut. Ich konnte weder meine Eltern verlassen noch

Zia hier allein mit der Organisation sitzen lassen - und mich auch nicht einfach so von den Geistern der Vergangenheit trennen. Irgendwo auf der Strecke zwischen meinen Lippen und ihren Ohren zerfiel das Gefühl zu Staub.

Rachel drehte sich um und ging. Sie verabschiedete sich kein zweites Mal. Ich sah zu, wie sie den Einkaufswagen zur Tür schob. Sah, wie die Tür mit einem elektrischen Grunzen aufschwang. Sah, wie Rachel, die Liebe meines Lebens, wieder verschwand, ohne einen Blick hinter sich zu werfen. Ich blieb stehen. Ich lief ihr nicht nach. Ich spürte, wie mein Herz in tausend Stücke zersprang, aber ich tat nichts, um sie aufzuhalten.

Vielleicht hatte ich doch nichts dazu gelernt.

10

Ich trank.

Ich bin kein großer Trinker - früher war Marihuana die Droge meiner Wahl -, aber ich hatte im Schrank über der Spüle eine alte Flasche Gin entdeckt. Im Kühlschrank war noch Tonic Water. Der Gefrierschrank hatte eine automatische Eiswürfelmaschine. Den Rest können Sie sich selbst ausrechnen.

Ich wohne noch immer im alten Levinsky Haus. Es ist zwar viel zu groß für mich, doch ich habe es nicht übers Herz gebracht, es zu verkaufen. Es kommt mir vor wie ein Portal, eine Verbindung (wenn auch eine sehr zerbrechliche) zu meiner Tochter. Ja, ich weiß, wie sich das anhört, aber wenn ich es jetzt verkaufe, würde ich diese Tür endgültig zuschlagen. Das kann ich nicht.

Zia wollte bei mir bleiben, aber ich redete es ihr aus. Sie drängte mich nicht. Ich dachte an die Schnulze von Dan Fogelberg (nicht Dan Irgendwer), in dem das alte Liebespaar sich unterhält, bis ihre Zungen müde werden. Ich dachte an die Szene in

Casablanca, in der Bogart die Götter fragt, wer Ingrid Bergman ausgerechnet in seine Kaschemme geführt hatte. Bogie trinkt, als sie geht. Es scheint ihm zu helfen. Vielleicht würde es mir auch helfen.

Dass Rachel mir immer noch so zusetzte, kotzte mich an. Eigentlich war das kindisch und albern. Rachel und ich hatten uns in den Ferien zwischen meinem zweiten und dritten Jahr auf dem College kennen gelernt. Sie stammte aus Middlebury, Vermont, und war angeblich eine entfernte Cousine von Cheryl, wobei allerdings niemand das genaue Verwandtschaftsverhältnis zurückverfolgen konnte. In jenem Sommer - dem Sommer aller Sommer - wohnte Rachel bei Cheryls Familie, weil Rachels Eltern mit ihrer wahrlich unschönen Scheidung beschäftigt waren. Wir wurden einander vorgestellt, und es dauerte wie gesagt ein paar Tage, bis ich vor den Bus lief. Doch vielleicht machte das die Wirkung noch nachhaltiger.

Wir begannen, miteinander auszugehen. Oft zusammen mit Lenny und Cheryl. Jedes Wochenende waren wir in Lennys Sommerhaus am Meer. Es war wirklich ein fantastischer Sommer, einer von denen, die jeder im Leben mindestens einmal erleben sollte.

Wenn dies ein Film wäre, würde jetzt die Musik für die schnelle Rückblende einsetzen. Ich ging auf die Tufts University, während Rachel gerade am Boston College anfang. In der ersten Szene dieser Rückblende saßen wir wahrscheinlich in einem Boot auf dem Charles River, ich an den Rudern, Rachel mit einem Sonnenschirm und einem anfangs zaghaften, dann etwas spöttischen Lächeln auf den Lippen. Erst würde sie mich, dann ich sie mit Wasser bespritzen, und schließlich würde das Boot kentern. Das ist nie passiert, aber sie wissen schon, was ich meine. Als Zweites käme vielleicht ein Picknick auf dem Campus, ein Bild beim Lernen in der Bibliothek, unsere ineinander verschlungenen Körper

nebeneinander auf einer Couch, wobei ich Rachel wie hypnotisiert anlotzte, während sie, die Brille auf der Nase, in ihrem Lehrbuch liest und sich abwesend die Haare hinters Ohr schiebt. Wahrscheinlich würde die Montage mit zwei rangelnden Körpern unter einem weißen Satinlaken enden, obwohl kein Student der Welt Satinbettwäsche benutzt.

Aber ich versuche, Ihnen die Situation in kinematographischen Bildern näher zu bringen.

Ich war verliebt.

Einmal waren wir in den Weihnachtsferien im Altersheim bei Rachels Großmutter, einer Jüdin alter Schule. Die alte Frau nahm unsere beiden Hände und verkündete, wir wären *beschert*, was auf Jiddisch hieß, dass wir füreinander bestimmt waren.

Was also war geschehen?

Das Ende war banal. Wir waren wohl noch ziemlich jung. Während meines letzten College-Jahres entschloss sich Rachel, ein Semester in Florenz zu verbringen. Ich war einundzwanzig. Ich war sauer, und als sie weg war, schlief ich mit einer anderen Frau - ein One-Night-Stand mit einer faden College-Studentin vom Babson. Es hat mir absolut nichts bedeutet. Ich weiß, dass es das eigentlich nicht besser macht, aber vielleicht doch. Keine Ahnung.

Egal, auf jeden Fall erzählte jemand von der Party jemand anderem davon, bis es schließlich auch Rachel zu Ohren kam. Sie rief aus Italien an und machte Schluss - einfach so -, was ich für eine Überreaktion hielt. Wie gesagt, wir waren jung. Zu Anfang war ich zu stolz (will sagen zu dumm), um Verzeihung zu flehen, und als mir dann die Folgen bewusst wurden, versuchte ich, sie anzurufen, schrieb Briefe und schickte Blumen. Rachel antwortete nicht. Es war aus. Mit uns war es vorbei.

Ich stand auf und schwankte zum Schreibtisch. Dort pulte ich den Schlüssel ab, den ich mit Klebeband darunter befestigt hatte,

und schloss die unterste Schublade auf. Ich nahm die Akten heraus und stieß auf mein geheimes Versteck. Keine Drogen. Die Vergangenheit. Rachelkram. Ich fand das altbekannte Foto und hielt es ins Licht. Lenny und Cheryl haben dieses Bild immer noch im Wohnzimmer hängen, was Monica naturgemäß unsäglich geärgert hat. Es war ein Foto von uns viere - Lenny, Cheryl, Rachel und mir - bei einem offiziellen Empfang der Universität in meinem letzten Collegejahr. Rachel trug ein schwarzes Kleid mit Spaghettiträgern, und wenn ich daran denke, wie es sich an ihren Körper schmiegte, verschlägt es mir noch heute den Atem.

Das ist lange her.

Natürlich ging das Leben weiter. Wie es meine Lebensplanung vorsah, studierte ich Medizin. Ich wusste schon immer, dass ich Arzt werden wollte. Die meisten meiner Kollegen würden Ihnen etwas Ähnliches erzählen. Unter uns gibt es nur wenige Spätberufene.

Und ich ging weiter mit Frauen aus. Ich hatte sogar weitere One-Night-Stands (Zia zum Beispiel), doch - und das klingt jetzt ziemlich weinerlich - nach all diesen Jahren vergeht kein Tag, an dem ich nicht zumindest flüchtig an Rachel denke. Ja, ich weiß, dass ich diese Beziehung ganz unverhältnismäßig verkläre. Selbst wenn ich diesen verhängnisvollen Bock nicht geschossen hätte, würde ich trotzdem wohl kaum in einem glücklichen Paralleluniversum vereint mit meiner Geliebten auf der Couch liegen. Lenny hatte mir in einem Augenblick radikaler Wahrheit erklärt, dass unsere Beziehung, wenn sie wirklich so großartig gewesen wäre, dieses ausgefahrenste aller Schlaglöcher ohne weiteres verkraftet hätte.

Heißt das, ich habe meine Frau nie geliebt? Nein. Glaube ich jedenfalls nicht. Monica war schön - und zwar auf den ersten Blick, man brauchte keine Zeit, um an ihrem Aussehen Gefallen zu finden -, heißblütig und außergewöhnlich. Außerdem war sie

wohlhabend und elegant. Ich habe versucht, keine Vergleiche anzustellen - es ist schrecklich, so zu leben -, aber in meiner kleineren, weniger hellen Welt nach Rachel habe ich Monica geliebt.

Hätte ich mehr Zeit gehabt und wäre bei Rachel geblieben, wäre womöglich dasselbe passiert - aber das sind logische Erwägungen, und bei Herzensangelegenheiten hat Logik nichts zu melden.

Cheryl hielt mich widerstrebend über Rachels Werdegang auf dem Laufenden. So erfuhr ich, dass sie unter die Gesetzeshüter gegangen und in Washington FBI-Agentin geworden war. Mich überraschte das nicht. Vor drei Jahren hatte Cheryl mir erzählt, dass Rachel einen älteren, hochrangigen Agenten geheiratet habe. Obwohl so viel Zeit vergangen war - unsere Trennung lag damals elf Jahre zurück -, brach etwas in mir zusammen. Mit einem Schlag wurde mir klar, in welchem Maße ich mein Leben verpfuscht hatte. Irgendwie war ich immer davon ausgegangen, dass Rachel und ich nur abwarteten, in einer Art Zeitblase weiterlebten, bis wir irgendwann zur Besinnung kommen und wieder zusammenfinden würden. Jetzt hatte sie einen anderen geheiratet.

Cheryl sah mein Gesicht und erzählte von diesem Augenblick an kein Wort mehr von Rachel.

Ich starrte auf das Bild und hörte, wie der wohlbekannte Geländewagen vorfuhr. Das war zu erwarten gewesen. Ich ging gar nicht erst zur Tür. Lenny hatte einen Schlüssel. Er klopfte sowieso nie an. Er würde mich schon finden. Ich war gerade dabei, die Fotos wieder zu verstauen, als Lenny mit zwei riesigen, bunten Pappbechern hereinkam.

Lenny hielt sie hoch. »Cherry Coke oder normal?«

»Cherry.«

Er reichte mir den Becher. Ich wartete.

»Zia hat Cheryl angerufen«, erläuterte er.

Das hatte ich mir schon gedacht. »Ich will nicht darüber reden«, wehrte ich ab.

Lenny ließ sich auf die Couch fallen. »Ich auch nicht.« Er griff in die Tasche und zog ein dickes Bündel Papiere heraus. »Das Testament und die letzten Regelungen über Monicas Erbe. Guck es dir irgendwann an.« Er nahm die Fernbedienung und fing an zu zappen. »Hast du keinen Pornokanal?«

»Nein, tut mir Leid.«

Lenny zuckte die Achseln und gab sich mit einem College-Basketballspiel auf ESPN zufrieden. Wortlos sahen wir ein paar Minuten zu. Ich brach das Schweigen.

»Warum hast du mir nicht gesagt, dass Rachel geschieden ist?«

Lenny verzog das Gesicht vor Schmerzen und hob die Hand, als wollte er den Verkehr anhalten.

»Was ist?«, fragte ich.

»Mein Gehirn ist eingefroren.« Er ließ sich Zeit. »Ich trinke diese eisgekühlten Getränke immer zu schnell.«

»Warum hast du mir nichts davon gesagt?«

»Ich dachte, wir wollten nicht darüber reden.«

Ich sah ihn an.

»Das ist nicht so einfach, Marc.«

»Was?«

»Rachel hat schwere Zeiten hinter sich.«

»Ich vielleicht nicht?«, konterte ich.

Lenny konzentrierte sich plötzlich ziemlich auf das Spiel.

»Was ist mit ihr passiert, Lenny?«

»Kann ich dir nicht erzählen. Das steht mir nicht zu.« Er schüttelte den Kopf. »Du hast sie doch seit bald fünfzehn Jahren nicht mehr gesehen.«

Vierzehn, um genau zu sein. »Ja, so was in der Art.«

Sein Blick huschte durchs Zimmer und blieb an einem Foto von Monica und Tara hängen. Er wandte sich ab und trank von seiner Cola. »Du musst aufhören, in der Vergangenheit zu leben, mein Freund.«

Wir lehnten uns zurück und taten, als sähen wir uns das Spiel an. Aufhören, in der Vergangenheit zu leben, hatte er gesagt. Ich betrachtete Taras Foto und fragte mich, ob Lenny mehr als nur Rachel meinte.

Edgar Portman nahm die lederne Hundeleine. Er klimperte mit dem Ende. Bruno, sein preisgekrönter Bullmastiff galoppierte mit Höchstgeschwindigkeit auf das Geräusch zu. Bruno war auf der Westminster Dog Show vor sechs Jahren als Bester seiner Rasse ausgezeichnet worden. Viele meinten, er hätte auch das Zeug dazu, als bester Hund der gesamten Veranstaltung ausgezeichnet zu werden. Edgar entschloss sich jedoch, Bruno frühzeitig in den Ruhestand zu schicken. Ein Hundeschau-Champion ist nie zu Hause. Edgar wollte Bruno an seiner Seite sehen.

Menschen hatten Edgar oft enttäuscht. Hunde nie.

Bruno ließ die Zunge heraushängen und wedelte mit dem Schwanz. Edgar befestigte die Leine am Halsband. Sie würden eine Stunde unterwegs sein. Edgar blickte auf seinen Schreibtisch herab. Auf dem glänzenden Furnier lag genau so ein Paket, wie er es vor achtzehn Monaten schon einmal bekommen hatte. Bruno winselte. Edgar fragte sich, ob er ungeduldig war oder ob er die Angst seines Herrchens spürte. Vielleicht beides.

Egal. Edgar musste an die Luft.

Das Paket von vor achtzehn Monaten war allen erdenklichen forensischen Tests unterzogen worden. Trotzdem hatte die Polizei nichts herausbekommen. Aufgrund dieser Erfahrung war Edgar ziemlich sicher, dass die Versager von den Strafverfolgungsbehörden wieder nichts finden würden. Vor achtzehn Monaten hatte Marc nicht auf ihn gehört. Edgar hoffte, dass er diesen Fehler nicht noch einmal machen würde.

Er ging los. Bruno lief voraus. Die frische Luft tat Edgar gut. Er

schritt kräftig aus und atmete tief durch. Das änderte seine trüben Aussichten nicht, doch er fühlte sich besser. Edgar und Bruno nahmen den üblichen Weg, dann jedoch wandte Edgar sich nach rechts. Das Familiengrab. Er kam jeden Tag daran vorbei und nahm es deshalb gar nicht mehr richtig wahr. Er ging nie zu den Grabsteinen. Aber heute fühlte er sich plötzlich zu ihnen hingezogen. Bruno folgte ihm etwas zögernd, überrascht von der Abweichung von seinem üblichen Rundgang.

Edgar stieg über den kleinen Zaun. Schmerz durchzuckte sein Bein. Das Alter. Das Gehen fiel ihm immer schwerer. Er benutzte jetzt öfter einen Stock - er hatte sich einen gekauft, den Dashiell Hammett angeblich während seiner Tuberkuloseerkrankung benutzt hatte -, doch aus irgendeinem Grund ließ er ihn auf den Spaziergängen mit Bruno im Haus. Da stürzte er irgendwie.

Bruno zögerte kurz und sprang dann über den Zaun. Sie standen vor den beiden neuesten Grabsteinen. Edgar versuchte, nicht über Leben und Tod, über Wohlstand und dessen Beziehung zum Glück ins Grübeln zu geraten. Diese Nabelschau überließ er lieber anderen. Er hatte inzwischen erkannt, dass er wohl kein besonders guter Vater gewesen war. Diese Rolle hatte er allerdings am Beispiel seines Vaters gelernt, der es wiederum von seinem gelernt hatte. Und im Endeffekt war die so vermittelte Distanziertheit womöglich sogar seine Rettung gewesen. Hätte er seine Kinder von ganzem Herzen geliebt, wäre er tief in ihr Leben verstrickt gewesen, dann hätte er ihren Tod wahrscheinlich nicht überlebt.

Der Hund fing wieder an zu winseln. Edgar blickte zu ihm hinab, sah ihm tief in die Augen. »Es wird Zeit für uns, Junge«, sagte er leise. Die Haustür wurde geöffnet. Edgar drehte sich um und sah seinen Bruder Carson herausstürzen. Edgar sah den Ausdruck in seinem Gesicht.

»Mein Gott«, rief Carson.

»Ich nehme an, du hast das Paket entdeckt?«

»Ja, natürlich. Hast du Marc angerufen?«

»Nein.«

»Gut«, sagte Carson. »Das ist ein Schwindel. Es kann gar nicht sein.«

Edgar antwortete nicht.

»Siehst du das etwa anders?«, wollte Carson wissen.

»Ich weiß nicht.«

»Du kannst doch nicht ernsthaft glauben, dass sie noch am Leben ist.«

Edgar zog kurz an der Leine. »Wir warten am besten auf die Testergebnisse«, sagte er. »Dann wissen wir es genau.«

*

Ich arbeite gerne nachts. Das war schon immer so. Mit meiner Berufswahl habe ich Glück gehabt. Ich liebe meine Arbeit. Sie ist keine Routine oder Plackerei oder etwas, womit ich nur meinen Lebensunterhalt verdiene. Ich gehe in meiner Arbeit auf. Wie ein Sportler mit Problemen, der während des Spiels alles vergisst. Und am besten bin ich im Strafraum.

Heute Abend, drei Tage, nachdem ich Rachel begegnet war, hatte ich allerdings frei. Ich saß allein im Schlafzimmer und zappte durch die Kanäle. Wie die meisten männlichen Mitglieder unserer Spezies bin ich zu fest mit der Fernbedienung verwachsen. Ich kann stundenlang nichts angucken. Letztes Jahr haben Lenny und Cheryl mir einen DVD-Player geschenkt und mir erklärt, dass der Videorekorder den Weg des Kassettenrecorders geht. Jetzt warf ich einen Blick auf seine eingebaute Digitaluhr. Ein paar Minuten nach neun. Ich konnte noch eine DVD reinschieben und trotzdem um elf im Bett sein.

Gerade hatte ich die Leih DVD aus der Box geholt und wollte sie in den Player stecken - dafür hat man noch keine Fernbedienung erfunden -, als ich einen Hund bellen hörte. Ich stand auf.

Zwei Häuser weiter war eine neue Familie eingezogen. Sie hatten vier oder fünf kleine Kinder. Bei so vielen ist das schwer zu sagen. Die Gesichter verschwimmen ineinander. Ich hatte mich ihnen noch nicht vorgestellt, hatte aber den Irischen Wolfshund von der Größe eines Ford Explorers schon im Hof gesehen. Ich meinte, es wäre sein Bellen gewesen.

Ich schob den Vorhang zur Seite und sah aus dem Fenster. Aus irgendeinem Grund - den ich nicht recht in Worte fassen kann - war ich kein bisschen überrascht von dem, was ich sah.

Die Frau stand genau an derselben Stelle, wo ich sie achtzehn Monate vorher gesehen hatte. Der lange Mantel, die langen Haare, die Hände in den Taschen - genau wie damals.

Ich hatte Angst, sie aus den Augen zu lassen, wollte aber auch nicht, dass sie mich sah. Ich ging in die Knie und rutschte wie ein Meisterdetektiv unters Fenster. Den Rücken und die Wange an die Wand gepresst, überlegte ich, welche Möglichkeiten ich hatte.

Erstens: So konnte ich sie nicht sehen. Das bedeutete, dass ich es gar nicht mitbekommen würde, wenn sie jetzt einfach verschwand. Hm, nicht gut. Ich musste einen Blick riskieren. Das war das Erste.

Ich drehte den Kopf und spähte hinaus. Da war sie. Die Frau stand noch auf der Straße, war jedoch ein paar Schritte näher ans Haus herangekommen. Ich hatte keine Ahnung, was sie damit bezweckte. Und jetzt? Zur Haustür gehen und sie begrüßen? Das klang nach einer ziemlich guten Idee. Wenn sie floh, tja, dann würde ich wohl hinter ihr herlaufen.

Ich riskierte noch einen Blick, nur eine kurze Drehung des Kopfes, und dabei sah ich, dass die Frau direkt in mein Fenster starrte. Ich sank zurück. Verdammt. Sie hatte mich gesehen. Sie musste mich gesehen haben. Ich packte die untere Kante des Fensters, wollte es öffnen, aber sie eilte schon die Straße hinauf.

Oh nein, diesmal nicht.

Ich trug Operationskleidung - jeder Arzt, den ich kenne, hat ein paar Hemden und Hosen fürs Herumlungern auf dem Sofa - und war barfuß. Ich rannte zur Tür und riss sie auf. Die Frau war fast an der Kreuzung. Als sie mich sah, fing sie an zu rennen.

Ich sprintete hinterher. Zum Teufel mit meinen Füßen. Ein bisschen albern kam ich mir schon vor. Ich bin nicht der Schnellste auf zwei Beinen. Viele wären wahrscheinlich sogar auf einem Bein schneller, und dennoch hetzte ich einer wildfremden Frau hinterher, weil sie vor meinem Haus gestanden hatte. Ich wusste nicht einmal, was ich mir davon versprach. Die Frau war wahrscheinlich bloß spazieren gegangen, und ich hatte sie erschreckt. Vielleicht würde sie die Polizei rufen. Deren Reaktion konnte ich mir lebhaft vorstellen. Schlimm genug, dass ich ungestraft meine Familie umbringen konnte. Jetzt jagte ich auch noch fremde Frauen durch ein Wohngebiet.

Ich lief weiter.

Die Frau rannte nach rechts in die Phelps Road. Ihr Vorsprung war ziemlich groß. Ich pumpte mit den Armen und zwang meine Beine, sich schneller zu bewegen. Die Steinchen auf dem Gehweg bohrten sich in meine Fußsohlen. Ich versuchte, auf dem Rasen zu bleiben. Jetzt konnte ich sie nicht mehr sehen, und ich war nicht in Form. Schon nach vielleicht hundert Metern hörte ich meinen Atem pfeifen. Meine Nase begann zu laufen.

Ich erreichte das Ende der Straße und bog rechts ein.

Doch es war niemand zu sehen.

Die Straße war lang und gerade und ausreichend hell beleuchtet. Mit anderen Worten: Man hätte sie sehen müssen. Aus irgendeiner dämlichen Überlegung heraus blickte ich auch in die andere Richtung, hinter mich. Aber da war die Frau auch nicht. Ich war denselben Weg gelaufen wie sie. Ich sah den Morningside Drive hinab, doch auch da war sie nicht.

Die Frau war verschwunden.

Aber wie?

So schnell konnte sie nicht gewesen sein. Das schaffte nicht einmal Carl Lewis. Ich blieb stehen, stützte mich mit den Händen auf die Knie und saugte den fehlenden Sauerstoff gierig in mich hinein. Denk nach. Okay, wohnt sie vielleicht in einem der Häuser hier? Möglich. Und was dann? Dann ist sie in dem Viertel, in dem sie wohnt, spazieren gegangen. Vielleicht ist ihr etwas aufgefallen, das ihr komisch vorkommt. Sie bleibt stehen und sieht sich das genauer an.

Genau wie vor achtzehn Monaten schon einmal?

Na gut, erstens weißt du nicht, ob es dieselbe Frau ist.

Also sind die beiden Frauen zufällig an genau derselben Stelle vor deinem Haus stehen geblieben und haben dann wie Statuen dagestanden?

Ausgeschlossen ist das nicht. Oder es ist doch dieselbe Frau. Vielleicht sieht sie sich gern Häuser an. Vielleicht ist sie Architektin oder so.

Klar doch, die faszinierende Architektur der Einfamilienhäuser aus den Siebzigern. Und wenn sie keine Hintergedanken gehabt hat, warum ist sie dann weggelaufen?

Ich weiß nicht, Marc, aber eventuell - und das ist nur so ein Schuss ins Blaue - eventuell, weil ein Irrer hinter ihr her war?

Ich schob die Gedanken beiseite, lief wieder los und suchte nach irgendetwas. Doch als ich am Haus der Zuckers vorbeikam, blieb ich wie angewurzelt stehen.

Kann das sein?

Die Frau ist einfach verschwunden. Ich habe auf den beiden Straßen nachgesehen, die von hier wegführten. Da ist sie nicht gewesen. Das bedeutete: A) Sie wohnt in einem der Häuser, oder B) Sie hat sich versteckt.

Oder C) Sie hat den Zucker-Weg durch das Wäldchen genommen.

Als ich klein war, nahmen wir manchmal die Abkürzung durch den Garten der Zuckers. Ein schmaler Pfad führte zu den Sportplätzen der Middle School. Er war nicht leicht zu finden, und die alte Frau Zucker mochte es nicht, wenn wir durch ihren Garten gingen. Sie sagte nie etwas, aber sie stand immer mit ihren hochtupierten, wie ein glasierter Donut glänzenden Haaren am Fenster und warf uns böse Blicke zu. Nach einer Weile benutzten wir den Weg nicht mehr, sondern gingen stattdessen außen herum.

Ich schaute nach links und rechts. Die Frau war nicht zu sehen. Konnte sie den Pfad kennen?

Ich rannte in den dunklen Garten der Zuckers. Fast rechnete ich damit, dass die alte Frau Zucker am Küchenfenster stehen und mich böse anstarren würde, doch sie war schon vor Jahren nach Scottsdale gezogen. Ich wusste nicht, wer jetzt hier wohnte. Ich wusste nicht einmal, ob es den Pfad noch gab.

Im Garten war es stockfinster. Im Haus brannte kein Licht. Ich überlegte, wo genau der Pfad angefangen hatte. Doch das kostete mich praktisch keine Zeit. Solche Sachen weiß man einfach. Ich rannte darauf zu und bekam einen Schlag an den Kopf. Dann fiel ich hart auf den Rücken.

In meinem Kopf drehte sich alles. Ich schaute nach oben. Im schwachen Mondschein erkannte ich eine Schaukel. Eine von den edlen mit Holzgerüst. Die war früher nicht hier gewesen, und ich hatte sie im Dunkeln nicht gesehen. Ich war noch immer benommen, durfte jedoch keine Zeit verlieren. Beherzt sprang ich auf und konnte mich kaum auf den Beinen halten.

Der Pfad war noch da.

Ich folgte ihm, so schnell ich konnte. Die Zweige schlugen mir ins Gesicht. Das kümmerte mich nicht. Ich stolperte über eine Wurzel. Das kümmerte mich nicht. Der Zucker-Weg war nicht lang, nur etwa fünfzehn Meter. Dahinter lag eine große offene Fläche mit Fußball- und Baseball-Feldern. Ich kam immer noch

ziemlich zügig voran. Wenn sie diesen Weg eingeschlagen hatte, würde ich sie auf den Sportplätzen sehen.

Ich sah die Nebelschleier über den Leuchtstofflampen der Parkplätze hinter den Sportanlagen, stürmte auf die offene Fläche und sah mich um. Ich sah mehrere Fußballtore und einen Baseball-Fangzaun.

Aber keine Frau.

Mist.

Sie war mir entwischt. Schon wieder. Mein Mut sank. Na gut, wenn man es genauer bedachte, war es sowieso zwecklos. Eigentlich war die ganze Sache ziemlich lächerlich. Ich betrachtete meine Füße. Sie taten höllisch weh. Ich spürte, wie etwas, vermutlich Blut, meine rechte Fußsohle entlanglief. Ich kam mir vor wie ein Idiot. Schlimmer noch, wie ein gescheiterter Idiot. Ich drehte mich um und wollte nach Hause gehen.

Moment mal.

Hinten auf dem Parkplatz stand ein Auto. Ein einziges Auto ganz für sich allein. Ich nickte mir zu und ließ meinen Gedanken freien Lauf. Angenommen, das Auto gehört der Frau. Könnte doch sein? Und selbst wenn nicht, was hatte ich schon zu verlieren? Doch es konnte gut sein, dass es ihres war, dass sie ihren Wagen hier abgestellt hatte. Sie parkt, geht durch das Wäldchen und stellt sich vor mein Haus. Warum sie das tat, konnte ich nicht sagen. Aber für den Anfang reichte mir das.

In Ordnung, wenn das stimmte - wenn das ihr Wagen war -, konnte ich daraus schließen, dass sie noch nicht weggefahren war. Messerscharf gefolgert. Was war also passiert? Sie wird entdeckt, sie rennt weg, sie folgt dem Pfad ...

... und ihr fällt ein, dass ich ihr folgen könnte.

Fast hätte ich mit den Fingern geschnippt. Die geheimnisvolle Frau könnte wissen, dass ich hier in der Gegend aufgewachsen war und mich womöglich an den Pfad erinnern würde. Und wenn

ich das tat, wenn jemand darauf kam (wie ich es getan hatte), dass sie den Pfad nehmen könnte, würde man sie auf der Freifläche sehen. Was konnte sie also tun?

Nach kurzem Überlegen kam ich ziemlich schnell auf die Antwort.

Sie konnte sich im Wäldchen neben dem Pfad verstecken.

Wahrscheinlich beobachtete die geheimnisvolle Frau mich gerade in diesem Moment.

Ja, ich weiß, dass dieser Gedankengang kaum mehr als eine vage Mutmaßung war. Aber ich fand ihn plausibel. Absolut plausibel. Was sollte ich jetzt tun? Ich seufzte laut und sagte: »Mist.« Ich ließ die Schultern sinken, als wäre die Luft aus ihnen entwichen, und versuchte, nicht allzu übertrieben enttäuscht zu wirken, während ich den Pfad zum Haus der Zuckers zurückstapfte. Dabei senkte ich den Kopf leicht und ließ meinen Blick unauffällig nach links und rechts schweifen. Ich ging vorsichtig, spitzte die Ohren und horchte nach einem Rascheln oder Ähnlichem.

Alles blieb still.

Am Ende des Pfads ging ich weiter, als wäre ich auf dem Weg nach Hause. Sobald ich tief im Dunkel der Nacht verschwunden war, ließ ich mich zu Boden sinken. Im Infanteristen-Stil kroch ich zurück zur Schaukel und zum Anfang des Pfads. Dort blieb ich ruhig liegen.

Ich weiß nicht, wie lange ich so wartete. Wahrscheinlich gerade mal zwei oder drei Minuten. Ich wollte schon aufgeben, da hörte ich etwas. Mit erhobenem Kopf lag ich auf dem Bauch. Die Silhouette erhob sich und ging den Pfad entlang.

Ich rappelte mich auf und versuchte, ihr möglichst leise zu folgen, aber das ging gründlich daneben. Die Frau hörte das Geräusch, drehte sich um und sah mich.

»Warten Sie«, rief ich. »Ich will nur mit Ihnen reden.«

Doch sie hatte sich schon wieder in die Büsche gestürzt. Ab-

seits des Pfades war das Unterholz ziemlich dicht, und es war mächtig dunkel. Ich hätte sie leicht verlieren können. Das wollte ich nicht riskieren. Nicht noch einmal. Ich konnte sie zwar nicht sehen, aber ich hörte sie.

Ich stürzte ins Dickicht und knallte praktisch sofort gegen einen Baum. Ich sah Sterne. Mann, war das eine blöde Idee gewesen. Dann verharrte ich und horchte.

Stille.

Sie war stehen geblieben. Sie hatte sich wieder versteckt. Und was nun?

Sie musste ganz in der Nähe sein. Ich überlegte, was ich tun konnte, und dachte dann, ach, zum Teufel damit. Ich sprang an die Stelle, wo ich zuletzt ein Geräusch gehört hatte. Arme und Beine hatte ich weit abgespreizt, um eine möglichst große Fläche abzudecken. Ich landete auf einem Strauch.

Aber mit der linken Hand erwischte ich noch etwas anderes.

Sie versuchte, davonzukriechen, aber meine Finger umklammerten ihren Knöchel. Sie trat mit dem anderen Bein nach mir. Ich hielt sie gepackt wie ein Hund, der sich festgebissen hat.

»Loslassen!«, schrie sie.

Ich erkannte die Stimme nicht. Ich hielt ihren Knöchel weiter fest.

»Verdammt ... lassen Sie mich los!«

Nein. Ich bekam etwas Oberwasser und zog sie zu mir heran. Es war noch immer dunkel, aber langsam gewöhnten meine Augen sich daran. Ich zog weiter. Sie drehte sich auf den Rücken. Jetzt waren wir einander nahe genug. Endlich sah ich ihr Gesicht.

Es dauerte eine Weile, bis ich es einordnen konnte. Erstens war es eine alte Erinnerung. Das Gesicht, oder das, was ich davon sehen konnte, hatte sich verändert. Sie sah anders aus. Der entscheidende Punkt, der mir half, sie zu erkennen, war die Art, wie ihre Haare bei unserem Gerangel über ihr Gesicht gefallen wa-

ren. Das kam mir fast bekannter vor als ihre Gesichtszüge - die Schutzlosigkeit dieser Geste, das Vermeiden des Blickkontakts. Und natürlich hatte das Haus, in dem ich wohnte, das Haus, das ich immer mit ihr in Verbindung brachte, dazu beigetragen, dass ihr Bild in meinem Gehirn präsent blieb.

Die Frau schob ihre Haare zur Seite und sah mich an. Ich fühlte mich in die Schulzeit zurückversetzt, in das Backsteingebäude, das keine zweihundert Meter von dort entfernt war, wo wir jetzt lagen. Vielleicht kam jetzt endlich eine gewisse Logik in das Ganze. Die geheimnisvolle Frau hatte vor dem Haus gestanden, in dem sie aufgewachsen war.

Die geheimnisvolle Frau war Dina Levinsky.

11

Wir setzten uns an den Küchentisch. Ich machte Tee, eine chinesische Grünteemischung, die ich bei Starbucks gekauft hatte. Er sollte angeblich beruhigend wirken. Mal sehen. Ich reichte Dina eine Tasse.

»Danke, Marc.«

Ich nickte und setzte mich ihr gegenüber. Ich kannte Dina, seit ich klein war. Ich kannte sie so, wie nur ein Kind ein anderes kennen kann, wie sich nur Klassenkameraden aus der Grundschule kennen, auch wenn - haben Sie Geduld mit mir - ich glaube, dass wir uns nie richtig unterhalten haben.

Wir haben alle eine Dina Levinsky in der Vergangenheit. Sie hatte in unserer Schulklasse die Position des Opfers inne, war eine vollkommene Außenseiterin, die so viel gehänselt und misshandelt wurde, dass man sich fragt, wie sie es geschafft hatte, nicht verrückt zu werden. Ich habe sie nie geärgert, aber ich habe häufig daneben gestanden und anderen dabei zugesehen. Selbst

wenn ich nicht in das Haus gezogen wäre, in dem Dina Levinsky aufgewachsen war, hätte sie in mir weitergelebt. Sie lebt auch in Ihnen. Schnell: Wer war das Kind, dass in Ihrer Grundschulklasse am meisten gehänselt worden ist? Genau. Sehen Sie? Sie erinnern sich. Sie erinnern sich an den Vor- und Nachnamen dieses Kindes, und daran, wie es aussah. Sie erinnern sich daran, wie es ausgesehen hat, wenn es nach der Schule allein nach Hause ging oder in der Pause allein auf dem Schulhof stand. Auf jeden Fall erinnern Sie sich an dieses Kind. Dina Levinsky bleibt einem erhalten.

»Ich habe gehört, du bist Arzt geworden«, sagte Dina.

»Genau. Und du?«

»Grafikdesignerin und Künstlerin. Nächsten Monat habe ich eine Ausstellung in Greenwich Village.«

»Bilder?«

Sie zögerte. »Ja.«

»Du konntest schon immer gut malen«, meinte ich.

Überrascht legte sie den Kopf schief. »Das hast du bemerkt?«

Es entstand eine kurze Pause. Dann hörte ich mich sagen: »Ich hätte etwas tun sollen.«

Dina lächelte. »Nein, ich hätte was tun sollen.«

Sie sah gut aus. Nein, sie war nicht zu einer Schönheit herangewachsen wie die Hässliches-Entlein-Schwäne, die man aus Filmen kennt. Zum einen war Dina nie hässlich gewesen. Sie war schlicht gewesen. Das war sie wohl auch jetzt noch. Ihr Gesicht war noch immer sehr schmal, kam bei der Erwachsenen jedoch besser zur Geltung. Ihr Haar, das früher dünn gewesen war, hatte jetzt Fülle.

»Erinnerst du dich an Cindy McGovern?«, fragte sie.

»Natürlich.«

»Sie hat mich mehr gequält als alle anderen.«

»Ich weiß.«

»Also, es ist komisch. Vor ein paar Jahren hatte ich eine Ausstellung in einer Galerie in Midtown in Manhattan - und Cindy kommt zur Eröffnung. Sie umarmt mich und küsst mich auf die Wange. Sie will über die guten alten Zeiten reden, du weißt schon, *Weißt du noch, wie der dusselige Mr Lewis ...?* Sie hat gelächelt und Witze gemacht, und ich schwöre dir, Marc, sie wusste nicht mehr, wie sie damals war. Sie hat mir das nicht vorgespielt. Sie hat einfach total verdrängt, wie sie mich früher behandelt hat. Das ist mir schon öfter aufgefallen.«

»Was ist dir schon öfter aufgefallen?«

Dina führte ihre Tasse mit beiden Händen zum Mund. »Keiner erinnert sich, dass er die anderen tyrannisiert hat.« Sie kauerte sich zusammen, ihr Blick schoss unruhig im Raum hin und her. Ich musste an meine eigenen Erinnerungen denken. Hatte ich wirklich nur daneben gestanden - oder war auch das eine nachträglich geschönte Version der Vergangenheit?

»Das ist völlig grotesk«, sagte Dina.

»Hier im Haus zu sein?«

»Ja.« Sie stellte die Tasse ab. »Wahrscheinlich wartest du auf eine Erklärung.«

Ich schwieg.

Wieder schoss ihr Blick im Zimmer herum. »Willst du mal was völlig Abgefahrenes hören?«

»Klar.«

»Hier hab ich immer gesessen. Als ich klein war. Wir hatten auch so einen rechteckigen Tisch. Ich habe immer auf demselben Platz gesessen. Als ich eben reingekommen bin, na ja, da hat mich dieser Stuhl direkt angezogen. Ich glaube ... ich glaube, unter anderem war ich deswegen heute hier.«

»Ich weiß nicht genau, was du meinst.«

»Dieses Haus«, sagte sie. »Es zieht mich immer noch an. Es lässt mich nicht los.« Sie beugte sich vor. Zum ersten Mal sah sie

mir in die Augen. »Du kennst die Gerüchte, oder? Über meinen Vater und was er mit mir gemacht hat.«

»Ja.«

»Es stimmt«, sagte sie.

Ich musste mich zusammenreißen. Ich wusste nicht, was ich sagen sollte. Ich dachte an die Hölle, die die Schule für sie gewesen war. Dann versuchte ich, die Hölle hinzuzufügen, die sie in diesem Haus erlebt hatte. Es war unvorstellbar.

»Er ist tot. Mein Vater, meine ich. Er ist vor sechs Jahren gestorben.«

Ich blinzelte und sah zur Seite.

»Mir geht's gut, Marc. Ehrlich. Ich war in Therapie - na ja, eigentlich bin ich das immer noch. Kennst du Dr. Radio?«

»Nein.«

»Er heißt wirklich so. Stanley Radio. Seine Radio-Therapie ist ziemlich berühmt. Ich gehe seit Jahren zu ihm. Mir geht's schon viel besser. Der Hang zur Selbstzerstörung ist weg. Ich fühle mich nicht mehr wertlos. Ist aber schon komisch, dass ich darüber weggekommen bin. Das mein ich ernst. Die meisten Missbrauchsoffer sind beziehungsunfähig und haben keinen Spaß am Sex. Das war bei mir nie so. Ich habe kein Problem, jemandem zu vertrauen. Ich bin inzwischen verheiratet. Mein Mann ist ein prima Kerl. Das heißt nicht unbedingt, dass wir bis ans Ende unserer Tage glücklich und zufrieden zusammenleben werden, aber es ist schon verdammt gut.«

»Das freut mich für dich«, beteuerte ich, weil ich nicht wusste, was ich sonst hätte sagen sollen.

Sie lächelte wieder. »Bist du abergläubisch, Marc?«

»Nein.«

»Ich auch nicht. Nur damals, als ich das von deiner Frau und deiner Tochter gelesen habe, bin ich ein bisschen unsicher geworden. Was dieses Haus angeht. Dass es ein schlechtes Karma hat und so. Deine Frau war so nett.«

»Du kanntest Monica?«

»Wir sind uns mal begegnet.«

»Wann?«

Dina antwortete nicht sofort. »Sagt dir der Begriff Trigger was?«
Ich hatte eine vage Ahnung aus den Psychologiekursen während meines Studiums.

»Meinst du in der Psychologie?«

»Ja. Weißt du, als ich gelesen habe, was hier vorgefallen ist, war das für mich so ein Trigger. Das ist wie bei Alkoholikern oder Magersüchtigen. Man ist nie ganz geheilt. Irgendwas passiert - der Trigger -, und man fällt wieder in die alten Verhaltensmuster zurück. Ich habe angefangen, Nägel zu kauen. Ich habe mir selbst Schmerzen zugefügt. Es war fast ... es war, als müsste ich mich dem Haus stellen. Ich musste der Vergangenheit entgegentreten, um sie zu besiegen.«

»Und das hast du heute Nacht getan?«

»Ja.«

»Und als ich dich vor achtzehn Monaten hier gesehen habe?«

»Da war's das Gleiche.«

Ich lehnte mich zurück. »Wie oft bist du hier?«

»So alle paar Monate, würde ich sagen. Ich parke auf dem Schulparkplatz und gehe durch den Zucker-Weg. Aber es steckt noch mehr dahinter.«

»Wohinter?«

»Hinter meinen Besuchen. Weißt du, dieses Haus beherbergt meine Geheimnisse. Und das meine ich wörtlich.«

»Ich kann dir nicht ganz folgen.«

»Ich versuche immer wieder, den Mut aufzubringen, noch mal an diese Tür zu klopfen, aber ich schaffe es nicht. Und jetzt, wo ich hier drin bin, hier in der Küche sitze, geht's mir ganz gut.« Sie versuchte zu lächeln, als wollte sie ihre Aussage damit bekräftigen. »Aber ich weiß immer noch nicht, ob ich es schaffen würde.«

»Ob du was schaffen würdest?«, fragte ich.

»Ich schwafele.« Dina fing an, sich hektisch den Handrücken zu kratzen, grub ihre Fingernägel dabei tief in die zum Zerreißen gespannte Haut. Ich wollte meine Hand auf ihre legen, hatte dann aber das Gefühl, dass es gezwungen wirken würde. »Ich habe alles aufgeschrieben. In ein Tagebuch. Was mit mir passiert ist. Es ist noch hier.«

»Hier im Haus?«

Sie nickte. »Ich hab's versteckt.«

»Nach dem Mord hat die Polizei das Haus durchsucht. Die waren ziemlich gründlich.«

»Sie haben es nicht gefunden«, sagte sie. »Ganz bestimmt nicht. Und selbst wenn, es ist nur ein altes Tagebuch. Sie hätten keinen Grund, sich damit zu befassen. Einerseits will ich, dass es da bleibt, wo es ist. Das ist längst alles vorbei und vergessen, verstehst du? Schlafende Hunde soll man nicht wecken. Aber andererseits will ich alles ans Licht holen. Als wäre es ein Vampir, der zu Staub zerfällt, wenn er ins Sonnenlicht kommt.«

»Wo ist es?«, fragte ich.

»Im Keller. Man muss sich auf den Trockner stellen, um dranzukommen. Es ist hinter einem Rohr in der Zwischendecke.« Sie schaute auf die Uhr. Dann sah sie mich an und verschränkte die Arme. »Es ist schon spät.«

»Alles in Ordnung?«

Wieder schoss ihr Blick im Zimmer hin und her. Plötzlich atmete sie stoßweise. »Ich weiß nicht, wie lange ich noch hier bleiben kann.«

»Willst du dein Tagebuch suchen?«

»Ich weiß nicht.«

»Soll ich es holen?«

Heftig schüttelte sie den Kopf. »Nein.« Sie erhob sich und schnappte nach Luft. »Ich geh wohl jetzt lieber.«

»Du kannst jederzeit wiederkommen, Dina. Wann du willst.«

Doch sie hörte nicht zu. In Panik rannte sie zur Tür.

»Dina?«

Plötzlich fuhr sie zu mir herum. »Hast du sie geliebt?«

»Was?«

»Monica. Hast du sie geliebt? Oder hattest du eine andere?«

»Wovon redest du eigentlich?«

Ihr Gesicht war leichenblass. Langsam, mit versteinerner Miene ging sie rückwärts und starrte mich an. »Du weißt, wer auf dich geschossen hat, nicht wahr, Marc?«

Ich öffnete den Mund, bekam aber keinen Ton heraus. Als ich wieder sprechen konnte, hatte Dina sich abgewandt.

»Tut mir Leid, ich muss los.«

»Warte.«

Sie riss die Tür auf und rannte davon. Ich trat ans Fenster und sah ihr nach, als sie zur Phelps Road hinaufeilte. Diesmal folgte ich ihr nicht.

Stattdessen drehte ich mich um, und während mir ihre Worte *Du weißt, wer auf dich geschossen hat, nicht wahr, Marc?* noch in den Ohren klangen, stürzte ich zur Kellertür.

*

Okay, ich muss hier etwas klarstellen. Ich ging nicht in den schmutzigen, unrenovierten Keller, um in Dinas Privatleben herumzuspionieren. Ich gab nicht vor, zu wissen, was am besten für sie sei und wie man sie von ihren furchtbaren Qualen erlösen könnte. Viele meiner Kollegen von der Psychiatrie sind anderer Ansicht, aber ich frage mich manchmal, ob man die Vergangenheit nicht besser ruhen lässt. Ich kann diese Frage natürlich nicht beantworten, und die Kollegen von der Psychiatrie würden mich bestimmt darauf hinweisen, dass ich ja auch nicht ihren Rat suche, wenn es um die beste Operationsmethode für eine Hasen-

scharte geht. Im Endeffekt bin ich also nur in dem einen Punkt sicher, dass ich Dina die Entscheidung nicht abnehmen kann.

Und ich ging auch nicht aus Neugier auf ihre Vergangenheit in den Keller. Ich hatte nicht das geringste Interesse daran, die Einzelheiten von Dinas Torturen nachzulesen. Ganz im Gegenteil: Ich wollte so wenig wie möglich darüber wissen. Ganz egoistisch betrachtet graute mir heftig bei dem Gedanken, dass sich in dem Haus, das ich mein Zuhause nannte, etwas so Scheußliches zugetragen hatte. Das Wissen allein reichte mir voll und ganz. Ich wollte keine Details erfahren.

Was wollte ich also dort?

Ich drückte auf den Lichtschalter. Die nackte Glühbirne leuchtete auf. Schon auf der Treppe begann ich, die Einzelteile zu einem Ganzen zusammenzusetzen. Dina hatte ein paar seltsame Dinge erzählt. Die dramatischsten ließ ich erst einmal links liegen und dachte über ihre mehrdeutigen Äußerungen nach. Für mich war dies eine Nacht größter Spontaneität. Ich entschloss mich, erst einmal so weiterzumachen.

Erstens erinnerte ich mich daran, dass Dina, als sie für mich noch die geheimnisvolle Frau auf dem Gehweg war, einen Schritt auf die Tür zu gemacht hatte. Jetzt wusste ich von Dina selbst, dass sie versucht hatte, *den Mut aufzubringen, noch einmal an diese Tür zu klopfen.*

Noch einmal.

Noch einmal an diese Tür zu klopfen.

Das war ein klarer Hinweis, dass Dina bei mindestens einer Gelegenheit schon einmal den Mut aufgebracht hatte, an meine Haustür zu klopfen.

Zweitens hatte Dina mir erzählt, dass sie Monica *begegnet* war. Ich konnte mir erst nicht vorstellen, wo das gewesen sein sollte. Monica war zwar hier im Ort aufgewachsen, doch nach allem, was ich von ihr wusste, hätte sie als Kind ebenso gut in einer

anderen, feudaleren Zeit leben können. Das Anwesen der Portmans lag am anderen Ende unseres ziemlich weitläufigen Vororts. Monica war schon früh aufs Internat gegangen. Kaum jemand im Ort hatte sie gekannt. Ich erinnere mich, sie während meines zweiten Jahres an der High School im Sommer einmal im Colony-Kino gesehen zu haben. Ich hatte sie angestarrt. Sie hatte mich geflissentlich übersehen. Monica hatte es damals perfekt drauf, die entrückte Schönheit zu geben. Als ich sie Jahre später kennen lernte - und sie sich an mich heranmachte -, hatte diese Schmeichelei gereicht, um mir den Kopf zu verdrehen. Aus der Ferne hatte sie so fantastisch gewirkt.

Und wie, fragte ich mich, war meine reiche, entrückte, schöne Frau der armen, öden Dina Levinsky begegnet? Die wahrscheinlichste Antwort, wenn man das *noch einmal* berücksichtigte, war die, dass Dina an die Tür geklopft und Monica ihr geöffnet hatte. Da waren sie sich begegnet. Wahrscheinlich hatten sie sich unterhalten. Wahrscheinlich hatte Dina Monica von ihrem versteckten Tagebuch erzählt.

Du weißt, wer aufdich geschossen hat, nicht wahr, Marc?

Nein, Dina. Aber ich beabsichtige, es herauszufinden.

Ich stand unten im Keller. Überall waren Kartons gestapelt, von denen ich nie einen wegwerfen oder öffnen würde. Wohl zum ersten Mal fiel mir auf, dass der Zementboden voller Farbkleckse war. In den unterschiedlichsten Farben. Sie stammten vermutlich noch von damals, als Dina hier gewohnt hatte, erinnerten an den einzigen Ort, an dem sie Zuflucht gefunden hatte.

Die Waschmaschine und der Trockner standen hinten links in der Ecke. Langsam ging ich im schummerigen Licht darauf zu. Ich ging sogar auf Zehenspitzen, als fürchtete ich, Dinas schlafende Hunde zu wecken. Albern eigentlich. Ich bin, wie gesagt, nicht abergläubisch, und selbst wenn ich an böse Geister und Ähnliches glauben würde, hätte ich keinen Grund gehabt, zu befürch-

ten, dass ich sie gegen mich aufbringen könnte. Meine Frau war tot. Meine Tochter wurde vermisst - was sollten sie mir noch antun? Im Prinzip müsste ich sie aufschrecken, sie zum Handeln verleiten und hoffen, dass sie mir verriet, was wirklich mit meiner Familie und vor allem mit Tara geschehen war.

Da war sie wieder. Tara. Irgendwie drehte sich alles um sie. Ich weiß nicht, was sie damit zu tun hatte. Ich weiß nicht, welche Verbindung zwischen der Entführung und Dina Levinsky bestand. Wahrscheinlich gar keine. Doch ich kehrte nicht um.

Weil Monica mir nämlich nie erzählt hatte, dass sie Dina Levinsky begegnet war.

Das fand ich eigenartig. Diese Theorie ist natürlich ziemlich aus der Luft gegriffen. Aber wenn Dina wirklich geklopft hatte, wenn Monica ihr wirklich geöffnet hatte, sollte man meinen, dass meine Frau mir das irgendwann erzählt hätte. Sie wusste schließlich, dass ich mit Dina Levinsky zur Schule gegangen war. Warum hätte sie ihren Besuch - oder die Tatsache, dass sie sie kennen gelernt hatte - geheim halten sollen?

Ich kletterte auf den Trockner. Ich musste gebückt stehen und dabei gleichzeitig nach oben sehen. Alles war voll Staub. Dazwischen Spinnweben. Ich sah das Rohr und streckte meine Hand danach aus. Ich hob die Deckenplatte an und versuchte, hinter das Rohr zu greifen. Es war schwierig, denn dort verliefen mehrere Leitungen, und mein Arm passte kaum zwischen ihnen hindurch. Ein kleines Mädchen mit dünnen Armen hätte es leichter gehabt.

Schließlich hatte ich meine Hand doch hindurchgezwängt. Ich schob die Fingerspitzen nach rechts und drückte die Hand nach oben. Nichts. Meine Hand kroch noch etwas weiter nach rechts und ich drückte noch einmal. Irgendetwas gab nach.

Ich zog den Ärmel des OP-Hemdes zurück und versuchte, den Arm zu drehen. Zwei Rohre pressten sich in meine Haut, gaben

jedoch ein bisschen nach. Ich konnte in die Zwischendecke greifen. Ich tastete dort herum, spürte etwas und zog es heran.

Das Tagebuch.

Es war ein typisches Schulheft mit klassischem, schwarz marmoriertem Einband. Ich öffnete es und blätterte darin herum. Die Schrift war winzig. Sie erinnerte mich an den Typen im Einkaufszentrum, der Namen in Reiskörner graviert. Dinas tadellose Schönschrift - die zweifelsohne im groben Kontrast zum Inhalt stand - fing auf jeder Seite oben links an und reichte bis nach unten rechts. Sie hatte keine Ränder gelassen und immer beide Seiten voll geschrieben.

Ich las es nicht. Dafür war ich schließlich nicht hergekommen. Stattdessen zwängte ich meine Hand erneut in die Lücke und legte das Tagebuch wieder an seinen Platz. Ich wusste nicht, wie die Götter darauf reagieren würden - ob allein die Berührung einen Fluch nach sich ziehen würde, wie bei der Öffnung des Tutanchamun-Grabs -, doch das interessierte mich eigentlich auch nicht.

Hartnäckig tastete ich weiter in der Zwischendecke herum. Ich wusste es. Ich weiß nicht warum, aber ich wusste es einfach. Meine Hand berührte noch etwas anderes. Mein Herz raste. Es fühlte sich glatt an. Leder. Ich griff danach und zog es heraus. Staub rieselte mir in die Augen. Ich blinzelte, bis ich wieder richtig sehen konnte.

Es war Monicas Terminkalender.

Ich erinnerte mich daran, wie sie ihn in einer schicken Boutique in New York gekauft hatte. Um ihr Leben besser zu organisieren, hatte sie gesagt. Er enthielt einen Tageskalender und eine Adressliste. Wann waren wir in New York gewesen? Ich konnte es nicht genau sagen. Vielleicht acht, neun Monate vor ihrem Tod. Ich versuchte, mich zu erinnern, wo ich ihn zum letzten Mal gesehen hatte. Mir fiel nichts ein.

Ich klemmte den Terminkalender zwischen die Knie und legte die Deckenplatte wieder zurück. Dann nahm ich ihn und stieg vom Trockner. Ich überlegte noch, ob ich ihn mir nicht oben, bei besserem Licht, ansehen sollte, aber nein, keine Chance. Der Planer hatte einen Reißverschluss. Er ließ sich trotz des vielen Staubs problemlos öffnen.

Eine CD fiel auf den Fußboden.

Wie ein Juwel glänzte sie im Dämmerlicht. Vorsichtig ergriff ich sie am Rand und hob sie hoch. Sie hatte kein Etikett. Memorex war der Hersteller. CD-R stand darunter. Und 80 *Minuten*.

Was zum Teufel war denn das?

Das ließ sich feststellen. Ich rannte nach oben und schaltete den Computer ein.

12

Als ich die CD ins Laufwerk schob, erschien Folgendes auf dem Bildschirm:

Passwort:

MVD

Newark, NJ

Ein sechsstelliges Passwort. Ich gab ihren Geburtstag ein. Nichts. Ich versuchte es mit Taras Geburtstag. Nichts. Ich gab unseren Hochzeitstag und dann meinen Geburtstag ein. Ich probierte es mit unserer Geheimzahl für den Geldautomaten. Es funktionierte alles nicht.

Ich lehnte mich zurück. Und jetzt?

Sollte ich Detective Regan anrufen? Doch inzwischen ging es auf Mitternacht zu, und selbst wenn ich ihn erreichte, was sollte

ich ihm sagen? Hi, *ich habe eine CD gefunden, die bei mir im Keller versteckt war. Kommen Sie doch mal eben rüber?* Nein. Hysterie half mir nicht weiter. Am besten verhielt man sich ruhig und rational. Man musste Geduld haben. Nachdenken. Regan konnte ich auch morgen noch anrufen. Jetzt könnte oder würde er sowieso nichts tun. Erst einmal eine Nacht drüber schlafen.

Schön, aber so schnell wollte ich mich nicht geschlagen geben. Ich loggte mich ins Internet ein und rief eine Suchmaschine auf. Ich gab MVD in Newark ein. Eine Liste erschien.

MVD - *Most Valuable Detection.*

Ermittlungen?

Ein Link führte auf ihre Website. Ich klickte darauf und die Homepage von MVD erschien. Ich überflog sie schnell. MVD war ein *Zusammenschluss professioneller Privatdetektive, der vertrauliche Ermittlungen* anbot. Eine *Online-Background-Recherche* kostete nicht einmal hundert Dollar. Die Werbung lautete: *Finden Sie heraus, ob Ihr Freund vorbestraft ist!*, und: *Wo ist Ihre alte Liebe? Womöglich verzehrt sie sich immer noch nach Ihnen!* Lauter solches Zeug. Für die, denen die Online-Recherche nicht reichte, boten sie auch *intensive, diskrete Ermittlungen* an. Wenn man dem obersten Werbebanner Glauben schenken wollte, waren sie eine *Full-Service-Ermittlungseinheit*.

Und was, fragte ich mich, hatte Monica von denen gewollt?

Ich griff nach dem Telefon und wählte die 800er Nummer von MVD. Ich erreichte einen Anrufbeantworter - was mich um diese Zeit nicht sonderlich überraschte -, der mir mitteilte, dass sie sich über meinen Anruf freuten und dass das Büro um neun Uhr morgens öffnete. Okay, dann würde ich morgen wieder anrufen.

Ich legte auf und drückte die Eject-Taste des CD-Laufwerks. Die CD glitt heraus. Ich nahm sie behutsam heraus und untersuchte sie auf- ich weiß nicht, irgendwelche Hinweise, nehme ich an. Es war nichts zu finden. Mal überlegen. Offensichtlich hatte Monica

MVD den Auftrag gegeben, irgendetwas für sie herauszufinden, und diese CD enthielt das Ergebnis ihrer Ermittlungen.

Eine nicht gerade brillante Schlussfolgerung, aber immerhin ein Anfang.

Also noch einmal ganz von vorn. Tatsache war, dass ich keine Ahnung hatte, was Monica herausbekommen wollte, warum sie diese Ermittlung in Auftrag gegeben hatte, oder sonst irgendetwas. Falls meine Vermutung jedoch zutraf, falls das wirklich Monicas CD war, falls sie, warum auch immer, einen Privatdetektiv angeheuert hatte, dann musste sie MVD für diese Tätigkeit bezahlt haben.

Ich nickte. Schon besser.

Aber - und gleich wurde es kompliziert - die Polizisten hatten unsere Konten und sonstigen finanziellen Transaktionen gründlich durchkämmt. Sie hatten jede Überweisung, jede Kreditkartenabbuchung, jeden Scheck und jede Abhebung am Geldautomaten überprüft. Hatten sie eine für MVD gesehen? Wenn ja, dann hatten sie sich entschlossen, mir nichts davon zu sagen. Natürlich hatte ich auch nicht nur im stillen Kämmerlein gesessen und Däumchen gedreht. Meine Tochter war verschwunden.

Auch ich war sämtliche Konten und finanziellen Transaktionen durchgegangen. Ich hatte weder eine Überweisung an ein Detektivbüro noch irgendwelche außergewöhnlichen Abhebungen entdeckt.

Was bedeutete das?

Vielleicht war die CD alt.

Das wäre möglich. Ich glaubte nicht, dass jemand Kontobewegungen überprüft hatte, die mehr als sechs Monate vor dem Überfall stattgefunden hatten.

Vielleicht lag ihre Geschäftsverbindung zu Most Valuable Detection schon länger zurück. Vielleicht sollte ich mir die alten Auszüge vornehmen.

Aber das konnte ich mir nicht vorstellen.

Die CD war nicht alt. Ich war mir ziemlich sicher. Und es tat auch nicht viel zur Sache. Wenn ich es recht bedachte, spielte das auch keine Rolle. Ob es kurz vor ihrem Tod oder schon länger her war, die Frage lautete: Warum hatte Monica einen Privatdetektiv beauftragt? Welche Informationen waren auf der verdammten CD durch ein Passwort geschützt? Warum hatte sie sie an diesem gruseligen Platz im Keller versteckt? Und was hatte Dina Levinsky damit zu tun? Und vor allem: Gab es irgendeine Verbindung zu dem Überfall - oder war das alles nur Wunschdenken meinerseits?

Ich sah aus dem Fenster. Die Straße war still und leer. Die Vorstadt schlief. Heute Nacht würde ich keine Antworten mehr bekommen. Morgen früh würde ich meinen Vater zu unserem wöchentlichen Spaziergang abholen und dann bei MVD anrufen, und vielleicht sogar bei Regan.

Ich legte mich ins Bett und wartete auf den Schlaf.

*

Um halb fünf klingelte das Telefon neben Edgar Portmans Bett. Edgar schoss aus einem Traum hoch und griff nach dem Hörer.

»Was?«, blaffte er.

»Sie haben gesagt, ich soll anrufen, sobald ich das Ergebnis habe.«

Edgar rieb sich über das Gesicht. »Und?«

»Jetzt habe ich es.«

»Ja?«

»Sie stimmen überein.«

Edgar schloss die Augen. »Wie sicher ist das?«

»Es ist ein vorläufiges Ergebnis. Beweiskräftig ist es noch nicht. Dafür bräuchte ich noch ein paar Wochen. Aber das ist eigentlich reine Formsache.«

Edgar konnte nicht aufhören zu zittern. Er bedankte sich, legte den Hörer wieder auf die Gabel und fing an, sich vorzubereiten.

13

Am nächsten Morgen verließ ich um sechs das Haus und bog um die nächste Ecke. Mit dem Schlüssel, den ich seit meiner College-Zeit habe, schloss ich die Tür auf und betrat mein Elternhaus.

Das Haus hatte im Lauf der Jahre gelitten, wäre allerdings auch vorher nicht in *House and Garden* abgebildet worden (außer vielleicht als Vorher-Foto). Vor vier Jahren hatten wir den Teppichboden erneuert - der blau-weiß gefleckte Plüschteppichboden war so ausgebleicht und fadenscheinig gewesen, dass man ihn kaum noch zu entfernen brauchte. Wir hatten uns für grauen Nadelfilz entschieden, auf dem sich der Rollstuhl meines Vaters leicht schieben ließ. Ansonsten hatte sich nicht viel verändert. Auf den überstrichenen Beistelltischen stand immer noch Porzellannippes von einer fast vergessenen Spanienreise. Ölbilder mit Geigen- und Obstmotiven - keiner von uns hat im Entferntesten mit Geigen oder Obst zu tun - zierten immer noch die weißen Holzwände.

Auf dem Kaminsims standen Fotos. Ich blieb regelmäßig davor stehen und betrachtete die, auf denen meine Schwester Stacy zu sehen war. Ich weiß nicht genau, was ich da suchte. Na ja, vielleicht doch. Ich suchte Hinweise, Vorahnungen. Ich suchte nach irgendwelchen Anzeichen dafür, dass diese junge, zerbrechliche, gebrochene Frau eines Tages auf der Straße eine Waffe kaufen, auf mich schießen und meiner Tochter etwas antun würde.

»Marc?« Das war Mom. Sie wusste, was ich gerade tat. »Komm mal eben und fass mit an.«

Ich nickte und ging zum hinteren Schlafzimmer. Dad schlief jetzt im Erdgeschoss - das war einfacher, als dauernd den Rollstuhl die Treppe hinauf zu schleppen. Wir zogen ihn an. Es war ein bisschen, als würde man nassen Sand ankleiden. Mein Vater rollt schlaff von einer Seite zur anderen. Oft verlagert sich unvermutet sein Gewicht. Meine Mutter und ich kannten das zwar, weniger anstrengend wurde es dadurch allerdings nicht.

Beim Abschiedskuss verströmte Mom den üblichen Duft von Minzpastillen und Zigarettenqualm. Ich drängte sie seit Jahren, mit dem Rauchen aufzuhören. Sie hatte es mir auch mehrmals versprochen, aber ich wusste, dass sie es nicht schaffen würde. Mir fiel auf, wie lose die Haut am Hals herunterhing, so dass die Goldketten fast in den Falten verschwanden. Sie beugte sich hinunter und küsste meinen Vater auf die Wange, ließ ihre Lippen einen Augenblick zu lange dort ruhen.

»Seid vorsichtig«, sagte sie. Aber das sagte sie immer.

Wir machten uns auf den Weg. Ich schob Dad am Bahnhof vorbei. Wir wohnen in einer reinen Schlafstadt. Die Pendler, hauptsächlich Männer, aber auch ein paar Frauen, warteten in langen Schlangen. Sie trugen lange Mäntel, hatten den Aktenkoffer in der einen Hand, in der anderen einen Pappbecher mit Kaffee. Es mag seltsam klingen, aber diese Menschen sind für mich schon vor dem 11. September Helden gewesen. Fünfmal die Woche steigen sie in diesen verfluchten Zug. Sie fahren damit bis nach Hoboken und steigen um in den PATH. Der bringt sie dann nach New York City. Manche fahren bis zur 33rd Street und steigen dort noch einmal in Richtung Midtown um. Andere fahren zum Finanzbezirk, seit der wieder zugänglich ist. Tag für Tag bringen sie das Opfer, ihre eigenen Träume und Bedürfnisse zurückzustellen, um für die zu sorgen, die sie lieben.

Ich könnte als Schönheitschirurg arbeiten und Geld wie Heu verdienen. Meine Eltern könnten sich bessere Pflege für meinen

Vater leisten. Sie könnten in irgendeine schöne Gegend ziehen, rund um die Uhr eine Krankenschwester anstellen und ein Haus kaufen, das ihren Anforderungen besser entspricht. Aber ich mache keine Schönheitsoperationen. Ich gehe nicht den ausgetretenen Weg, um ihnen zu helfen, und zwar, wenn ich ehrlich bin, vor allem deshalb, weil es mich langweilen würde. Also habe ich mich entschlossen, etwas Aufregenderes zu tun, etwas, das mir Spaß macht. Trotzdem halten viele Leute *mich* für den Helden und glauben, ich würde ein Opfer bringen. Die Wahrheit sieht so aus: Die Leute, die mit den Armen arbeiten, sind meistens viel egoistischer als die anderen. Wir sind nicht bereit, unsere Bedürfnisse zurückzustellen. Ein Job, mit dem wir unsere Familie ernähren können, genügt uns nicht. Für uns ist es zweitrangig, diejenigen zu versorgen, die wir lieben. Wir streben nach persönlicher Befriedigung, selbst wenn unsere Familie darauf verzichten muss. Diese Anzugträger, die jetzt scheinbar leicht benommen in den New-Jersey-Transit steigen? Viele von ihnen hassen ihren Arbeitsplatz und ihre Arbeit, doch sie machen sie trotzdem. Sie machen sie, um für ihre Familien zu sorgen, um ihren Ehefrauen, ihren Kindern und vielleicht - nur ganz vielleicht - auch ihren alten, kranken Eltern ein besseres Leben zu ermöglichen.

Wem also soll man mit Hochachtung begegnen?

Dad und ich nahmen jeden Donnerstag den gleichen Weg. Wir gingen um den Park hinter der Bibliothek. Der Park - und schon daran sieht man, dass dies ein gutbürgerlicher Vorort ist - war voller Fußballfelder. Wie viel potenziell hochwertiges Bauland wurde von dieser scheinbar zweitrangigen ausländischen Sportart in Anspruch genommen? Mein Vater schien sich am Sportplatz bei den spielenden und lärmenden Kindern wohl zu fühlen. Wir blieben stehen und holten tief Luft. Ich sah nach links. Ein paar gesunde, in hauchfeines, eng anliegendes Lycra gekleidete Frauen joggten vorbei. Dad wirkte sehr ruhig. Ich lä-

chelte. Vielleicht hatte Dads Vorliebe für diesen Ort nichts mit Fußball zu tun.

Ich wusste nicht mehr, wie mein Vater früher gewesen war. Wenn ich versuche, mich an ihn zu erinnern, bekomme ich kein Gesamtbild, sondern gewissermaßen nur einzelne Schnappschüsse - sein tiefes Männerlachen, der kleine Junge, der seinen Bizeps umklammert und mit den Füßen in der Luft hängt. Das ist schon fast alles. Ich weiß noch, dass ich ihn sehr gern gehabt habe, und das reicht mir eigentlich.

Nach seinem zweiten Schlaganfall vor sechzehn Jahren wurde Dads Sprache extrem schwerfällig. Oft blieb er mitten im Satz stecken. Er verschluckte ganze Wörter. Er schwieg stunden- und manchmal sogar tagelang. Man vergaß, dass er da war. Keiner wusste genau, ob er verstand, was um ihn herum geschah, ob er an der klassischen expressiven Aphasie litt - bei der man alles versteht, sich aber nicht ausdrücken kann - oder an etwas noch Schlimmerem.

Doch an einem heißen Julitag in meinem letzten Jahr in der High School hatte mein Vater plötzlich meinen Arm ergriffen und ihn mit stählernem Griff umklammert. Ich wollte gerade zu einer Party. Lenny wartete an der Tür. Der überraschend feste Griff meines Vaters ließ mich innehalten. Ich sah ihn an. Sein Gesicht war leichenblass, die Halsmuskulatur zum Zerreißen gespannt, vor allem jedoch erkannte ich nackte Angst in seinen Augen. Dieser Gesichtsausdruck hat mich noch jahrelang verfolgt. Ich setzte mich neben ihn auf einen Stuhl, während er meinen Arm immer noch festhielt.

»Dad?«

»Ich verstehe«, flehte er. Sein Griff wurde noch fester. »Bitte.« Er kämpfte um jedes Wort. »Ich verstehe noch.«

Mehr sagte er nicht. Aber es genügte. Ich interpretierte seine Worte so: »Obwohl ich nicht sprechen oder anders reagieren

kann, verstehe ich, was um mich herum geschieht. Bitte lasst mich nicht links liegen.« Eine Zeit lang teilten die Ärzte diese Ansicht. Er hatte expressive Aphasie. Dann erlitt er einen weiteren Schlaganfall, und die Ärzte waren sich nicht mehr sicher, was er noch verstand und was nicht. Ich weiß nicht, ob ich mir da eine eigene Version der Pascal'schen Wette erschaffen habe - wenn er mich versteht, muss ich mit ihm reden, wenn nicht, schadet es auch nichts -, aber ich denke, das bin ich ihm schuldig. Also rede ich mit ihm. Ich erzähle ihm alles. Und jetzt erzählte ich ihm von Dina Levinskys Besuch - »Erinnerst du dich noch an sie, Dad?« - und der versteckten CD.

Dads Gesicht war verschlossen, unbewegt, der linke Mundwinkel zu einem schmalen, wütenden Haken heruntergezogen. Ich habe mir oft gewünscht, dieses Ich verstehe Gespräch hätte nie stattgefunden. Ich weiß nicht, was schlimmer ist: Nichts mehr zu verstehen oder zu verstehen, wie sehr man in sich selbst gefangen ist. Na ja, vielleicht weiß ich es doch.

Ich hatte ihn gerade um die zweite Kurve bei der neuen Skateboard-Bahn geschoben, als ich meinen ehemaligen Schwiegervater erblickte. Edgar Portman saß auf einer Bank. Er wirkte ziemlich imposant, wie er so dasaß, mit übergeschlagenen Beinen und einer Bügelfalte, die aussah, als könnte man Tomaten damit schneiden. Nach dem Überfall hatten Edgar und ich versucht, eine Beziehung aufrechtzuerhalten, die es zu Lebzeiten seiner Tochter nie gegeben hatte. Wir hatten gemeinsam eine Detektiv-Agentur beauftragt - natürlich kannte Edgar die beste -, aber sie hatten nichts herausbekommen. Nach einer Weile waren wir beide der Verstellung überdrüssig geworden. Die einzige echte Verbindung zwischen uns beschwor den schlimmsten Augenblick meines Lebens herauf.

Natürlich konnte Edgar zufällig hier sein. Wir wohnten im selben Ort. Es war nicht ungewöhnlich, wenn man sich gelegentlich

über den Weg lief. Doch das war nicht der Fall. Ich wusste, dass Edgar nicht einfach mal zwischendurch in den Park ging. Er hatte hier auf mich gewartet.

Unsere Blicke trafen sich, und ich weiß nicht, ob mir gefiel, was ich in seinem las. Ich schob den Rollstuhl zur Bank hinüber. Edgar sah mich an und würdigte meinen Vater keines Blickes. Ebenso gut hätte ich einen Einkaufswagen vor mir herschieben können.

»Deine Mutter hat mir gesagt, dass ich dich hier finden würde«, begann Edgar.

Ich blieb gut einen Meter vor ihm stehen. »Was gibt's?«

»Setz dich zu mir.«

Ich stellte den Rollstuhl meines Vaters links neben die Bank und fixierte die Räder. Mein Vater starrte geradeaus. Sein Kopf sackte auf die rechte Schulter, wie meistens, wenn er müde wird. Ich wandte mich Edgar zu. Er stellte die Beine nebeneinander und beugte sich vor.

»Ich frage mich die ganze Zeit, wie ich es dir beibringen soll«, fing er an.

Ich ließ ihm etwas Zeit. Er sah zur Seite. »Edgar?«

»**Hm.**«

»Sag mir einfach, was los ist.«

Er nickte, zufrieden mit meiner Direktheit. Edgar war so ein Typ. Ohne weitere Vorrede sagte er: »Ich habe noch eine Lösegeldforderung bekommen.«

Ich fuhr zurück. Ich weiß nicht, was ich erwartet hatte - vielleicht die Nachricht, dass Tara tot aufgefunden worden war -, doch was er da sagte ... ging über meinen Verstand. Ich wollte schon nachfragen, als ich sah, dass er eine Tasche auf dem Schoß liegen hatte. Er öffnete sie und zog etwas heraus. Es war eine Plastiktüte - genau wie beim ersten Mal. Ich kniff die Augen zusammen. Er gab sie mir. Irgendetwas blähte sich in meiner Brust auf. Ich blinzelte und betrachtete die Tüte.

Haare. In der Tüte waren Haare.

»Das ist ihr Beweis«, sagte Edgar.

Ich konnte nicht sprechen. Ich starrte die Haare an. Vorsichtig legte ich die Tüte auf meinen Schoß.

»Sie wussten, dass wir misstrauisch sein würden«, sagte Edgar.

»Wer wusste das?«

»Die Entführer. Sie haben gesagt, dass sie uns ein paar Tage Zeit lassen. Ich habe die Haare sofort in ein DNA-Testlabor gegeben.«

Ich sah erst ihn an, dann wieder die Haare.

»Vor zwei Stunden habe ich das vorläufige Ergebnis bekommen«, sagte Edgar. »Beweiskräftig wäre es noch nicht, aber ziemlich eindeutig. Die Haare entsprechen denen, die uns vor anderthalb Jahren geschickt wurden.« Er brach ab und schluckte. »Es sind Taras Haare.«

Ich hörte die Worte, begriff sie aber nicht. Aus irgendeinem Grund schüttelte ich ablehnend den Kopf. »Vielleicht haben sie sie nur aufbewahrt, als sie die anderen ...«

»Nein. Man kann auch das Alter bestimmen. Diese Haare stammen von einem etwa zweijährigen Kind.«

Ich glaube, ich hatte das schon gewusst. Als ich sie sah, hatte ich gesehen, dass es sich nicht um die feinen Babyhaare meiner Tochter handelte. Die konnte sie nicht mehr haben. Sie hätte jetzt kräftigere, dunklere Haare ...

Edgar reichte mir einen Zettel. Noch immer wie benebelt nahm ich ihn entgegen. Die Vorderseite sah genauso aus wie die, die wir vor achtzehn Monaten bekommen hatten. Auf der Zeile über dem Knick stand:

WOLLEN SIE EINE LETZTE CHANCE?

Ich verspürte einen Schlag in der Brust. Edgars Stimme klang wie aus weiter Ferne. »Wahrscheinlich hätte ich dir sofort Bescheid

sagen sollen, aber ich dachte, es wäre ein Schwindel. Carson und ich wollten dir nicht unnötig Hoffnung machen. Ich habe Freunde, die ganz schnell einen DNA-Test durchführen konnten. Wir hatten die Haare aus dem letzten Brief noch.« Er legte mir die Hand auf die Schulter. Ich rührte mich nicht.

»Sie lebt, Marc. Ich weiß nicht, wo oder warum, aber Tara lebt.«

Ich starrte weiter die Haare an. Tara. Es waren Taras Haare. Der Glanz, dieser weizengoldene Schimmer. Ich streichelte sie durch das Plastik. Ich wollte die Tüte öffnen, meine Tochter berühren, und ich hatte das Gefühl, mein Herz würde zerspringen.

»Sie wollen noch mal zwei Millionen Dollar. Sie warnen uns wieder davor, die Polizei einzuschalten - sie behaupten, sie hätten dort einen Informanten. Und sie haben wieder ein Handy für dich beigelegt. Das Geld ist bei mir im Wagen. Wir haben vielleicht noch vierundzwanzig Stunden. So viel Zeit haben sie uns für den DNA-Test gegeben. Du musst dich bereithalten.«

Endlich las ich die Forderung. Dann sah ich meinen Vater im Rollstuhl an. Er starrte immer noch gradeaus.

Edgar sagte: »Ich weiß, dass du mich für reich hältst. Das bin ich wohl auch. Aber nicht so, wie du glaubst. Ich arbeite mit Fremdkapital, und ...«

Ich sah ihn an. Seine Augen waren weit aufgerissen. Ihm zitterten die Hände.

»Ich will nur sagen, dass ich nicht mehr so viel Bargeld flüssig machen kann. Ich bin kein Goldesel. Das ist das Ende der Fahnenstange.«

»Ich bin überrascht, dass du das überhaupt tust«, sagte ich.

Ich sah sofort, dass meine Worte ihn verletzten. Ich wollte sie zurücknehmen, aber irgendwie ließ ich es dann doch. Wieder sah ich zu meinem Vater hinüber. Sein Gesicht war versteinert, aber - ich sah genauer hin - auf seiner Wange glitzerte eine

Träne. Das hatte nicht viel zu sagen. Dad war schon früher ohne erkennbaren Grund in Tränen ausgebrochen. Für mich war das kein Zeichen.

Und dann folgte ich seinem Blick, ohne recht zu wissen, warum. Ich schaute über das Fußballfeld, am Tor und an zwei Frauen mit Babyjoggern vorbei bis zur fast hundert Meter entfernten Straße.

Mir rutschte das Herz in die Hose. Auf dem Gehweg stand, die Hände in den Taschen und den Blick starr auf mich gerichtet, ein Mann in einem Flanellhemd, schwarzen Jeans und einer Yankees-Baseballkappe.

Ich konnte nicht sagen, ob es derselbe Mann war. Rot-schwarz karierte Flanellhemden sind nicht direkt selten. Und vielleicht bildete ich es mir auch ein - schließlich war er ziemlich weit weg -, aber ich glaube, er lächelte mir zu. Ich zitterte am ganzen Körper.

Edgar sagte: »Marc?«

Ich hörte ihn kaum. Ich stand auf und ließ den Mann nicht aus den Augen. Anfangs blieb er einfach stehen. Ich rannte auf ihn zu.

»Marc?«

Aber ich wusste, dass ich richtig lag. Eine solche Situation vergisst man nicht. Man schließt die Augen und sieht ihn vor sich. Er bleibt bei einem. Man sehnt einen Moment wie diesen herbei. Das war mir klar. Und mir war auch klar, was eine solche Sehnsucht heraufbeschwören kann. Trotzdem rannte ich direkt auf ihn zu. Weil ich mir sicher war. Ich wusste, wer der Mann war.

Ich war noch ziemlich weit entfernt, als der Mann die Hand hob und mir zuwinkte. Ich rannte weiter, obwohl mir klar war, dass es vergebens sein würde. Ich hatte erst die halbe Strecke durch den Park geschafft, als ein weißer Lieferwagen vorfuhr.

Der Mann im Flanellhemd salutierte kurz und verschwand im Wagen.

Als ich die Straße erreichte, war von dem Lieferwagen nichts mehr zu sehen.

14

Die Zeit begann, Spielchen mit mir zu treiben. Sie ging an und aus. Verstrich erst schnell, stand dann fast still. Sie war klar erkennbar und verschwamm wieder. Doch das ging nicht lange so.

Der Arzt in mir übernahm die Kontrolle. Doktor Marc wusste, wie man die Lebensbereiche trennte. Das war mir bei der Arbeit immer viel leichter gefallen als im Privatleben. Diese Fähigkeit - trennen, gliedern, Distanz schaffen - hatte ich nie recht auf mein Privatleben übertragen können. Bei der Arbeit konnte ich das Übermaß an Emotionalität kanalisieren und in konstruktive Energie umsetzen. Zu Hause war mir das nie gelungen.

Doch diese Krise hatte eine Veränderung erzwungen. Die Trennung der Lebensbereiche war jetzt nicht mehr nur ein Wunsch, sondern überlebensnotwendig. Gefühlen nachzugeben, mich quälenden Zweifeln zu überlassen oder darüber nachzugröbeln, was es bedeutete, wenn ein Kind seit achtzehn Monaten vermisst wurde ... hätte mich gelähmt. Darauf hatten die Entführer vermutlich spekuliert. Sie wollten, dass ich daran zerbrach. Aber ich kann mit Druck umgehen. Unter Druck funktioniere ich am besten.

Ich weiß das. Und das brauchte ich jetzt auch. Die Schutzschilde gingen hoch. Ich konnte rational mit der Situation umgehen.

Erstens: Nein, diesmal würde ich die Polizei nicht einschalten.

Aber das bedeutete nicht, dass ich wehrlos herumsitzen musste.

Schon bevor Edgar mir die Tasche mit dem Geld überreicht hatte, war mir eine Idee gekommen.

*

Ich rief bei Cheryl und Lenny an. Es nahm keiner ab. Ich sah auf die Uhr. Viertel nach acht. Cheryls Handynummer hatte ich nicht, doch es war sowieso besser, das persönlich zu erledigen.

Ich fuhr zur Willard Elementary School und kam um fünf vor halb neun an. Ich parkte hinter einer Reihe Geländewagen und Minivans und stieg aus. Die Grundschule ist, wie so viele andere, ein einstöckiges Backsteingebäude mit Beton-Hintertreppe, dessen ursprünglicher Entwurf durch die vielen Anbauten unkenntlich geworden ist. Manche dieser Anbauten versuchen, den Gesamteindruck nicht zu zerstören, aber es gibt auch die anderen, meist zwischen 1968 und 1975 errichteten, pseudoglänzend, mit blauen Fenstern und eigenartigen Fliesen. Sie erinnern an postapokalyptische Gewächshäuser.

Die Kinder tobten wie immer auf dem Spielplatz herum. Der Unterschied war nur, dass die Eltern jetzt dabei blieben und auf sie aufpassten. Sie unterhielten sich, und als es läutete, vergewiserten sie sich, dass ihre Schützlinge sicher hinter den Backstein- oder Fliesenwänden verschwunden waren, ehe sie sich auf den Weg nach Hause oder zur Arbeit machten. Die Angst in den Augen der Eltern war mir zuwider, aber ich verstand sie. Sie wird ein steter Begleiter, sobald ein Kind das Licht der Welt erblickt. Sie lässt einen nie los. Mein Leben war ein Paradebeispiel dafür, warum das so war.

Cheryls blauer Chevy Suburban fuhr auf die Haltespur. Ich ging auf sie zu. Sie hatte Justin gerade aus seinem Kindersitz befreit, als sie mich sah. Justin gab ihr pflichtbewusst einen Kuss, was er wohl für selbstverständlich hielt, so wie es meiner Ansicht nach auch sein sollte, und rannte los. Cheryl sah ihm nach, als

fürchtete sie, er könnte auf dem kurzen, betonierten Weg plötzlich verschwinden. Kinder verstehen diese Angst nicht, aber das ist auch in Ordnung so. Es ist schon ohne diese zusätzliche Last schwer genug, ein Kind zu sein.

»Hey«, begrüßte Cheryl mich.

Ich erwiderte ihren Gruß. Dann sagte ich: »Ich brauche was von dir.«

»Was?«

»Rachels Telefonnummer.«

Cheryl war schon wieder an der Fahrertür. »Steig ein.«

»Mein Wagen steht da drüben.«

»Ich bring dich wieder her. Der Schwimmunterricht hat länger gedauert. Ich muss Marianne zur Schule bringen.«

Sie hatte bereits den Motor angelassen. Ich setzte mich auf den Beifahrersitz. Dann drehte ich mich um und lächelte Marianne an. Sie trug einen Kopfhörer und spielte an ihrem Gameboy Advance herum. Geistesabwesend winkte sie mir zu, ohne mich wirklich anzusehen. Ihre Haare waren noch nass. Conner saß neben ihr im Kindersitz. Das Auto roch nach Chlor, aber irgendwie hatte das fast etwas Anheimelndes. Ich wusste, dass Lenny das Fahrzeuginnere mit religiösem Eifer reinigte, aber man hat einfach keine Chance. In den Spalten zwischen den Sitzen steckten Pommes frites, und auf den Polstern lagen Krümel unbekannter Herkunft. Zu meinen Füßen lagen Bekanntmachungen der Schulen und kindliche Malereien, die mit dreckigen Gummistiefeln traktiert worden waren. Ich saß auf einer der kleinen Action-Figuren, die McDonald's den Happy Meals beilegt. Eine CD-Hülle mit dem Titel *Now That's What I Call Music 14* lag neben uns und versorgte ihre Besitzer mit dem Neuesten von Britney, Christina und irgendeiner Boygroup. Das Heckfenster war voller schmieriger Fingerabdrücke.

Die Kinder durften nur im Wagen mit dem Gameboy spielen,

nicht im Haus. Sie durften nie, unter keinen Umständen, Filme ansehen, die nicht für ihre Altersstufe zugelassen waren. Ich habe Lenny einmal gefragt, wie Cheryl und er solche Entscheidungen trafen, und er hat geantwortet: »Es geht gar nicht so sehr um den Inhalt der Regeln, sondern eher darum, dass es welche gibt.« Ich glaube, ich weiß, was er gemeint hat.

Cheryl sah auf die Straße. »Eigentlich stecke ich meine Nase ja nicht in Sachen, die mich nichts angehen.«

»Aber du willst wissen, was ich vorhabe.«

»Ja, wüsste ich gerne.«

»Und wenn ich's dir nicht erzählen will?«

»Vielleicht«, sagte sie, »ist es dann besser so.«

»Vertrau mir, Cheryl. Ich brauche die Nummer.«

Sie setzte den Blinker. »Rachel ist immer noch meine beste Freundin.«

»Okay.«

»Sie hat lange gebraucht, um über dich wegzukommen.« Sie zögerte.

»Ging mir genauso.«

»Stimmt. Hör zu, ich weiß nicht, wie ich das sagen soll. Es ist nur ... ein paar Dinge musst du wissen.«

»Zum Beispiel?«

Sie sah weiter auf die Straße und hielt das Lenkrad mit beiden Händen. »Du hast Lenny gefragt, warum wir dir nie erzählt haben, dass sie geschieden ist.«

»Das stimmt.«

Cheryl sah in den Rückspiegel, aber nicht auf den Verkehr, sondern auf ihre Tochter. Marianne schien tief in ihr Spiel versunken. »Sie ist nicht geschieden. Ihr Mann ist tot.«

Cheryl hielt vor der Middle School. Marianne nahm den Kopfhörer ab und glitt aus dem Auto. Auf den pflichtbewussten Kuss musste Cheryl diesmal verzichten, aber Marianne verab-

schiedete sich mit einem »Wiedersehen«. Cheryl legte den Gang wieder ein.

»Das tut mir Leid«, sagte ich, weil man so etwas in solchen Situationen nun einmal sagt. Fast hätte ich hinzugefügt - das Hirn funktioniert auf sehr eigenartige und oft sogar makabre Art -, hey, dann haben Rachel und ich ja noch etwas gemeinsam.

Und dann, als könnte sie Gedanken lesen, sagte Cheryl: »Er ist erschossen worden.«

Die unheimliche Parallele stand ein paar Sekunden zwischen uns. Ich schwieg.

»Die Details kenne ich nicht«, fuhr sie dann fort. »Er war auch beim FBI. Rachel war eine der hochrangigsten Frauen in der ganzen Behörde. Nach seinem Tod hat sie gekündigt. Sie ist nicht mehr ans Telefon gegangen, wenn ich bei ihr angerufen habe. Seit seinem Tod geht es ihr nicht gut.« Cheryl hielt hinter meinem Wagen. »Ich erzähle dir das, damit du eins begreifst. Seit euren gemeinsamen College-Tagen ist viel Zeit vergangen. Rachel ist nicht mehr die Frau, die du damals geliebt hast.«

Mit fester Stimme sagte ich: »Trotzdem brauche ich ihre Telefonnummer.«

Ohne weitere Worte holte Cheryl einen Kugelschreiber unter der Sonnenblende hervor, zog mit den Zähnen die Kappe ab und kritzelte die Nummer auf eine *Dunkin' Donuts*-Serviette.

»Danke«, sagte ich.

Als ich ausstieg, nickte sie mir nur kurz zu.

*

Ich zögerte nicht. Ich hatte mein Handy dabei. Ich stieg in meinen Wagen und wählte die Nummer. Rachel meldete sich mit einem zurückhaltenden: »Hallo?« Meine Worte waren ziemlich simpel.

»Ich brauche deine Hilfe.«

Fünf Stunden später fuhr Rachels Zug im Bahnhof von Newark ein.

Ich musste an all die alten Filme denken, in denen sich die Liebenden im Bahnhof trennen, den von unten heraufquellenden Dampf, das »Einsteigen bitte« des Schaffners, das Pfeifen der Lok, das Schnaufen, wenn die Räder anfangen, sich zu drehen, während sie sich winkend aus dem Fenster beugt und er auf dem Bahnsteig neben dem Waggon herläuft. Ich weiß nicht, wie ich darauf kam. Der Bahnhof von Newark ist ungefähr so romantisch wie ein Haufen Nilpferdscheiße mit Kopfläusen. Der Zug fuhr fast geräuschlos ein, und es lag nichts in der Luft, was man sehen oder riechen wollte.

Trotzdem spürte ich ein Zittern in meiner Brust, als Rachel ausstieg. Sie trug ausgebleichte Jeans und einen roten Rollkraggenpullover. Beim Aussteigen hob sie die Reisetasche über ihrer Schulter leicht an. Einen Augenblick lang starrte ich sie einfach nur an. Ich war gerade sechsunddreißig geworden. Rachel war fünfunddreißig. Wir hatten uns mit Anfang zwanzig getrennt. Und dann das ganze Erwachsenenleben kaum voneinander gehört. Komisch, wenn man so darüber nachdachte.

Von unserem Bruch habe ich schon erzählt. Ich versuche immer noch, hinter den eigentlichen Grund zu kommen, aber vielleicht war es auch ganz einfach: Wir waren jung. Wenn man jung ist, macht man Dummheiten. Man erfasst nicht sämtliche Auswirkungen seines Handelns, denkt nicht in größeren Zeiträumen. Jugendliche verstehen nicht, dass das Zittern in der Brust womöglich niemals aufhört.

Als mir heute klar geworden war, dass ich Hilfe brauchte, hatte ich sofort an Rachel gedacht. Und sie war gekommen.

Sie kam ohne zu zögern auf mich zu. »Alles klar?«

»Geht so.«

»Haben sie angerufen?«

»Noch nicht.«

Sie nickte und ging den Bahnsteig entlang. Sie klang sachlich. Auch sie hatte sich in die Rolle des Profis zurückgezogen. »Erzähl mir mehr über den DNA-Test.«

»Ich weiß nicht mehr.«

»Es ist also nicht eindeutig.«

»Doch. Es ist nicht beweiskräftig, aber sie scheinen sich ziemlich sicher zu sein.«

Rachel nahm ihre Tasche von der rechten und hängte sie auf die linke Schulter. Ich bemühte mich, mit ihr Schritt zu halten. »Wir müssen ein paar schwierige Entscheidungen treffen, Marc. Schaffst du das?«

»Ja.«

»Erstens: Bist du sicher, dass du nicht die Polizei oder das FBI einweihen willst?«

»Auf dem Zettel stand, sie haben einen Informanten.«

»Das ist wahrscheinlich Blödsinn«, sagte sie.

Wir gingen ein paar Schritte weiter.

»Beim letzten Mal habe ich sie informiert«, gab ich zu bedenken.

»Das heißt nicht, dass das falsch war.«

»Richtig war es aber bestimmt nicht.«

Sie wiegte abwägend den Kopf. »Du weißt nicht, was beim letzten Mal passiert ist. Vielleicht haben sie gesehen, dass dir jemand gefolgt ist. Vielleicht haben sie dein Haus beobachtet. Aber höchstwahrscheinlich hatten sie nie vor, dir deine Tochter zurückzugeben. Verstehst du?«

»Ja.«

»Und du willst die Polizei trotzdem nicht informieren?«

»Nein. Deshalb habe ich dich angerufen.«

Sie nickte und blieb stehen, wartete, dass ich ihr zeigte, in welche Richtung wir mussten. Ich deutete nach rechts. Sie ging weiter. »Und noch was«, sagte sie.

»Ja?«

»Wir dürfen diesmal nicht zulassen, dass sie das Tempo vorgeben. Wir müssen uns vergewissern, dass Tara am Leben ist.«

»Sie werden behaupten, dass die Haare das beweisen.«

»Und wir behaupten, dass die Tests kein eindeutiges Ergebnis gebracht haben.«

»Meinst du, die kaufen uns das ab?«

»Keine Ahnung. Wahrscheinlich nicht.« Mit hoch erhobem Kinn ging sie weiter. »Aber genau das meine ich mit schwierigen Entscheidungen. Der Kerl im Flanellhemd im Park? Das sind Psycho-Spielchen. Sie wollen dich verunsichern und schwächen. Sie wollen, dass du ihre Anweisungen auch diesmal blind befolgst. Tara ist dein Kind. Wenn du wieder einfach das Geld übergeben willst, ist das deine Entscheidung, aber ich rate dir davon ab. Sie sind schon einmal abgehauen. Warum sollten sie das nicht wieder tun?«

Wir gingen in die Tiefgarage. Ich gab dem Wärter mein Ticket. »Und was schlägst du vor?«, fragte ich.

»Erstens müssen wir auf einen direkten Austausch bestehen. Hier *haben Sie das Geld, rufen Sie nachher mal an* ist nicht drin. Wir kriegen deine Tochter, wenn sie das Geld kriegen.«

»Und wenn sie sich nicht darauf einlassen?«

Sie sah mich mit diesen Augen an. »Schwierige Entscheidungen. Klar?«

Ich nickte.

»Außerdem will ich eine vollständige elektronische Überwachung, damit ich immer auf dem Laufenden bin. Ich will dir eine Kamera mit Fiberglasoptik verpassen und wenn möglich sehen,

wie der Kerl aussieht. Wir sind zwar nur zu zweit, aber ein bisschen kann man trotzdem tun.«

»Und wenn sie das merken?«

»Und wenn sie einfach so wieder abhauen?«, gab sie Kontra. »Egal, was wir machen, ein Risiko gehen wir immer ein. Ich versuche, die Erfahrungen zu berücksichtigen, die ihr bei der ersten Übergabe gemacht habt. Ich kann dir nichts garantieren. Ich kann nur versuchen, unsere Chancen zu erhöhen.«

Der Wärter brachte den Wagen. Wir stiegen ein und fuhren den McCarter Highway hinauf. Plötzlich war Rachel ganz still. Die Jahre schmolzen dahin. Ich kannte diese Haltung. Von früher.

»Und was gibt's sonst?«, fragte ich.

»Nichts.«

»Rachel.«

Irgendetwas in meiner Stimme veranlasste sie, den Blick von mir abzuwenden. »Ein paar Sachen muss ich dir noch sagen.«

Ich wartete.

»Ich habe mit Cheryl gesprochen«, begann sie. »Ich weiß, dass sie dir das meiste erzählt hat. Du weißt, dass ich nicht mehr fürs FBI arbeite.«

»Ja.«

»Ich kann also nur eingeschränkt tätig werden.«

»Das ist mir klar.« Sie lehnte sich zurück. Ihre Haltung änderte sich dadurch nicht. »Und was noch?«

»Du musst der Wahrheit ins Gesicht sehen, Marc.«

Wir hielten vor einer roten Ampel. Ich drehte mich zu ihr um und sah sie an - sah sie zum ersten Mal richtig an. Noch immer lag jener goldene Schimmer in den haselnussbraunen Augen. Ich weiß, dass sie schwere Zeiten durchgemacht hatte, aber in ihren Augen war nichts davon zu sehen.

»Die Chance, dass Tara noch lebt, ist minimal«, sagte sie.

»Aber der DNA-Test«, widersprach ich.

»Das klären wir später.«

»Klären?«

»Später«, wiederholte sie.

»Was soll das heißen? Sie stimmen überein. Edgar hat gesagt, die endgültige Bestätigung ist eine reine Formsache.«

»Später«, wiederholte sie mit eiserner Stimme. »Jetzt müssen wir erst einmal davon ausgehen, dass sie am Leben ist. Wir müssen die Lösegeldübergabe so angehen, als ginge es um ein gesundes, lebendiges Kind. Aber irgendwann musst du begreifen, dass es sich dabei um einen raffinierten Schwindel handeln könnte.«

»Wie kommst du darauf?«

»Das spielt keine Rolle.«

»Natürlich tut's das. Willst du sagen, die haben einen DNA-Test gefälscht?«

»Ich bezweifle es«, sagte sie. »Aber ausgeschlossen ist auch das nicht.«

»Wie sollen sie das gemacht haben? Die Haare stimmten überein.«

»Die Haare aus der ersten Sendung und der jetzigen stimmten überein?«

»Ja.«

»Aber«, wandte sie ein, »woher weißt du, dass die Haare aus der ersten Sendung - die, die du vor anderthalb Jahren bekommen hast - von Tara waren?«

Es dauerte einen Moment, bis ich den Sinn ihrer Worte erfasste.

»Habt ihr die erste Sendung je überprüfen lassen? Getestet, ob sie zu deinen Genen passen?«, fragte sie.

»Warum hätten wir das tun sollen?«

»Also weißt du nicht, ob die Entführer dir damals nicht Haare von einem anderen Kind geschickt haben?«

Ich versuchte, meine Gedanken zu ordnen. »Aber da lag ein

Stück von ihrem Strampelanzug dabei«, sagte ich. »Der rosafarbene mit den schwarzen Pinguinen. Wie erklärst du dir das?«

»Meinst du nicht, dass GAP mehr als einen davon verkauft hat? Pass auf, ich weiß noch nicht, wie das Ganze abgelaufen ist, also verzetteln wir uns nicht in hypothetischen Überlegungen. Konzentrieren wir uns lieber auf das, was wir hier und jetzt tun können.«

Ich lehnte mich zurück. Wir schwiegen. Ich fragte mich, ob es richtig gewesen war, sie anzurufen. Wir schleppten so viel überflüssigen Ballast mit uns herum. Aber im Endeffekt vertraute ich ihr. Wir mussten uns nur beide auf unsere Arbeit konzentrieren und die anderen Lebensbereiche davon abtrennen.

»Ich will nur meine Tochter zurückhaben«, sagte ich.

Rachel nickte, öffnete den Mund, als wollte sie etwas sagen, schwieg dann aber doch. Und dann riefen die Entführer an.

16

Lydia sah gern alte Fotos an.

Sie wusste nicht warum. Sie gaben ihr wenig Trost. Der Nostalgie-Faktor war auch nicht besonders groß. Heshy blickte nie zurück. Lydia schon. Die Gründe dafür konnte sie nicht recht in Worte fassen.

Dieses Foto war aufgenommen worden, als Lydia acht Jahre alt gewesen war. Es war ein altes Schwarz-Weiß-Filmbild aus der beliebten Sitcom *Family Laughs*. Sie war sieben Jahre lang gelaufen - von Lydias sechstem bis kurz vor ihrem dreizehnten Geburtstag. Der Star in *Family Laughs* war der ehemalige Filmheld Clive Wilkins gewesen, der den verwitweten Vater dreier bezaubernder Kinder gespielt hatte. Das waren die beiden Zwillinge Tod und Rod, die zu Anfang der Serie elf Jahre alt waren, und die

kleine Schwester mit dem hübschen Namen Trixie, ein kleiner Kobold, die von der unbezähmbaren Larissa Dane gespielt wurde. Ja, die Serie war mehr als süß gewesen. Das Fernsehen zeigt immer noch regelmäßig Wiederholungen.

Hin und wieder zeigt El *True Hollywood Story* eine Sendung über die Schauspieler, die in *Family Laughs* mitgespielt haben. Clive Wilkins war zwei Jahre nach Ende der Serie an Bauchspeicheldrüsenkrebs gestorben. Der Sprecher merkte an, dass Clive am Set *wie ein Vater* gewesen sei, was, wie Lydia wusste, kompletter Blödsinn war. Der Kerl hatte gesoffen und nach Tabak gestunken. Für eine Umarmung vor der Kamera hatte sie all ihre nicht unerheblichen jungen Schauspielkünste gebraucht, um den Brechreiz zu unterdrücken.

Jarad und Stan Frank, die beiden eineiigen Zwillinge, die Tod und Rod spielten, hatten nach dem Ende der Serie versucht, ins Musikgeschäft einzusteigen. In *Family Laughs* hatten sie eine heiße Garagenband mit einem Repertoire von Stücken gehabt, die von anderen stammten, von anderen gespielt wurden und für die man ihre Stimmen mit Effektgeräten und Synthesizern so veränderte, dass selbst Jarad und Stan, die den Ton nicht mal dann hätten halten können, wenn man ihn ihnen auf die Hand tätowiert hätte, an ihre Musikalität zu glauben begannen. Die Zwillinge gingen inzwischen auf die vierzig zu, hatten offensichtlich schon diverse Haartransplantationen hinter sich und redeten sich ein - obwohl sie immer behaupteten, *den Starrummel* satt zu haben -, dass sie demnächst ins Rampenlicht zurückkehren würden.

Doch die größte Attraktion der ganzen Geschichte, das ergreifende Rätsel der *Family Laughs*-Saga, ist das Schicksal der hinreißenden Pixie *namens Trixie*, Larissa Dane. Folgendes ist über sie bekannt: Im letzten Jahr der Serie ließen Larissas Eltern sich scheiden und kämpften mit allen Mitteln um ihr Geld. Ihr Vater

schoß sich schließlich eine Kugel in den Kopf. Ihre Mutter heiratete einen Heiratsschwindler, der mit dem Geld durchbrannte. Wie die meisten Kinderstars geriet Larissa Dane unverzüglich in Vergessenheit und auf die schiefe Bahn. Gerüchte erzählen von Promiskuität und Drogenmissbrauch, wobei - das war vor der großen Nostalgiewelle - sich eigentlich niemand besonders dafür interessierte. Mit fünfzehn nahm sie eine Überdosis und wäre fast gestorben. Sie kam in ein Sanatorium und verschwand danach spurlos, als hätte die Erde sie verschluckt. Niemand wusste, was aus ihr geworden war. Viele spekulierten, dass sie an einer zweiten Überdosis gestorben war.

Aber das stimmte natürlich nicht.

Heshy sagte: »Bist du bereit für den Anruf, Lydia?«

Sie antwortete nicht sofort. Lydia sah sich das nächste Foto an. Noch ein Filmbild aus *Family Laughs*, dieses Mal aus der fünften Staffel. Folge 112. Die kleine Trixie trug den Arm in Gips. Tod wollte eine Gitarre darauf malen. Vater passte das nicht. Tod protestierte: »Aber Daddy, ich zeichne sie nur, ich spiele nicht darauf, versprochen!« Vom Band johlte Gelächter. Die kleine Larissa hatte den Witz nicht verstanden. Die erwachsene Lydia verstand ihn auch nicht. Sie erinnerte sich jedoch noch, wie sie sich an jenem Tag den Arm gebrochen hatte. Eigentlich war es echter Kinderkram gewesen. Sie hatte herumgealbert und war die Treppe hinuntergefallen. Es hatte enorm wehgetan, doch sie mussten die Folge abdrehen. Also hatte der Studioarzt ihr eine Spritze mit Gott-weiß-was verpasst, und zwei Lohnschreiber hatten die Verletzung ins Drehbuch eingearbeitet. Sie war halb bewusstlos durch die Folge gewankt.

Aber bitte keine Geigen.

Lydia hatte Danny Partridges Buch gelesen. Sie hatte sich Willis' Gejammer in *Noch Fragen, Arnold?* angehört. Sie wusste alles über die verzweifelte Lage der Kinderstars, Missbrauch, ver-

schwundenes Geld und lange Arbeitstage. Sie hatte sämtliche Talkshows zu diesem Thema gesehen, sich alle Beschwerden angehört und die Krokodilstränen ihrer Kollegen und Kolleginnen mitbekommen - und die ganze Verlogenheit kotzte sie nur noch an.

Hier ist die Wahrheit über das Dilemma der Kinderstars. Nein, es geht nicht um Missbrauch, obwohl Lydia, als sie jung und dumm genug war, zu glauben, ein Therapeut könnte ihr helfen, dieser ihr immer wieder erzählte, sie würde »verdrängen«, dass sie aller Wahrscheinlichkeit nach von einem der Produzenten der Serie belästigt worden sei. Und auch die Versäumnisse der Eltern sind nicht für das verantwortlich, was aus Kinderstars wird - ebenso wenig wie umgekehrt der Druck, den die Eltern machen. Es liegt nicht am Mangel an Freunden, den langen Arbeitszeiten, den unterentwickelten Sozialisationsfähigkeiten, dem Chaos mit Lehrern und Ausbildern im Studio. Nein, das ist alles nicht das Entscheidende.

Es liegt ganz einfach daran, dass man nicht mehr im Rampenlicht steht.

Punktum. Alles andere sind Ausflüchte, weil niemand zugeben will, dass er so oberflächlich ist. Lydia hatte mit sechs angefangen, für die Serie zu arbeiten. Sie hatte fast keine Erinnerungen an die Zeit davor. Folglich erinnerte sie sich nur noch daran, dass sie ein Star war. Ein Star ist etwas Besonderes. Ein Star ist so etwas wie ein König. Ein Star ist das, was auf Erden einem Gott am nächsten kommt. Und Lydia hatte nie etwas anderes erlebt. Wir versuchen, unseren Kindern zu vermitteln, dass sie etwas Besonderes sind, aber für Lydia hatte es nie etwas anderes gegeben. Alle fanden sie hinreißend. Alle hielten sie für die perfekte Tochter, liebevoll und freundlich und genau im richtigen Maße frech. Wenn die Leute sie ansahen, lag eine eigenartige Sehnsucht in ihrem Blick. Sie wollten in ihrer Nähe sein, alles über sie erfahren, Zeit mit ihr verbringen und ihren Rocksäum berühren.

Und dann, eines Tages, puff- alles vorbei.

Ruhm macht noch schneller süchtig als Crack. Erwachsene, deren Ruhm vergeht - *One-Hit-Wonders* zum Beispiel -, geraten oft in einen Strudel von Depressionen, obwohl sie vorgeben, es berühre sie nicht. Sie wollen sich die Wahrheit nicht eingestehen. Ihr ganzes Leben ist eine Lüge, ein verzweifelter Kampf um eine weitere Dosis der mächtigsten Droge der Welt. Ruhm.

Diese Erwachsenen hatten gerade einmal kurz von dem süßen Nektar genippt, bevor er ihnen wieder entrissen wurde. Für einen Kinderstar jedoch war er die Muttermilch. Sie kennen nichts anderes. Sie können nicht verstehen, dass er vergänglich ist, dass er nicht ewig bestehen bleibt. So etwas kann man einem Kind nicht erklären. Man kann es nicht auf das Unvermeidliche vorbereiten. Lydia hatte nie etwas anderes als Vergötterung erlebt. Und dann ging der Scheinwerfer aus, praktisch über Nacht. Zum ersten Mal in ihrem Leben stand sie allein in der Dunkelheit.

Und das haut einen um.

Lydia wusste das jetzt. Heshy hatte ihr geholfen. Er hatte sie ein für alle Mal vom Stoff weggeholt. Sie hatte sich selbst Verletzungen zugefügt, herumgevägelt, hatte mehr Betäubungsmittel geschluckt und geschnupft, als man sich vorstellen konnte. Das hatte sie nicht getan, um vor irgendetwas zu fliehen. Für sie war es eine Möglichkeit, sich zu schlagen, irgendetwas oder irgendwen zu zerstören. Ihr Fehler war, wie sie nach einem wirklich grässlichen und gewalttätigen Vorfall in der Rehabilitation erkannt hatte, dass sie *sich selbst* zerstörte. Ruhm erhebt einen. Er macht die anderen kleiner. Warum um alles in der Welt tat sie dann derjenigen weh, die ganz oben stehen sollte? Warum tat sie nicht der erbärmlichen breiten Masse weh, denjenigen, die sie verehrt hatten, die ihr eine so berauschte Macht verliehen und die sich dann gegen sie gewandt hatten? Warum zerstörte sie

das überlegene Wesen, das doch damals all diese Lobpreisungen verdient hatte?

»Lydia?«

»Hmm?«

»Ich finde, wir sollten jetzt anrufen.«

Sie wandte sich Heshy zu. Sie waren sich in der Irrenanstalt begegnet, und es war sofort gewesen, als ob ihr Elend das des anderen erkannt und umarmt hätte. Heshy hatte sie gerettet, als zwei Pfleger sie zu Boden gedrückt hatten. Damals hatte er sie lediglich von ihr heruntergestoßen. Die Pfleger hatten sie bedroht, und sie hatten versprechen müssen, nichts zu erzählen. Doch Heshy wusste, dass man nur auf den richtigen Moment zu warten brauchte. Zwei Wochen später überfuhr er einen der Schläger mit einem geklauten Wagen. Als dieser verletzt am Boden lag, war Heshy rückwärts über seinen Kopf gefahren, hatte zurückgesetzt, den Reifen direkt am Halsansatz platziert und das Gaspedal durchgetreten. Einen Monat später wurde der zweite Schläger - der Leiter der Pflegeabteilung - tot in seiner Wohnung gefunden. Vier seiner Finger waren abgerissen. Nicht abgeschnitten oder zerquetscht, sondern abgedreht. Der Leichenbeschauer sah das an den verdrehten Fasern. Jemand hatte die Finger immer weiter herumgedreht, bis die Sehnen und der Knöchel schließlich nachgegeben hatten. Einer dieser Finger lag noch irgendwo bei Lydia im Keller.

Vor zehn Jahren waren sie zusammen abgehauen und hatten sich neue Namen zugelegt. Ihr Äußeres hatten sie gerade so sehr verändert, dass sie nicht mehr eindeutig zu erkennen waren. Sie hatten beide noch einmal ganz von vorne angefangen, Racheengel, verletzt, aber überlegen, erhaben über das Gesindel. Sie spürte keinen Schmerz mehr. Und wenn es doch einmal vorkam, hatte sie ein Ventil.

Sie hatten drei Wohnorte. Heshy wohnte angeblich in der

Bronx. Sie hatte eine Wohnung in Queens. Beide hatten Arbeitsplätze mit dazugehörigen Telefonnummern. Doch das war nur Show. Geschäftsadressen, wenn man so wollte. Keiner sollte erfahren, dass sie eigentlich ein Team waren, einander verbunden, ein Liebespaar. Vor vier Jahren hatte Lydia dieses hellgelbe Haus unter falschem Namen gekauft. Es hatte zwei Schlafzimmer, ein Bad und eine Gästetoilette. Die Küche, in der Heshy gerade saß, wirkte sehr hell und fröhlich. Das Haus lag an einem See in der Nordspitze von Morris County, New Jersey. Es war ein friedlicher Landstrich. Sie liebten die Sonnenuntergänge.

Lydia starrte noch immer die Bilder von Pixie Trixie an. Sie versuchte, sich zu erinnern, wie sie sich damals gefühlt hatte. Sie wusste nicht mehr viel. Heshy stand jetzt hinter ihr und wartete wie üblich geduldig. Manche Menschen würden Heshy und sie als kaltblütige Killer bezeichnen. Das war, wie Lydia schnell erkannt hatte, ein ziemlich unzutreffender Begriff. Noch so eine Hollywood-Schöpfung. Genau wie der Glanz von Pixie Trixie. Niemand begibt sich in dieses gewalttätige Geschäft, bloß um zu Geld zu kommen. Es gibt einfachere Wege, sich seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Man kann sich wie ein Profi benehmen. Man kann seine Gefühle im Zaum halten. Man kann sich sogar einreden, dass es nur ein Arbeitstag im Büro ist, doch wenn man sich selbst gegenüber ehrlich ist, begibt man sich auf die andere Seite von Recht und Gesetz, weil es einem Spaß macht. Lydia hatte das begriffen. Einem Menschen Schmerzen zuzufügen, ihn umzubringen, das Lebenslicht in seinen Augen zu trüben oder zum Verlöschen zu bringen ... nein, das brauchte sie nicht. Sie sehnte sich nicht danach, wie sie sich nach dem Rampenlicht gesehnt hatte. Aber, ja, zweifellos überkam sie dieser wohlige Schock, die unverkennbare Erregung, die Linderung ihres eigenen Schmerzes.

»Lydia?«

»Alles klar, Pu Bär.« Sie griff nach dem Handy mit der geklau-

ten Nummer und dem Verzerrer. Dann drehte sie sich um und sah Heshy an. Er war furchtbar hässlich, aber das sah sie nicht. Er nickte ihr zu. Sie schaltete den Sprachverzerrer ein und wählte die Nummer.

Als Lydia Marc Seidmans Stimme hörte, sagte sie: »Probieren wir's noch mal?«

17

Bevor ich das Telefon ans Ohr hob, legte Rachel ihre Hand auf meine. »Das ist eine Verhandlung«, sagte sie. »Einschüchterung und Bedrohung sind Verhandlungstechniken. Du musst standhaft bleiben. Wenn sie bereit sind, Tara freizulassen, werden sie auch flexibel sein.«

Ich schluckte und klappte das Handy auf. »Hallo.«

»Probieren wir's noch mal?«

Wieder diese Computerstimme. Mein Herz stockte kurz. Ich schloss die Augen und sagte: »Nein.«

»Wie bitte?«

»Ich will absolut sicher sein, dass Tara noch lebt.«

»Sie haben doch die Haarprobe bekommen, oder?«

»Ja.«

»Und?«

Ich sah Rachel an. Sie nickte. »Das Testergebnis war nicht eindeutig.«

»Gut«, sagte die Stimme. »Dann kann ich ja jetzt auflegen.«

»Warten Sie«, sagte ich.

»Ja?«

»Beim letzten Mal sind Sie weggefahren.«

»Richtig.«

»Woher soll ich wissen, dass Sie das nicht wieder tun?«

»Haben Sie diesmal die Polizei eingeschaltet?«

»Nein.«

»Dann brauchen Sie sich keine Sorgen zu machen. Ich sage Ihnen jetzt, was Sie tun sollen.«

»So läuft das nicht«, sagte ich.

»Was?«

Ich begann am ganzen Körper zu zittern. »Wir tauschen. Sie bekommen das Geld erst, wenn ich meine Tochter bekommen habe.«

»Sie sind in keiner guten Verhandlungsposition.«

»Ich bekomme meine Tochter.« Die Worte kamen langsam aus meinem Mund, als trügen sie eine schwere Last. »Und Sie bekommen Ihr Geld.«

»So läuft das nicht.«

»Doch«, widersprach ich so beherzt wie möglich. »Hier und jetzt ist Schluss. Ich will nicht, dass Sie wieder abhauen und hinterher noch mehr verlangen. Also organisieren wir einen Austausch und dann ist Schluss.«

»Dr. Seidman?«

»Ich höre.«

»Jetzt passen Sie mal genau auf.«

Das Schweigen dauerte zu lange. Es zernte an meinen Nerven.

»Wenn ich jetzt auflege, rufe ich in den nächsten achtzehn Monaten nicht wieder an.«

Ich schloss die Augen und wartete ab.

»Überlegen Sie sich, welche Auswirkungen das hätte. Wollen Sie nicht wissen, wo Ihre Tochter gewesen ist? Wollen Sie nicht wissen, was aus ihr geworden ist? Wenn ich jetzt auflege, werden Sie das weitere achtzehn Monate lang nicht erfahren.«

Mir war, als zöge sich ein stählerner Gürtel immer fester um meine Brust zusammen. Ich bekam keine Luft. Ich sah Rachel an. Sie erwiderte den Blick und drängte mich, hart zu bleiben.

»Wie alt wäre sie dann, Dr. Seidman? Ich meine, falls wir sie am Leben lassen?«

»Bitte.«

»Hören Sie mir zu?«

Ich kniff die Augen zusammen. »Ich will es nur genau wissen.«

»Wir haben Ihnen die Haarproben geschickt.«

»Ich bringe das Geld. Sie bringen meine Tochter. Sie bekommen das Geld, sobald ich sie gesehen habe.«

»Wollen Sie uns Bedingungen stellen, Dr. Seidman?«

Die Computerstimme hatte jetzt eine eigenartige Melodie.

»Es ist mir egal, wer Sie sind«, sagte ich. »Es ist mir egal, warum Sie das getan haben. Ich will nur meine Tochter zurück.«

»Dann übergeben Sie das Geld genau so, wie ich es Ihnen sage.«

»Nein«, sagte ich. »Nein, erst, wenn ich sicher bin.«

»Dr. Seidman?«

»Ja.«

»Auf Wiederhören.«

Und dann war die Leitung tot.

18

Die geistige Gesundheit hängt an einem dünnen Faden. Bei mir riss er.

Nein, ich schrie nicht los. Ganz im Gegenteil. Ich wurde unglaublich ruhig.

Ich nahm das Handy vom Ohr und sah es an, als hätte es sich dort gerade materialisiert, und ich hätte keine Ahnung, was das war.

»Marc?«

Ich sah Rachel an. »Sie haben aufgelegt.«

»Sie rufen wieder an«, sagte sie.

Ich schüttelte den Kopf. »Sie haben gesagt, nicht in den nächsten achtzehn Monaten.«

Rachel musterte mein Gesicht. »Marc?«

»Ja.«

»Du musst mir jetzt gut zuhören.«

Ich wartete.

»Du hast richtig gehandelt.«

»Danke. Jetzt geht es mir besser.«

»Ich habe einige Erfahrung mit solchen Fällen. Wenn Tara noch lebt und sie je vorgehabt haben, sie zurückzugeben, dann werden sie in diesem Punkt einlenken. Der einzige Grund, einen Austausch zu verweigern, wäre der, dass sie sie nicht zurückgeben wollen - oder nicht zurückgeben können.«

Nicht können. Der winzige Teil meines Hirns, der noch für Rationalität erreichbar war, verstand das. Ich dachte wieder an meine Ausbildung. Du musst die Lebensbereiche trennen. »Und was machen wir jetzt?«

»Wir bereiten uns weiter vor wie geplant. Ich habe genug Geräte bei mir. Wir verkabeln dich. Wenn sie wieder anrufen, sind wir so weit.«

Ich nickte dumpf. »Okay.«

»Können wir sonst noch irgendwas tun? Ist dir an der Stimme etwas aufgefallen? Fällt dir zu dem Mann im Flanellhemd noch irgendwas ein? Oder zu dem Lieferwagen? Oder sonst irgendwas?«

»Nein«, sagte ich.

»Am Telefon hast du etwas von einer CD gesagt, die du im Keller gefunden hast.«

»Ja.« Ich erzählte ihr die Geschichte von der CD und der MVD Startmeldung. Sie zog einen Block aus der Tasche und notierte sich ein paar Daten.

»Hast du die CD dabei?«

»Nein.«

»Macht nichts«, sagte sie. »Wir sind in Newark. Wir können einfach mal versuchen, etwas über diese MVD in Erfahrung zu bringen.«

19

Lydia hielt die Sig-Sauer P226 hoch.

»Hat mir gar nicht gefallen, wie das gelaufen ist«, meinte sie.

»Das hast du richtig gemacht«, sagte Heshy. »Wir steigen aus.

Das war's.«

Sie betrachtete die Pistole. Sie empfand das starke Bedürfnis, abzudrücken.

»Lydia?«

»Ich hab's gehört.«

»Wir haben das gemacht, weil es einfach ist.«

»Einfach?«

»Ja. Wir dachten, das ist schnelles Geld.«

»Viel Geld.«

»Stimmt«, sagte er.

»Wir können nicht so ohne weiteres aussteigen.«

Heshy sah, dass ihre Augen feucht waten. Es ging nicht ums Geld. Das wusste er. »Er quält sich auch so«, sagte er.

»Ich weiß.«

»Überleg doch mal, was du ihm gerade angetan hast«, drängte Heshy. »Wenn er nie wieder von uns hört, fragt er sich sein Leben lang, ob er was falsch gemacht hat, und gibt sich die Schuld.«

Sie lächelte. »Willst du mich scharf machen?«

Lydia kuschelte sich wie ein Kätzchen auf Heshys Schoß. Er schlang seine gewaltigen Arme um sie. Lydia beruhigte sich. Sie fühlte sich sicher und geborgen. Sie schloss die Augen. Dieses

Gefühl gefiel ihr. Und sie wusste - genau wie er -, dass es nicht von Dauer war. Dass es ihr nie reichen würde.

»Heshy?«

»Ja?«

»Ich will das Geld.«

»Ich weiß.«

»Und ich glaube, es wäre am besten, wenn er stirbt.«

Heshy zog sie an sich. »Dann stirbt er.«

20

Ich weiß nicht, wie ich mir das Büro von Most Valuable Detection vorgestellt hatte. Vielleicht eine Rauchglastür a la Sam Spade oder Philip Marlowe. Ein schmutziges, ausgebleichenes Backsteingebäude. Auf jeden Fall ein Haus ohne Fahrstuhl. Und eine dralle Sekretärin mit schlecht blondierten Haaren.

Doch das Büro von Most Valuable Detection hatte nichts von alledem. Das Gebäude war hell und freundlich; es stammte aus dem *Urban Renewal*-Programm zur Verbesserung des Wohnumfelds in New Jersey. Von der Renaissance Newarks höre ich immer wieder, sehe aber nichts davon. Es gibt zwar mehrere hübsche Bürogebäude - wie dieses zum Beispiel - und ein umwerfendes Performing Arts Center, das angenehmerweise so liegt, dass die Leute, die es sich leisten können, sich dort eine Veranstaltung anzusehen (das heißt die Leute, die nicht in Newark wohnen), es erreichen können, ohne, na ja, durch die Stadt fahren zu müssen. Doch diese eleganten Bauwerke sind Blumen inmitten eines Meers von Unkraut, einzelne Sterne am sonst tiefschwarzen Himmel. Sie ändern nichts am Grundton. Sie fügen sich nicht ein und färben nicht ab. Sie wahren Distanz. Ihre sterile Schönheit ist nicht ansteckend.

Wir stiegen aus dem Fahrstuhl. Ich hatte immer noch die Tasche mit den zwei Millionen Dollar dabei. Es war ein komisches Gefühl. Hinter einer Glaswand saßen drei Rezeptionistinnen mit Kopfhörern. Ihr Schreibtisch war erhöht. Wir sagten unsere Namen in eine Gegensprechanlage. Rachel zeigte eine Karte, die sie als ehemalige FBI-Agentin auswies. Der Summer wurde gedrückt.

Rachel stieß die Tür auf. Ich folgte ihr. Ich fühlte mich leer, ausgehöhlt, aber ich funktionierte. Der Schreck über das, was geschehen war - die Unterbrechung des Telefongesprächs -, war so groß, dass ich nicht hilflos und gelähmt war, sondern mich in einem eigenartigen Zustand der Konzentration befand. Wieder muss ich diese Situation mit dem Operationssaal vergleichen. Wenn ich dort arbeite, fällt die Außenwelt von mir ab, sobald ich durch die Tür trete. Ich hatte einmal einen Patienten, einen sechsjährigen Jungen, bei dem eine nicht allzu ausgeprägte Gaumenspalte geschlossen werden musste. Es war eine Routineoperation. Auf dem Tisch setzten seine Vitalfunktionen plötzlich aus. Sein Herz blieb stehen. Ich geriet nicht in Panik. Ich geriet in eine Konzentration, die mit meiner jetzigen durchaus vergleichbar war. Der Junge kam durch.

Den Ausweis immer noch in der Hand, erklärte Rachel, dass wir mit einem der Verantwortlichen sprechen wollten. Die Rezeptionistin lächelte und nickte, so wie Menschen es tun, wenn sie nicht zuhören. Sie nahm auch den Kopfhörer nicht ab. Ihre Finger drückten ein paar Knöpfe. Eine andere Frau erschien. Sie führte uns einen Flur entlang in ein Büro.

Im ersten Moment wusste ich nicht, ob wir einem Mann oder einer Frau gegenüberstanden. Auf dem bronzenen Namensschild stand *Conrad Dorfman*. Schlussfolgerung: ein Mann. Er erhob sich theatralisch. Er war zu schlank und trug einen taillierten blauen Anzug mit breiten Nadelstreifen, wie in *Guys and Dolls*. Durch den Abnäher an der Hüfte bauschte sich der Anzug fast

wie ein Rock. Er hatte dünne Pianistenfinger. Sein Haar war an den Kopf geklatscht wie das von Julie Andrews in Victor/Victoria, und sein Gesicht hatte diese fleckige Glätte, die ich normalerweise auf eine kosmetische Grundierung zurückführe.

»Bitte«, sagte er mit gekünstelter Stimme. »Mein Name ist Conrad Dorfman. Ich bin stellvertretender Geschäftsführer von MVD.« Wir schüttelten uns die Hände. Er hielt meine einen Moment zu lange fest, legte die freie Linke beim Schütteln über die beiden Rechten und sah uns dabei aufmerksam in die Augen. Conrad forderte uns auf, Platz zu nehmen. Das taten wir. Er fragte, ob wir eine Tasse Tee wollten. Rachel, die die Gesprächsführung übernahm, bejahte.

Wir plauderten noch etwas. Conrad stellte Rachel ein paar Fragen über ihre Zeit beim FBI. Rachel antwortete unbestimmt. Sie gab zu verstehen, dass sie auch als Privatdetektivin arbeitete und sich daher kollegiales Wohlwollen erhoffte. Ich sagte nichts und ließ sie machen. Es klopfte. Die Frau, die uns durch den Flur geleitet hatte, öffnete die Tür und schob einen silbernen Teewagen herein. Conrad schenkte Tee ein. Rachel kam zum Thema.

»Wir hatten gehofft, dass Sie uns helfen können«, sagte Rachel. »Dr. Seidmans Frau war eine Ihrer Klientinnen.«

Conrad Dorfman konzentrierte sich auf den Tee. Er benutzte einen dieser angesagten Filtereinsätze. Sorgfältig fischte er ein paar Teeblätter heraus und goss langsam ein.

»Sie haben ihr eine CD übergeben, deren Inhalt durch ein Passwort geschützt ist. Wir müssen wissen, was auf dieser CD ist.«

Conrad reichte erst Rachel, dann mir eine Tasse Tee. Er lehnte sich zurück und trank einen langen Schluck. »Tut mir Leid«, sagte er. »Ich kann Ihnen nicht helfen. Das Passwort wird vom Klienten eingerichtet.«

»Die Klientin ist tot.«

Conrad Dorfman ließ sich nicht aus der Ruhe bringen. »Das ändert eigentlich nichts an der Sachlage.«

»Ihr Mann ist der nächste Verwandte. Damit gehört die CD ihm.«

»Dazu kann ich nichts sagen«, sagte Conrad. »Im Erbrecht kenne ich mich nicht aus. Aber wir haben darauf keinen Einfluss. Wie gesagt richtet der Klient das Passwort alleine ein. Es ist möglich, dass wir ihr die CD gegeben haben - das kann ich zu diesem Zeitpunkt wirklich weder bestätigen noch verneinen -, aber selbst wenn sie von uns ist, haben wir keine Ahnung, was sie als Passwort eingegeben hat.«

Rachel wartete einen Moment. Sie sah Conrad Dorfman an. Er erwiderte ihren Blick, schaute dann aber zuerst weg. Er nahm seine Tasse und trank einen weiteren Schluck Tee. »Können wir feststellen, aus welchem Grund sie ursprünglich zu Ihnen gekommen ist?«

»Ohne gerichtliche Verfügung? Nein, ich denke nicht.«

»Ihre CD«, sagte Rachel. »Die hat doch eine Hintertür.«

»Wie bitte?«

»Jede Firma hat eine«, sagte sie. »Die Informationen verschwinden nicht für alle Ewigkeit. Ihre Firma programmiert ein eigenes Passwort ein, damit ihre Leute auf die Daten zugreifen können.«

»Ich weiß nicht, was Sie meinen.«

»Ich war beim FBI, Mr Dorfman.«

»Und?«

»Ich kenne mich mit solchen Dingen aus. Ich muss Sie bitten, meine Intelligenz nicht übermäßig in Zweifel zu ziehen.«

»Das war nicht meine Absicht, Ms Mills. Aber ich kann Ihnen einfach nicht helfen.«

Ich sah Rachel an. Sie schien ihre Möglichkeiten abzuwägen. »Ich habe immer noch Freunde, Mr Dorfman. Beim FBI. Wir können Fragen stellen. Wir können herumstochern. Das FBI ist

nicht unbedingt ein Freund der Privatdetektive. Das wissen Sie. Ich will keinen Arger machen. Ich will nur wissen, was auf der CD ist.«

Dorfman stellte seine Tasse ab. Er zupfte an seinen Fingern herum. Es klopfte, und dieselbe Frau öffnete die Tür. Sie winkte Conrad Dorfman zu sich. Er erhob sich - wieder zu theatralisch - und sprang förmlich durchs Zimmer zur Tür. »Wenn Sie mich einen Moment entschuldigen würden.«

Als er das Büro verließ, sah ich Rachel an. Sie drehte sich nicht zu mir um. »Rachel?«

»Warten wir einfach ab, wie's läuft, Marc.«

Aber eigentlich war schon alles gelaufen. Conrad kam zurück. Er durchquerte das Büro, stellte sich neben Rachel und wartete darauf, dass sie zu ihm aufblickte. Sie verweigerte ihm den Triumph.

»Unser Geschäftsführer, Malcolm Deward, ist selbst ein ehemaliger FBI-Agent. Haben Sie das gewusst?«

Rachel antwortete nicht.

»Während wir uns unterhalten haben, hat er ein paar Telefonate geführt.« Conrad wartete. »Ms Mills?«

Endlich sah Rachel zu ihm auf. »Was Sie hier von sich geben, sind leere Drohungen. Sie haben keine Freunde beim FBI. Leider sieht das bei Mr Deward anders aus. Verlassen Sie sofort mein Büro.«

21

Ich sagte: »Was war das denn?«

»Ich hab dir doch gesagt, dass ich keine Agentin mehr bin.«

»Was ist passiert, Rachel?«

Sie blickte weiter nach vorne. »Du warst lange nicht Teil meines Lebens.«

Mehr gab es dazu nicht zu sagen. Rachel fuhr. Ich hatte das Handy in der Hand und versuchte wieder, es kraft meines Willens zum Klingeln zu bringen. Als wir an meinem Haus ankamen, hatte die Abenddämmerung sich herabgesenkt. Wir gingen hinein. Ich überlegte, ob ich Tickner oder Regan anrufen sollte, doch was sollte das jetzt noch bringen?

»Wir müssen die DNA testen lassen«, sagte Rachel. »Meine Theorie mag unlogisch klingen, aber dass sie deine Tochter so lange als Geisel behalten haben, klingt auch nicht logischer.«

Also rief ich Edgar an. Ich erzählte ihm, dass wir die Haare noch ein paar zusätzlichen Tests unterziehen wollten. Er hatte nichts dagegen. Ich legte auf, ohne ihm mitzuteilen, dass ich die Übergabe bereits gefährdet hatte, indem ich eine ehemalige FBI-Agentin zu Hilfe gerufen hatte. Je weniger darüber gesprochen wurde, desto besser. Rachel rief einen Bekannten an, der die Haare von Edgar und eine Blutprobe von mir abholen sollte. Er hätte ein privates Labor, sagte sie. Innerhalb von vierundzwanzig bis achtundvierzig Stunden würden wir mehr erfahren. Für die Lösegeldübergabe wäre das allerdings vermutlich zu spät.

Ich ließ mich auf einen Stuhl im Wohnzimmer sinken. Rachel setzte sich auf den Boden. Sie öffnete ihre Tasche und holte Drähte und jede Menge elektronische Apparate heraus. Als Chirurg bin ich ziemlich geschickt mit den Händen, aber mit High-Tech-Geräten bin ich eine Niete. Sie breitete den Inhalt der Tasche vorsichtig und mit höchster Konzentration auf dem Teppich aus. Wieder musste ich daran denken, dass sie während der Collegezeit dasselbe mit Lehrbüchern getan hatte. Sie griff in die Tasche und zog eine Rasierklinge heraus.

»Die Geldtasche?«, sagte sie.

Ich reichte sie ihr. »Was hast du vor?«

Sie öffnete sie. Das Geld war gebündelt. Hundertdollarnoten. Fünfzig Scheine pro Bündel. Vierhundert Bündel. Sie nahm

eins davon und zog behutsam die Scheine heraus, ohne die Banderole zu zerreißen. Wie bei einem Kartenspiel hob sie ein paar Scheine ab.

»Was machst du da?«, wollte ich wissen.

»Ich schneide ein Loch rein.«

»In das Geld?«

»Ja.«

Dazu benutzte sie das Rasiermesser. Sie schnitt einen etwa vier Zentimeter großen Kreis in den gut einen halben Zentimeter dicken Stapel. Dann nahm sie ein schwarzes Gerät von etwa derselben Größe vom Boden und steckte es in das Loch. Schließlich legte sie den Rest des Stapels darauf und schob das Bündel wieder in die Banderole zurück. Das Gerät war vollkommen im Geldbündel verschwunden.

»Ein Q-Logger«, erläuterte sie. »Das ist ein GPS Gerät.«

»Wenn du es sagst.«

»GPS heißt Global Positioning System. Einfach ausgedrückt wird es uns verraten, wo das Geld ist. Ich baue auch noch einen ins Futter der Tasche, aber das kennen die meisten Kriminellen. Normalerweise packen sie das Geld sofort in eine eigene Tasche um. Aber bei den vielen Scheinen werden sie nicht die Zeit haben, jedes Bündel zu durchsuchen.«

»Wie klein kann man die machen?«

»Die Q-Logger?«

»Ja.«

»Es gibt noch dünnere, das Problem ist allerdings die Stromversorgung. Man braucht eine Batterie. Und damit kommen sie für uns nicht in Frage. Ich brauche ein Signal, das man mindestens fünfzehn Kilometer weit empfangen kann. Der hier schafft das.«

»Und wohin wird es übertragen?«

»Du meinst, womit ich die Bewegungen verfolge?«

»Ja.«

»Meistens nimmt man einen Laptop, aber das Neueste ist das hier.« Rachel hob ein Gerät hoch, das ich aus der Medizin nur allzu gut kannte. Genau genommen glaube ich, ich bin der einzige Arzt auf der Welt, der keinen hat.

»Ein Palm Organizer?«

»Mit spezieller Verfolgungs-Software. Ich hab ihn immer dabei, wenn ich unterwegs bin.« Sie machte sich wieder an die Arbeit.

»Und was ist das andere alles?«, erkundigte ich mich.

»Überwachungsausrüstung. Ich weiß nicht, was ich davon brauchen kann, aber ich würde gern einen Q-Logger in deinen Schuh einbauen. Und eine Kamera an deinen Wagen. Ich will noch ausprobieren, ob wir dir eine Fiberglasoptik verpassen können, aber das ist schon ein bisschen riskanter.« Sie ordnete die Ausrüstung, konzentrierte sich wieder ganz auf ihre Tätigkeit. Als sie wieder sprach, blickte sie zu Boden. »Ich wollte dir noch was sagen.«

Ich beugte mich zu ihr.

»Erinnerst du dich noch an die Scheidung meiner Eltern?«, fragte sie.

»Ja, klar.« Das war, als wir uns gerade kennen gelernt hatten.

»Obwohl wir uns so nahe gestanden haben, haben wir nie darüber gesprochen.«

»Ich hatte den Eindruck, dass du das nicht wolltest.«

»Wollte ich auch nicht«, erwiderte sie hastig.

Genau wie ich, dachte ich. Ich war egoistisch. Wir waren angeblich zwei Jahre lang ineinander verliebt gewesen - und trotzdem habe ich ihr nie auch nur einen Anstoß gegeben, sich mir in diesem Punkt anzuvertrauen. Es war mehr als ein vager *Eindruck* gewesen, der mich davon abgehalten hatte, danach zu fragen. Ich hatte gewusst, dass sie aus dieser Zeit ein dunkles, unglückliches Geheimnis mit sich herumtrug. Ich wollte nicht daran rühren, es

nicht aufschrecken, wollte nicht, dass womöglich etwas zu Tage trat, das sich gegen mich richtete.

»Mein Vater war schuld.«

Beinahe hätte ich so etwas Dummes gesagt wie: »An so etwas ist niemand schuld« oder: »Man kann das aus verschiedenen Blickwinkeln sehen«, aber dank eines plötzlichen Anflugs von gesundem Menschenverstand hielt ich meine Zunge im Zaum. Rachel sah noch immer zu Boden. »Mein Vater hat meine Mutter zugrunde gerichtet. Ihre Seele kaputtgemacht. Willst du wissen, wie?«

»Ja.«

»Er hat sie betrogen.«

Sie sah mir in die Augen. Ich wandte den Blick nicht ab. »Es war ein selbstzerstörerischer Kreislauf«, sagte sie. »Er betrog sie, sie hat's gemerkt, er hat geschworen, dass er es nie wieder tut. Aber dann hat er's doch immer wieder getan. Das hat an meiner Mutter genagt und sie zerfressen.« Rachel schluckte und wandte sich wieder ihren High-Tech-Spielzeugen zu. »Als ich in Italien war und gehört habe, dass du mit einer anderen ...«

Mir gingen tausend verschiedene Dinge durch den Kopf, die ich hätte sagen können, doch sie waren alle bedeutungslos. Genau wie das, was sie mir erzählte, ehrlich gesagt. Es erklärte zwar vieles, aber es war ganz eindeutig ein bisschen spät. Ich blieb sitzen, rührte mich nicht von der Stelle.

»Es war eine Überreaktion«, sagte sie.

»Wir waren jung.«

»Ich wollte nur ... Ich hätte dir das damals sagen müssen.«

Sie hielt mir die ausgestreckte Hand entgegen. Ich wollte etwas sagen, hielt dann jedoch inne. Zu schnell. Das ging mir zu schnell. Seit dem Anruf mit der Lösegeldforderung waren erst sechs Stunden vergangen. Die Sekunden tickten mit einem dröhnenden, stechenden Geräusch in meiner Brust dahin.

Ich sprang auf, als das Telefon klingelte, aber es war das nor-

male Festnetztelefon, nicht das Handy der Entführer. Ich nahm den Hörer ab. Lenny war am Apparat.

»Was ist los«, fragte er ohne Vorrede.

Ich sah Rachel an. Sie schüttelte den Kopf. Ich nickte, um ihr zu verstehen zu geben, dass ich sie verstanden hatte. »Nichts«, sagte ich.

»Deine Mutter hat mir erzählt, dass du Edgar im Park getroffen hast.«

»Mach dir keine Sorgen.«

»Der alte Schweinehund wird dich bescheißen, das ist dir doch klar?«

Über Edgar Portman konnte man mit Lenny nicht vernünftig reden. Im Übrigen konnte er durchaus Recht haben. »Ich weiß.«

Wir schwiegen.

»Du hast Rachel angerufen«, sagte er.

»Ja.«

»Warum?«

»Nicht weiter wichtig.«

Wieder schwiegen wir. Dann sagte Lenny: »Du verheimlichst mir was, stimmt's?«

»Wie ein schlecht sitzendes Toupet.«

»Ja, schon okay. Hey, geht das mit dem Racquetball morgen früh klar?«

»Das muss ich wohl absagen.«

»Kein Problem. Marc?«

»Ja?«

»Wenn du mich brauchst ...«

»Danke, Lenny.«

Ich legte auf. Rachel war mit ihren elektronischen Geräten beschäftigt. Was sie gesagt hatte, war inzwischen verklungen, hatte sich in Rauch aufgelöst. Sie blickte auf und sah etwas in meinem Gesicht.

»Marc?«

Ich sagte nichts.

»Wenn deine Tochter noch lebt, holen wir sie nach Hause. Versprochen.«

Und zum ersten Mal war ich nicht sicher, ob ich ihr glauben konnte.

22

Special Agent Tickner starrte auf den Bericht hinunter.

Der Entführungs- und Mordfall Seidman war schon fast ganz unten im Ablagestapel verschwunden. Das FBI hatte sich in den letzten Jahren andere Prioritäten gesetzt. An erster Stelle stand der Terrorismus. An zweiter bis zehnter, na ja, Terrorismus. Mit dem Seidman-Fall hatte er sowieso nur zu tun gehabt, weil es sich um eine Entführung zu handeln schien. Im Gegensatz zu dem, was man im Fernsehen sieht, ist die örtliche Polizei meist sehr an einer Beteiligung des FBI interessiert. Die haben die Mittel und das Know-how. Wenn man sie zu spät ruft, kann das Menschenleben kosten. Regan war klug genug gewesen, nicht lange zu warten.

Doch als die Sache mit der Entführung dann - und er hasste es, dieses Wort dafür zu verwenden - *geklärt* war, bestand Tickners Arbeit (zumindest inoffiziell) vor allem darin, sich zurückzuziehen und den Fall der örtlichen Polizei zu überlassen. Er ging ihm noch oft durch den Kopf - den Anblick eines Babystrampfers in so einer Hütte vergisst man nicht so schnell -, aber er hatte sich keine weitergehenden Gedanken darüber gemacht.

Bis vor fünf Minuten.

Zum dritten Mal las er den kurzen Bericht. Er versuchte nicht, daraus schlau zu werden. Dafür war das Ganze zu schräg. Er suchte

nach irgendeinem Anhaltspunkt, nach irgendeinem Dreh, der ihn weiterbrachte. Ihm fiel nichts ein.

Rachel Mills. Was hatte die damit zu tun?

Ein junger Untergebener - Tickner konnte sich nicht merken, ob er Kelly oder Fitzgerald hieß, auf jeden Fall war es irgendwas Irisches - stand vor seinem Schreibtisch und wusste nicht, wohin mit seinen Händen. Tickner lehnte sich zurück und schlug die Beine übereinander. Er klopfte mit dem Kugelschreiber an seine Unterlippe.

»Es muss eine Verbindung zwischen ihnen geben«, sagte er zu Sean oder Patrick.

»Sie hat sich als Privatdetektivin ausgegeben.«

»Hat sie eine Lizenz?«

»Nein, Sir.«

Tickner schüttelte den Kopf. »Da steckt mehr dahinter. Überprüfen Sie die Telefonrechnungen, treiben Sie irgendwelche Freunde auf, und so weiter. Gehen Sie's für mich durch.«

»Ja, Sir.«

»Und rufen Sie noch mal bei dieser Detektei an. MVD. Sagen Sie denen, ich bin unterwegs.«

»Ja, Sir.«

Der irische Junge ging. Tickner starrte ins Leere. Er hatte zusammen mit Rachel seine Ausbildung in Quantico absolviert. Sie hatten denselben Mentor gehabt. Tickner überlegte, was er jetzt tun sollte. Er vertraute bei weitem nicht allen Beamten bei den örtlichen Polizeidienststellen, aber Regan mochte er. Er war gerade so schräg, dass er eine Hilfe sein könnte. Er nahm den Hörer ab und wählte Regans Handynummer.

»Detective Regan?«

»Lange nichts von Ihnen gehört.«

»Ah, FBI-Agent Tickner. Tragen Sie immer noch Ihre Sonnenbrille?«

»Kraulen Sie sich immer noch den Unterlippenbart - äh, nebst ein paar anderen Dingen?«

»Ja. Und vielleicht.«

Tickner hörte Sitar Musik im Hintergrund. »Sind Sie beschäftigt?«

»Absolut nicht. Ich habe meditiert.«

»Wie Phil Jackson?«

»Genau. Nur diese verdammten Meisterschaftsringe habe ich nicht. Sie sollten mir mal Gesellschaft leisten.«

»Ja. Das schreib ich mir auf die Liste der Dinge, die ich mir auf keinen Fall entgehen lassen darf.«

»Sie wären auf jeden Fall entspannter, Agent Tickner. Ich höre gewaltigen Stress in Ihrer Stimme.« Dann fuhr er fort: »Ich vermute, Sie haben einen Grund, mich anzurufen.«

»Erinnern Sie sich noch an unseren Lieblingsfall?«

Nach einer seltsamen Pause antwortete Regan: »Ja.«

»Seit wann haben wir keine neuen Erkenntnisse mehr dazu?«

»Ich glaube, wir hatten noch nie irgendwelche neuen Erkenntnisse.«

»Nun, vielleicht haben wir sie jetzt.«

»Ich höre.«

»Wir haben gerade einen eigenartigen Anruf von einem ehemaligen FBI-Agenten bekommen. Der Mann heißt Deward und arbeitet in Newark als Privatdetektiv.«

»Und?«

»Wie es aussieht, hat unser Freund Dr. Seidman ihm heute einen Besuch abgestattet. Und er hatte eine ganz spezielle Freundin dabei.«

*

Lydia färbte sich die Haare schwarz - um in der Nacht nicht so aufzufallen.

Der Plan war äußerst simpel.

»Wir versichern uns, dass er das Geld hat«, erklärte sie Heshy.

»Dann bring ich ihn um.«

»Sicher?«

»Hundertprozentig. Und das Schöne daran ist, dass der Mord automatisch mit dem ursprünglichen Überfall in Verbindung gebracht wird.« Lydia lächelte ihm zu. »Selbst wenn was schief geht, wird man uns nicht damit in Verbindung bringen.«

»Lydia?«

»Ist was?«

Heshy zuckte die gewaltigen Schultern. »Meinst du nicht, es wäre besser, wenn ich ihn umbringe?«

»Ich schieße besser, Pu Bär.«

»Aber ...«, er zögerte, zuckte noch einmal die Schultern, »... ich brauche keine Waffe.«

»Du willst mich nur beschützen«, meinte sie.

Er antwortete nicht.

»Wie süß von dir.« Das war es wirklich. Doch sie wollte es unter anderem selbst tun, um ihn zu schützen. Heshy war viel verletzlicher als sie. Lydia machte sich keine Sorgen darum, dass man sie erwischen könnte. Zum Teil lag das an ihrem klassisch übersteigerten Selbstvertrauen. Erwischt werden die Dummen, nicht die Klugen und Vorsichtigen. Aber mehr noch wusste sie, dass sie niemals verurteilt werden würde, selbst wenn man sie schnappen sollte. Abgesehen davon, dass sie aussah wie das hübsche Mädchen von nebenan, was ohne Zweifel von Nutzen wäre, würde kein Ankläger gegen die weinerliche Oprahisierung ihres Falles ankommen. Lydia würde ihre »tragische« Vergangenheit heraufbeschwören. Sie würde alle möglichen Misshandlungen anführen. Sie würde in Talkshows weinen. Sie würde über die verzweifelte Lage von Kinderstars reden, über das Unglück, das ihr widerfahren war, indem man sie in die Rolle der Pixie Trixie

gedrängt hatte. Sie würde hinreißend, leidend und unschuldig aussehen. Und die Öffentlichkeit - ganz zu schweigen von der Jury - würde alles begierig aufsaugen.

»Ich glaube, es ist besser so«, sagte sie. »Wenn du auf ihn zukommst, haut er vielleicht ab. Aber wenn ich armes kleines Frauchen ...« Lydia ließ den Satz mit einem kurzen Achselzucken ausklingen.

Heshy nickte. Sie hatte Recht. Es müsste ein Kinderspiel sein. Sie streichelte ihm übers Gesicht und reichte ihm den Autoschlüssel.

»Weiß Pavel, was er zu tun hat?«, erkundigte sich Lydia.

»Ja. Er erwartet uns dort. Und er wird das Flanellhemd anhaben.«

»Dann sollten wir uns jetzt auf den Weg machen«, sagte sie. »Ich rufe Dr. Seidman an.«

Heshy entriegelte die Wagentüren mit der Fernbedienung.

»Oh«, sagte sie. »Bevor es losgeht, muss ich noch was nachsehen.«

Lydia öffnete die Hecktür. Das Kind auf dem Rücksitz schlief tief und fest. Sie prüfte, ob die Haltegurte richtig saßen. »Ich setz mich lieber nach hinten, Pu Bär«, sagte sie. »Falls ein kleiner Jemand hier aufwacht.«

Heshy zwängte sich auf den Fahrersitz. Lydia zog das Handy und den Sprachverzerrer aus der Tasche und wählte die Nummer.

23

Wir bestellten uns Pizza, was wohl ein Fehler war. Nächtliche Pizzas auf der Bude sind Teil des Studentenlebens. Noch so eine wenig subtile Erinnerung an die Vergangenheit. Ich starrte weiter das Handy an und wünschte, es würde klingeln. Rachel schwieg,

aber das war in Ordnung. Wir hatten immer schon gemeinsam schweigen können. Auch das war eigenartig. In vielen Punkten fielen wir in alte Verhaltensweisen zurück, setzten genau dort wieder an, wo wir aufgehört hatten. In vielen anderen Punkten waren wir Fremde, die durch einen verworrenen, dünnen Faden miteinander verbunden waren.

Seltsamerweise war meine Erinnerung plötzlich verschwommen. Ich hatte gedacht, sobald ich Rachel sah, würde mir alles sofort wieder gegenwärtig sein. Doch mir kamen nur wenige Einzelheiten in den Sinn. Es war mehr ein Gefühl, ein Eindruck - so wie ich mich an die raue Kälte New Englands erinnerte. Ich weiß nicht, warum mir nicht mehr einfiel. Und ich wusste nicht recht, was das bedeutete.

Rachel zog eine Augenbraue hoch, während sie mit ihrer elektronischen Ausrüstung herumhantierte. Sie nahm einen Bissen von der Pizza und sagte: »Nicht so gut wie bei Tony's.«

»Der Laden war furchtbar.«

»Ein bisschen schmierig«, stimmte sie zu.

»Ein bisschen? Bekam man bei der Familienpizza nicht einen Gutschein für eine Gefäßerweiterung dazu?«

»Na ja, man konnte schon spüren, wie sich die Ablagerungen durch die Adern wälzten.«

Wir sahen uns an.

»Rachel?«

»Ja?«

»Und wenn sie nicht anrufen?«

»Dann haben sie sie nicht, Marc.«

Ich ließ das sacken. Ich dachte an Lennys Sohn Conner, an das, was er sagte und tat, und versuchte, diese Verhaltensweisen auf das Baby zu übertragen, das ich zuletzt in der Wiege gesehen hatte. Ich bekam es nicht zusammen, doch das wollte nichts heißen. Es gab Hoffnung. Daran hielt ich mich fest. Wenn meine Tochter tot war,

wenn das Telefon nie wieder klingelte, würde die Hoffnung mich umbringen, so viel war klar. Aber das interessierte mich nicht. Ich wollte lieber so umkommen, als um jeden Preis alt zu werden.

Also nährte ich diesen Hoffnungsschimmer. Und ich, der Zyniker, erlaubte mir, an das Beste zu glauben.

Es war schon fast zehn, als das Handy schließlich klingelte. Ich blickte nicht einmal zu Rachel hinüber und wartete auf ihr bestätigendes Nicken. Mein Finger war schon auf der Annahme-Taste, bevor der erste Klingelton verklungen war.

»Hallo?«

»Okay«, sagte die Computerstimme. »Sie können sie sehen.«

Ich bekam keine Luft. Rachel rückte näher an mich heran und legte ihr Ohr neben meins.

»Gut«, sagte ich.

»Sie haben das Geld?«

»Ja.«

»Alles?«

»Ja.«

»Dann hören Sie gut zu. Wenn Sie etwas anderes tun als das, was ich Ihnen sage, verschwinden wir. Ist das klar?«

»Ja.«

»Wir haben bei unseren Quellen in der Polizei nachgefragt. So weit, so gut. Wie es aussieht, haben Sie die Behörden diesmal nicht benachrichtigt. Aber wir müssen sichergehen. Sie fahren die George Washington Bridge entlang. Wenn Sie dort sind, sind wir in der Nähe. Schalten Sie den Walkie-Talkie-Modus Ihres Handys ein. Ich sage Ihnen, wohin Sie fahren und was Sie tun sollen. Sie werden abgetastet. Wenn wir Waffen oder Kabel finden, verschwinden wir. Ist das klar?«

Ich spürte, dass Rachels Atem schneller ging.

»Wann sehe ich meine Tochter?«

»Bei dem Treffen.«

»Woher weiß ich, dass Sie nicht einfach mit dem Geld verschwinden?«

»Woher wissen Sie, dass ich nicht sofort auflage?«

»Ich bin schon unterwegs«, sagte ich. Dann ergänzte ich hastig: »Aber ich übergebe das Geld nicht, bis ich Tara gesehen habe.«

»Dann ist das abgemacht. Sie haben eine Stunde. Dann schalten Sie das Handy ein.«

24

Conrad Dorfman schien nicht besonders glücklich darüber zu sein, dass er so spät noch einmal im MVD Büro erscheinen musste. Tickner war das egal. Wenn Seidman sich hier allein hätte blicken lassen, wäre das zweifellos eine wichtige Spur gewesen, aber die Tatsache, dass Rachel Mills bei ihm gewesen war, dass sie irgendwie mit in der Sache steckte, nun, sagen wir einfach, dass dies Tickners Neugier mehr als nur ein bisschen kitzelte.

»Hat Ms Mills Ihnen einen Ausweis gezeigt?«, fragte er.

»Ja«, antwortete Dorfman. »Aber er trug den Stempel *Im Ruhestand*.«

»Und sie war mit Dr. Seidman hier.«

»Ja.«

»Sind sie zusammen gekommen?«

»Ich glaube schon. Ja, als sie hier reinkamen, waren sie zusammen.«

Tickner nickte. »Was wollten sie?«

»Ein Passwort. Für eine CD-ROM.«

»Ich kann Ihnen nicht folgen.«

»Sie haben behauptet, in Besitz einer CD-ROM zu sein, die wir für eine Klientin zusammengestellt hatten. Unsere CDs sind durch

ein Passwort geschützt. Sie wollten, dass wir ihnen das Passwort nennen.«

»Haben Sie das getan?«

Dorfman sah ihn angemessen schockiert an.

»Selbstverständlich nicht. Wir haben bei Ihnen in der Behörde angerufen. Dort hat man uns erklärt ... na ja, eigentlich haben sie gar nichts erklärt. Sie haben nur betont, dass wir in keiner Weise mit Agentin Mills zusammenarbeiten sollen.«

»Ex-Agentin«, berichtigte Tickner.

Wie?, überlegte Tickner. Wie um alles in der Welt war Rachel Mills an Seidman geraten? Er hatte sich an den Grundsatz gehalten, im Zweifel für den Angeklagten zu entscheiden. Im Gegensatz zu den meisten anderen Agenten hatte er sie gekannt, hatte gesehen, wie sie arbeitete. Sie war eine gute Agentin gewesen, vielleicht sogar eine ausgezeichnete. Aber jetzt wurde er doch unsicher. Er fragte sich, was sie hier zu suchen hatte. Er fragte sich, wieso sie ihren Ausweis zückte und Druck ausübte.

»Haben die beiden Ihnen erzählt, wie sie an die CD-ROM gekommen sind?«

»Sie haben behauptet, sie hätte Dr. Seidmans Frau gehört.«

»Stimmt das?«

»Ich glaube schon, ja.«

»Ist Ihnen bekannt, dass Dr. Seidmans Frau vor mehr als anderthalb Jahren gestorben ist, Mr Dorfman?«

»Das habe ich bei diesem Gespräch erfahren.«

»Aber vorher haben Sie es nicht gewusst?«

»So ist es.«

»Warum hat Seidman achtzehn Monate gewartet, um nach dem Passwort zu fragen?«

»Das hat er nicht gesagt.«

»Haben Sie danach gefragt?«

Dorfman rutschte auf seinem Stuhl hin und her. »Nein.«

Tickner lächelte ihn kumpelhaft an. »Brauchten Sie auch nicht«, sagte er in gespielter Vornehmheit. »Haben Sie ihnen überhaupt irgendwelche Informationen gegeben?«

»Nein.«

»Sie haben ihnen nicht gesagt, aus welchem Grund Mrs Seidman damals zu Ihnen gekommen ist?«

»So ist es.«

»Okay. Sehr gut.« Tickner beugte sich vor, stützte die Ellbogen auf die Knie. Er wollte gerade eine weitere Frage stellen, als sein Handy klingelte. »Entschuldigen Sie mich«, sagte er und griff in die Tasche.

»Dauert das noch lange?«, wollte Dorfman wissen. »Ich habe noch was vor.«

Tickner würdigte ihn keiner Antwort. Er stand auf und hielt das Telefon ans Ohr. »Tickner.«

»Hier ist Agent O'Malley«, sagte der junge Bursche.

»Haben Sie etwas gefunden?«

»Oh ja.«

»Ich höre.«

»Wir haben die Telefonate der letzten drei Jahre überprüft. Bis gestern hat Seidman - zumindest von seinem Haus und seinem Büro aus - nicht bei ihr angerufen.«

»Kommt jetzt noch ein *Aber?*«

»Das kommt. Aber Rachel Mills hat ihn angerufen - einmal.«

»Wann?«

»Vor zwei Jahren im Juni.«

Tickner überschlug es kurz. Das wäre etwa drei Monate vor dem Überfall gewesen. »Noch was?«

»Ein ziemlicher Hammer, glaube ich. Ich habe einem Agenten den Auftrag gegeben, Rachels Wohnung in Falls Church zu durchsuchen. Er ist noch dabei, aber raten Sie mal, was er in der Nachttischschublade gefunden hat?«

»Sind wir hier in einer Quizshow, O’Ryan?«

»O’Malley.«

Tickner rieb sich die Nasenwurzel. »Was hat der Agent gefunden?«

»Ein Foto vom Schulabschlussball.«

»Was?«

»Also, wir wissen nicht, ob es wirklich vom Schulabschlussball ist. Auf jeden Fall ist es ein altes Bild von irgendeinem gesellschaftlichen Anlass. Es muss so fünfzehn, zwanzig Jahre alt sein. Sie hat die Haare hochgesteckt und so ein Blumenband am Arm. Wie heißen die noch?«

»Ein Ansteckbukett?«

»Genau.«

»Was zum Teufel hat das mit ...«

»Der Mann auf dem Bild.«

»Was ist mit ihm?«

»Unser Agent ist sich sicher. Der Mann auf dem Bild, ihr Begleiter, also - das ist unser Dr. Seidman.«

Tickner spürte, wie er innerlich vibrierte. »Suchen Sie weiter«, sagte er. »Und wenn Sie noch was erfahren, rufen Sie mich an.«

»Machen wir.«

Er legte auf. Rachel und Seidman waren zusammen auf einem Abschlussball gewesen? Was war hier los? Wenn er sich recht erinnerte, stammte sie aus Vermont. Seidman wohnte in New Jersey. Sie waren nicht zusammen zur High School gegangen. Was war mit dem College? Das mussten sie überprüfen.

»Gibt's Probleme?«

Tickner drehte sich zu Dorfman um. »Lassen Sie mich sehen, ob ich das richtig verstanden habe, Mr Dorfman. Diese CD-ROM gehörte Monica Seidman?«

»Das hat man uns so gesagt, ja.«

»Ja oder nein, Mr Dorfman?«

»Wir glauben, dass sie ihr gehörte.«

»Sie war also eine Klientin von Ihnen?«

»Ja, das konnten wir inzwischen feststellen.«

»Kurz gesagt ist eine Klientin von Ihnen also einem Mord zum Opfer gefallen?«

Schweigen.

»Ihr Name stand landesweit in jeder Zeitung«, fuhr Tickner fort und musterte ihn eindringlich. »Wie kommt es, dass Sie uns nie davon in Kenntnis gesetzt haben?«

»Wir haben es nicht gewusst.«

Tickner starrte ihn weiter durchdringend an.

»Der Mann, der das damals bearbeitet hat, ist nicht mehr bei uns«, fügte Dorfman schnell hinzu. »Wissen Sie, als Mrs Seidman ermordet wurde, war hier niemand in der Lage, die Informationen angemessen zu bewerten.«

Rechtfertigungen. Das gefiel Tickner. Er glaubte ihm, ließ sich jedoch nichts anmerken. Sollte der Mann sich doch bemühen, ihm zu gefallen.

»Was war auf der CD?«

»Wir vermuten, dass es Fotos waren.«

»Vermuten?«

»Normalerweise sind da Fotos drauf. Nicht immer. Wir speichern Fotos auf den CDs, aber es können auch eingescannte Dokumente dabei sein. Ich weiß es wirklich nicht genau.«

»Warum nicht?«

Er hob die Hände. »Machen Sie sich keine Sorgen. Wir haben ein Backup. Aber alle Dateien, die älter als ein Jahr sind, werden im Keller eingelagert. Das Büro war geschlossen, aber als ich gehört habe, dass Sie sich dafür interessieren, habe ich jemanden kommen lassen. Er sieht sich gerade die Daten auf der Backup-CD an.«

»Wo?«

»Im Erdgeschoss.« Dorfman sah auf die Uhr. »Er müsste jetzt fertig sein, oder jedenfalls fast. Wollen Sie runtergehen und es sich ansehen?«

Tickner erhob sich. »Gehen wir.«

25

Wir können trotzdem was machen«, sagte Rachel. »Das Zeug ist auf dem neuesten Stand der Technik. Selbst wenn sie dich abtasten, bemerken sie es nicht unbedingt. Ich habe eine kugelsichere Weste mit einer Knopfloch-Kamera.«

»Und du meinst, das merken die beim Abtasten nicht?«

»Na ja, okay. Hör zu, ich weiß, du hast Angst, dass sie es rauskriegen, aber bleiben wir mal realistisch. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist das alles nur Bluff. Gib das Geld nicht aus der Hand, bis du Tara gesehen hast. Geh nicht allein in irgendwelche finsternen Ecken. Mach dir keine Sorgen um den Q-Logger - wenn sie ehrlich sind, haben wir Tara, bevor sie die Geldhaufen durchsuchen können. Ich weiß, dass das keine leichte Entscheidung ist, Marc.«

»Nein, du hast Recht. Letztes Mal bin ich auf Nummer sicher gegangen. Ich glaube, ein gewisses Risiko müssen wir eingehen. Aber die Weste kommt nicht in Frage.«

»Okay, wir machen es so. Ich verstecke mich im Kofferraum. Auf dem Rücksitz können sie zu leicht nachsehen, ob da jemand liegt. Der Kofferraum ist sicherer. Ich kappe die Kabel, so dass die Beleuchtung nicht angeht, wenn man den Deckel öffnet. Ich versuche, in deiner Nähe zu bleiben, aber ich muss einen gewissen Sicherheitsabstand wahren. Sei vorsichtig. Ich bin nicht Wonder Woman. Ich könnte dich aus den Augen verlieren, aber pass auf:

Sieh dich nicht nach mir um. Nicht mal beiläufig. Wahrscheinlich sind die Typen ziemlich gut. Die merken das.«

»Verstanden.«

Sie war ganz in Schwarz gekleidet.

Ich sagte: »Du siehst aus, als wolltest du zu einer Lesung in Greenwich Village.«

»Kumbaya, my Lord. Bist du so weit?«

Beide hörten wir den Wagen vorfahren. Ich sah aus dem Fenster, und meine Panikanzeige schlug aus. »Verdammt«, sagte ich.

»Was ist?«

»Das ist Regan, der Cop, der den Fall bearbeitet. Ich habe ihn seit über einem Monat nicht mehr gesehen.« Ich sah sie an. Ihr Gesicht leuchtete weiß über ihrer dunklen Kleidung. »Zufall?«

»Nein, kein Zufall«, sagte sie.

»Wie hat er von dem Lösegeld erfahren?«

Sie trat vom Fenster zurück. »Wahrscheinlich ist er nicht deshalb hier.«

»Warum dann?«

»Ich würde sagen, er hat von MVD erfahren, dass ich etwas damit zu tun habe.«

Ich runzelte die Stirn. »Und?«

»Wir haben jetzt keine Zeit für Erklärungen. Hör zu, ich versteck mich in der Garage. Er wird nach mir fragen. Sag ihm, dass ich nach Washington zurückgefahren bin. Wenn er keine Ruhe gibt, erzähl ihm, dass ich eine alte Freundin bin, und lass es damit gut sein. Er wird dich ausfragen wollen.«

»Warum?«

Doch sie hatte sich schon auf den Weg gemacht. »Bleib hart und schaff ihn hier raus. Ich warte am Wagen auf dich.«

Es gefiel mir nicht, aber wir hatten wirklich keine Zeit. »In Ordnung.«

Rachel ging durch die Wohnzimmertür zur Garage. Ich war-

tete, bis sie außer Sicht war. Als Regan vom Gehweg auf mein Grundstück einbog, ging ich zur Tür und versuchte, ihn dort abzufangen.

Regan lächelte. »Haben Sie schon auf mich gewartet?«, fragte er.

»Ich habe Ihren Wagen gehört.«

Er nickte bedächtig, als hätte ich etwas gesagt, das einer eingehenden Betrachtung bedürfe. »Haben Sie einen Moment Zeit, Dr. Seidman?«

»Eigentlich passt es mir jetzt überhaupt nicht.«

»Oh.« Regan blieb nicht stehen. Er schlängelte sich an mir vorbei in den Flur und sah sich dabei ausgiebig um. »Wohl gerade auf dem Sprung, was?«

»Was wollen Sie, Detective?«

»Uns sind neue Informationen zu Ohren gekommen.«

Ich wartete darauf, dass er weitersprach.

»Wollen Sie wissen, worum es geht?«

»Natürlich.«

Regan sah mich mit einem seltsamen, fast zu gelassenen Gesichtsausdruck an. Er blickte zur Decke, als überlegte er, welche Farbe sie wohl hatte. »Wo sind Sie heute gewesen?«

»Gehen Sie bitte.«

Er sah immer noch zur Decke. »Ihre Feindseligkeit überrascht mich.« Er wirkte allerdings nicht sehr überrascht.

»Sie haben gesagt, Sie hätten neue Informationen für mich. Wenn dem so ist, teilen Sie sie mir mit. Wenn nicht, gehen Sie. Ich bin nicht in Stimmung für ein Verhör.«

Er machte ein Ts-ts-Gesicht. »Wir haben gehört, dass Sie heute bei einer Privatdetektei in Newark waren.«

»Und?«

»Und was wollten Sie da?«

»Wissen Sie was, Detective? Ich fordere Sie jetzt auf, zu gehen,

weil ich weiß, dass mich die Beantwortung dieser Fragen bei der Suche nach meiner Tochter keinen einzigen Schritt weiterbringen wird.«

Er sah mich an. »Sind Sie sicher?«

»Machen Sie bitte, dass Sie aus meinem Haus kommen. Und zwar sofort.«

»Wie Sie meinen.« Regan ging zur Tür. Als wir dort ankamen, fragte er: »Wo ist Rachel Mills?«

»Weiß ich nicht.«

»Hier ist sie nicht?«

»Nein.«

»Und Sie haben keine Ahnung, wo sie sein könnte?«

»Ich denke, sie ist auf dem Weg zurück nach Washington.«

»Hmm. Wie gut kennen Sie sie?«

»Gute Nacht, Detective.«

»Okay, in Ordnung. Eine Frage hätte ich allerdings noch.«

Ich unterdrückte einen Seufzer. »Sie haben zu viel *Columbo* gesehen, Detective.«

»Da könnten Sie Recht haben.« Er lächelte. »Aber lassen Sie mich die Frage trotzdem stellen.«

Ich hob resignierend die Hände und gab zu verstehen, dass er fortfahren sollte.

»Wissen Sie, wie ihr Mann gestorben ist?«

»Er wurde erschossen«, sagte ich zu schnell und bereute es sofort. Er beugte sich noch etwas näher zu mir herüber und fuhr fort.

»Und wissen Sie auch, wer ihn erschossen hat?«

Ich blieb reglos stehen.

»Wissen Sie es, Marc?«

»Gute Nacht, Detective.«

»Sie hat ihn umgebracht, Marc. Eine Kugel in den Kopf aus nächster Nähe.«

»Das«, sagte ich, »ist gequirelte Scheiße.«

»Wirklich? Ich meine, sind Sie sicher?«

»Wenn sie ihn umgebracht hat, warum sitzt sie dann nicht im Knast?«

»Gute Frage«, sagte Regan und ging den Weg entlang. Als er an der Straße war, ergänzte er: »Vielleicht sollten Sie sie selbst fragen.«

26

Rachel wartete in der Garage. Sie sah mich an. Plötzlich kam sie mir klein vor. Und ich sah die Angst in ihrem Gesicht. Der Kofferraum war offen. Ich trat an die Fahrertür.

»Was wollte er?«, fragte sie.

»Genau das, was du gesagt hast.«

»Wusste er von der CD?«

»Er wusste, dass wir bei MVD waren. Die CD hat er nicht erwähnt.«

Ich setzte mich auf den Fahrersitz. Sie ließ es gut sein. Jetzt war nicht der rechte Zeitpunkt, neue Fragen aufzuwerfen. Das war uns beiden klar. Aber wieder stellte ich mein Urteilsvermögen in Frage. Meine Frau war ermordet worden. Genau wie meine Schwester. Man hatte ernsthaft versucht, mich umzubringen. Und letztlich hatte ich mich in die Hände einer Frau begeben, die ich eigentlich nicht kannte. Ich hatte ihr nicht nur mein Leben anvertraut, sondern auch das meiner Tochter. Ziemlich dumm, wenn man es näher bedachte. Lenny hatte Recht gehabt. So einfach war es nicht. Im Prinzip hatte ich keine Ahnung, wer sie war, oder was aus ihr geworden war. Ich hatte mir ein Bild von ihr gemacht, das vielleicht gar nichts mit der Wahrheit zu tun hatte, und jetzt fragte ich mich, was mich das kosten würde.

Ihre Stimme drang durch den Nebel: »Marc?«

»Was ist?«

»Ich bin immer noch der Meinung, dass du die kugelsichere Weste anziehen solltest.«

»Nein.«

Mein Ton klang strenger, als ich es gemeint hatte. Oder auch nicht. Rachel legte sich in den Kofferraum und schloss ihn. Ich legte die Geldtasche auf den Beifahrersitz und drückte auf den Knopf unter der Sonnenblende, worauf das elektrische Garagentor sich öffnete. Dann ließ ich den Motor an.

Wir waren unterwegs.

*

Als Tickner neun Jahre alt war, hatte seine Mutter ihm ein Buch mit optischen Illusionen gekauft. Man betrachtete eine Zeichnung von, sagen wir mal, einer alten Frau mit einer großen Nase. Dann sah man es sich etwas länger an, und, puff, plötzlich war es ein junges Mädchen, das zur Seite blickte. Tickner hatte das Buch geliebt. Als er etwas älter wurde, waren es die *Magisches Auge*-Bücher gewesen, bei denen man eine ganze Weile die verwirrenden Farben anstarren musste, bis schließlich das Pferd erschien, oder was sonst darin versteckt war. Das dauerte manchmal ewig. Man fragte sich gelegentlich, ob da überhaupt irgendetwas verborgen war. Und plötzlich kam dann das Bild zum Vorschein.

Genau dasselbe passierte hier.

Tickner wusste, dass es in vielen Fällen Momente gab, die alles veränderten - genau wie bei den alten optischen Täuschungen. Man betrachtet eine Realität und dann, mit einer leichten Drehung, veränderte sich das ganze Bild. Nichts war mehr wie vorher.

Die gängigen Theorien über den Seidman-Überfall hatte er nie ganz nachvollziehen können. Sie waren ihm immer vorgekommen, als lese er ein Buch, in dem mehrere Seiten fehlten.

Im Lauf der Jahre hatte Tickner nicht besonders viele Morde be-

arbeitet. Meistens war die örtliche Polizei dafür zuständig. Doch er kannte diverse Cops in den verschiedenen Mordkommissionen. Die besten waren immer ein bisschen seltsam - traten viel zu theatralisch auf oder sprühten vor überschäumender Fantasie. Tickner hatte einmal gehört, wie sich zwei von ihnen über einen Fall unterhielten, in dem das Opfer *aus dem Grab die Hand nach dem Mörder ausstreckte*. Sie meinten, die Opfer würden irgendwie mit ihnen *reden* und ihnen so den Mörder zeigen. Tickner ließ diesen Unsinn freundlich nickend über sich ergehen. In seinen Ohren klang es immer wie eine Parabel, wie das bedeutungslose Gerede, das Polizisten absondern, weil die Medien auf so etwas abfahren.

Der Drucker surrte immer noch. Zwölf Fotos hatte Tickner schon gesehen.

»Wie viele kommen noch?«, fragte er.

Dorfman sah auf den Monitor. »Sechs.«

»So wie die?«

»Ziemlich, ja. Auf jeden Fall dieselbe Person.«

Tickner starrte die Fotos an. Ja, auf allen Bildern war dieselbe Person zu sehen. Sie waren alle schwarz-weiß, alle heimlich aufgenommen worden, ohne dass diese Person wusste, dass sie fotografiert wurde. Vermutlich mit einem Teleobjektiv.

Die Hand aus dem Grab nach dem Mörder ausstrecken klang plötzlich gar nicht mehr so dumm. Monica Seidman war seit achtzehn Monaten tot. Ihr Mörder war davongekommen. Und jetzt, wo längst keine Hoffnung mehr bestand, schien sie von den Toten auferstanden zu sein und mit dem Finger auf jemanden zu zeigen. Tickner sah noch einmal hin und versuchte, seine Gedanken zu ordnen.

Die Person auf den Bildern, diejenige, auf die Monica Seidman mit dem Finger zu zeigen schien, war Rachel Mills.

Wenn man die Ostroute der New Jersey Turnpike in Richtung Norden fährt, taucht die Skyline von Manhattan vor einem auf. Wie die meisten Menschen, die sie fast jeden Tag sehen, habe auch ich mich daran gewöhnt und nicht weiter darauf geachtet. Diese Zeiten sind vorbei. Hinterher war mir noch eine Weile so, als könnte ich die Türme immer noch sehen. Es war, als hätte ich lange Zeit helle Lichter angesehen, so dass ihr Abbild, selbst wenn ich die Augen schloss, noch eine Weile vorhanden war. Doch wie diese Abbilder verblasste auch das Bild der Twin Towers langsam. Jetzt ist alles anders. Wenn ich diese Strecke fahre, halte ich immer noch nach ihnen Ausschau. Selbst heute Nacht. Aber manchmal weiß ich gar nicht mehr genau, wo die Türme gestanden haben. Und das erfüllt mich mit unbändiger Wut.

Aus alter Gewohnheit nahm ich die untere Ebene der George Washington Bridge. Um diese Zeit war hier kaum Verkehr. Ich fuhr durch die elektronische Mautstation, bei der das Geld automatisch von meinem E-ZPass abgebucht wird. Während der Fahrt war es mir gelungen, mich abzulenken. Ich hatte im Radio immer wieder zwischen zwei Talkshows hin- und hergeschaltet. Eine auf einem Sportkanal, in der viele Männer namens Vinny aus Bayside anriefen, sich über unfähige Trainer beschwerten und verkündeten, dass sie das alles viel besser machen würden. In der anderen hielten es reichlich alberne Howard-Stern-Kopien für komisch, dass ein junger Collegestudent seine Mutter anrufen und ihr erzählen sollte, er habe Hodenkrebs. Beide Sendungen waren zwar nur bedingt unterhaltsam, boten aber immerhin ein wenig Zerstreuung.

Rachel lag im Kofferraum, was absolut bizarr war, wenn ich darüber nachdachte. Ich griff zum Handy und schaltete den Walkie-Talkie-Modus ein. Als mein Finger die Verbindungstaste drückte, hörte ich fast unverzüglich die Computerstimme: »Fahren Sie auf die Henry Hudson Richtung Norden.«

Ich hielt das Telefon wie ein Funkgerät an den Mund und sagte: »Okay.«

»Sagen Sie mir, wenn Sie an der Hudson sind.«

»Gut.«

Ich wechselte auf die linke Spur. Ich kannte den Weg. Die Gegend war mir vertraut. Ich hatte ein Praktikum im New York Presbyterian Hospital gemacht, das ungefähr zehn Blocks südlich von hier lag. Zia und ich hatten zusammen mit einem Herzspezialisten namens Lester in einem Artdeco-Gebäude am hinteren Ende der Fort Washington Avenue im oberen Upper Manhattan gewohnt. Als ich hier gewohnt hatte, hatte dieser Teil der Stadt als nördlichster Punkt von Washington Heights gegolten. Mir war aufgefallen, dass mehrere Immobilienmakler ihn jetzt *Hudson Heights* titulierten, als wollten sie ihn - inhaltlich wie preislich - von seinen Wurzeln in der Arbeiterklasse befreien.

»Okay, ich bin auf der Hudson«, sagte ich.

»Nehmen Sie die nächste Ausfahrt.«

»Fort Tryon Park?«

»Ja.«

Auch die kannte ich. Fort Tryon schwebt wie eine Wolke hoch über dem Hudson River. Es ist eine ruhige, friedliche, zerklüftete Klippe, mit New Jersey im Westen und Riverdale-Bronx im Osten. Der Park ist ein Mischmasch aus unterschiedlichen Geländeformen - Fußwegen aus nacktem Stein, Fauna vergangener Epochen, Felsterrassen, Winkeln und Nischen aus Ziegel und Zement, dichten Gebüsch, Geröllfeldern und offenen Rasenflächen. Auf den grünen Wiesen hatte ich, bekleidet mit Shorts und T-Shirt, so manchen Sommertag in Begleitung Zias und ungelesener medizinischer Fachbücher verbracht. Am liebsten waren mir die Sommerabende gewesen, kurz vor Einbruch der Dunkelheit. Der orangefarbene Himmel hatte den Park in ein fast ätherisches Licht getaucht.

Ich setzte den Blinker und rollte auf die Ausfahrt. Dort waren keine Autos und nur wenige Laternen zu sehen. Der Park war nachts geschlossen, die Straße blieb jedoch für den Durchgangsverkehr geöffnet. Mein Wagen tuckerte die steile Straße hinauf und fuhr in eine Art mittelalterliche Burg hinein. The Cloisters, ein ehemaliges, im Wesentlichen von französischen Mönchen gegründetes Kloster, das jetzt Teil des Metropolitan Museum of Art war, überragte alles. Es beherbergt eine fantastische Mittelalter-Sammlung. Hat man mir zumindest erzählt. Ich bin mindestens hundertmal in diesem Park gewesen. The Cloisters hatte ich nie betreten.

Es war, dachte ich, ein klug gewählter Ort für eine Lösegeldübergabe - dunkel, ruhig, mit vielen verschlungenen Wegen, Felsklippen, Steilhängen, dichten Gehölzen, gepflasterten und ungepflasterten Pfaden. Man konnte sich hier verlaufen. Man konnte sich auch sehr lange verstecken, ohne gefunden zu werden.

Die Computerstimme fragte: »Sind Sie da?«

»Ich bin in Fort Tryon, ja.«

»Parken Sie beim Cafe. Steigen Sie aus und gehen Sie bis zum Circle.«

Im Kofferraum war es laut und unbequem. Rachel hatte sich eine weiche Decke mitgebracht, aber gegen den Lärm konnte sie nicht viel machen. Die Taschenlampe ließ sie im Rucksack. Sie wollte sie nicht anschalten. Rachel hatte sich nie vor der Dunkelheit gefürchtet.

Es lenkte nur ab, wenn man etwas sah. Im Dunkeln konnte man gut nachdenken.

Sie versuchte, sich nicht zu verkrampfen, einfach mit den Bodenwellen mitzugehen, und wunderte sich über Marcs Verhalten direkt vor der Abfahrt. Der Cop, der ans Haus gekommen war,

hatte zweifellos etwas gesagt, das ihn verunsichert hatte. Über sie? Wahrscheinlich. Sie fragte sich, was genau es gewesen war und wie sie damit umgehen sollte.

War das jetzt wichtig? Sie waren auf dem Weg zu einer Lösegeldübergabe. Sie musste sich auf die bevorstehende Aufgabe konzentrieren.

Rachel fiel wieder in eine wohl bekannte Rolle. Diese Erkenntnis versetzte ihr einen Stich. Ihr fehlte das FBI. Sie hatte ihre Arbeit geliebt. Ja, vielleicht war die Arbeit alles gewesen, was sie gehabt hatte. Sie war mehr als nur eine Fluchtmöglichkeit gewesen - sie war das Einzige, das ihr richtig Freude bereitet hatte. Manche Menschen versuchten, ihren Job so schnell wie möglich hinter sich zu bringen, um dann nach Hause zu gehen und ihr Leben zu leben. Bei Rachel war es genau umgekehrt gewesen.

Nach all den Jahren, die sie getrennt verbracht hatten, gab es doch eine Gemeinsamkeit zwischen Marc und ihr: Beide hatten eine Arbeit gefunden, die ihnen Spaß machte. Sie fragte sich, wie es dazu gekommen war. Sie fragte sich, ob es da einen Zusammenhang gab, ob die Arbeit bei ihnen ein Ersatz für die wahre Liebe war. Oder interpretierte sie da zu viel hinein?

Marc hatte seine Arbeit noch. Sie nicht. War sie deshalb verzweifelter?

Nein. Sein Kind war verschwunden. Spiel, Satz und Sieg.

In der Dunkelheit des Kofferraums schmierte sie sich das Gesicht mit schwarzer Schminke ein, so dass es kein Licht mehr reflektierte. Der Wagen fuhr bergauf. Ihre Ausrüstung lag fertig gepackt neben ihr.

Sie dachte an Hugh Reilly, diesen Schweinehund.

Ihre Trennung von Marc - und alles, was danach geschehen war - war seine Schuld. Hugh war auf dem College ihr bester Freund gewesen. Und etwas anderes wollte er auch nie sein,

hatte er ihr erzählt. Nur ein wirklich guter Freund. Kein Problem. Er verstand, dass sie mit Marc zusammen war. War Rachel naiv oder vorsätzlich naiv gewesen? Männer, die *einfach nur ein guter Freund* sein wollen, tun das, weil sie hoffen, als Nächster an die Reihe zu kommen, als wäre Freundschaft ein guter Ort für ein paar Übungsschwünge, bevor man ans Schlagmal trat. Hugh hatte nur beste Absichten gehabt, als er sie an jenem Abend in Italien angerufen hatte. *Ich finde bloß, dass du es wissen solltest*, hatte er gesagt, als *Freund*. Und dann hatte er ihr erzählt, was Marc bei irgendeiner dämlichen Verbindungsparty getan hatte.

Ja, sie hatte lange genug sich selbst die Schuld gegeben. Sie hatte Marc lange genug die Schuld gegeben. Hugh Reilly. Wenn der Dreckskerl sich um seinen eigenen Kram gekümmert hätte, wie würde ihr Leben dann heute aussehen? Sie wusste es nicht. Aber was war aus ihrem Leben geworden? Das war einfacher zu beantworten. Sie trank zu viel. Sie war jähzornig. Ihr Magen machte ihr mehr Probleme als nötig. Sie verbrachte zu viel Zeit mit dem Lesen der Fernsehzeitschrift.

Und nicht zu vergessen die Krönung des Ganzen: Sie hatte sich in einer selbstzerstörerischen Beziehung verfangen - und war auf die schlimmstmögliche Art wieder herausgekommen.

Der Wagen fuhr eine Kurve und kämpfte sich steil bergauf, so dass Rachel nach hinten rollte. Kurz darauf hielten sie an. Rachel hob den Kopf. Die grausamen Grübeleien verflogen.

Es ging los.

Vom alten Wachturm des Forts gut achtzig Meter über dem Hudson River hatte Heshy einen beeindruckenden Blick auf die Jersey Palisades, die sich von der Tappan Zee Bridge rechts bis zur Washington Bridge zu seiner Linken erstreckten. Er nahm sich

wirklich Zeit, die Aussicht zu genießen, ehe er sich an seine Aufgabe machte.

Wie aufs Stichwort bog Seidman auf den Henry Hudson Parkway. Niemand folgte ihm. Heshy behielt die Straße im Auge. Kein Auto wurde langsamer. Keins beschleunigte. Niemand versuchte den Eindruck zu erwecken, er würde ihm nicht folgen.

Heshy drehte sich um, hatte den Wagen für einen Moment nicht im Blick, fand ihn dann jedoch wieder. Seidman fuhr. Sonst war niemand zu sehen. Das bedeutete nicht viel - es konnte jemand auf dem Rücksitz liegen -, aber es war schon mal ein Anfang.

Seidman parkte den Wagen. Er stellte den Motor ab und öffnete die Tür. Heshy hob das Mikrofon zum Mund.

»Pavel, bist du bereit?«

»Ja.«

»Er ist allein«, sagte er, jetzt für Lydia. »Weitermachen.«

*

»Parken Sie beim Cafe. Steigen Sie aus und gehen Sie bis zum Circle.«

Beim Circle handelte es sich, wie ich wusste, um den Margaret Corbin Circle. Als ich auf die Lichtung kam, sah ich trotz der Dunkelheit zuerst die grellen Farben des Kinderspielplatzes an der 190th Street in der Nähe der Fort Washington Avenue. Die Farben stachen selbst jetzt ins Auge. Mir hatte der Spielplatz immer gefallen, aber heute Nacht war es, als wollten mich die Gelb- und Blautöne verhöhnen. Ich betrachtete mich als Stadtmenschen.

Als ich hier in der Nähe gewohnt hatte, war ich davon ausgegangen, in dieser Gegend wohnen zu bleiben - ich war viel zu weltläufig für die nichts sagenden Vororte -, und das hieß natürlich, dass ich später mit meinen Kindern in eben diesen Park

kommen würde. Ich nahm es als ein Omen, wusste jedoch nicht, wofür.

Das Handy quakte: »Links ist eine U-Bahn-Station.«

»Okay.«

»Gehen Sie die Treppe runter zum Fahrstuhl.«

Ich hätte damit rechnen müssen. Er würde mich in den Fahrstuhl und dann in die U-Bahn schicken. Für Rachel würde es schwierig, wenn nicht gar unmöglich werden, mir zu folgen.

»Sind Sie auf der Treppe?«

»**Ja.**«

»Unten rechts ist ein Tor.«

Ich wusste, wo das Tor war. Es führte zu einem kleineren Park und war nur am Wochenende geöffnet. Man hatte den Park als eine Art kleines Picknick-Gelände abgetrennt. Dort standen mehrere Tischtennisplatten. Man musste allerdings eigene Schläger und ein eigenes Netz mitbringen, wenn man spielen wollte. Außerdem gab es Tische und Bänke. Das Areal wurde gern für Kindergeburtstage benutzt.

Das schmiedeeiserne Tor war, wie ich mich erinnerte, an Wochentagen immer abgeschlossen.

»Ich bin da«, sagte ich.

»Passen Sie auf, dass Sie niemand sieht. Stoßen Sie das Tor auf. Schlüpfen Sie rein und schließen Sie es hinter sich.«

Ich sah hinein. Der Park war pechschwarz. In der Ferne waren ein paar Straßenlaternen zu erkennen, die die Umgebung kaum in ein dunkles Grau tauchten. Die Geldtasche hing schwer an meiner Schulter. Ich rückte den Riemen zurecht. Ich sah mich um. Niemand. Ich sah nach links. Die U-Bahn-Fahrstühle rührten sich nicht. Ich legte die Hand an das Tor. Das Vorhängeschloss war aufgebrochen. Noch einmal sah ich mich kurz um, weil die Computerstimme mich dazu aufgefordert hatte.

Von Rachel war nichts zu sehen.

Das Tor quietschte, als ich es aufstieß. Das Geräusch hallte durch die Nacht. Ich schlüpfte durch den Spalt und tauchte in die Finsternis.

*

Rachel spürte das Schwanken des Autos, als Marc ausstieg.

Sie zwang sich, eine ganze Minute zu warten, die ihr wie zwei Stunden vorkam. Als sie meinte, es wagen zu können, öffnete sie den Kofferraumdeckel einen Spaltbreit und spähte hinaus.

Sie sah niemanden.

Rachel hatte eine Pistole dabei, eine halbautomatische Glock 22 Kaliber .40, und ihr Nachtsichtgerät, ein Rigel 3501 der 2+-Generation. Den Palm Pilot, der die Q-Logger-Daten lesen konnte, hatte sie in der Tasche.

Sie bezweifelte, dass jemand zusah, trotzdem öffnete sie den Kofferraum nur so weit, dass sie sich herausrollen konnte. Sie duckte sich, griff noch einmal in den Kofferraum und holte die Halbautomatik und das Nachtsichtgerät heraus. Dann schloss sie den Deckel.

Feldeinsätze waren ihr immer am liebsten gewesen - zumindest die Übungen. Sie war nur an sehr wenigen Missionen beteiligt gewesen, bei denen solche Nacht-und-Nebel-Aktionen erforderlich gewesen waren. Die meisten Überwachungen wurden mit High-Tech-Geräten vorgenommen. Das FBI hatte Überwachungswagen, Spähflugzeuge und ausgefeilte Fiberglasoptik. Also kroch fast nie jemand in schwarzer Kleidung und mit schwarz geschminktem Gesicht durch die Dunkelheit.

Sie kauerte sich so klein wie möglich vor den schwarzen Reifen zusammen. Ein Stück entfernt sah sie Marc die Zufahrt hinaufgehen. Sie steckte die Pistole ins Holster und hängte das Nachtsichtgerät an den Gürtel. Geduckt huschte Rachel über

den Rasen zu einem höher gelegenen Punkt. Es war noch hell genug. Das Nachtsichtgerät brauchte sie noch nicht.

Etwas Mondlicht schimmerte durch die Wolken am Himmel. Sterne waren nicht zu sehen. Vor sich sah sie, dass Marc das Handy ans Ohr hielt. Die Tasche hatte er über die Schulter gehängt. Rachel schaute sich um und sah niemanden. Würde die Übergabe hier stattfinden? Es war kein schlechter Ort, wenn man einen Fluchtweg vorbereitet hatte. Sie begann, die verschiedenen Möglichkeiten abzuwägen.

Fort Tryon war hügelig. Der Trick bestand darin, eine so hoch gelegene Position wie möglich einzunehmen. Sie machte sich auf den Weg hügelaufrwärts und wollte sich gerade niederlassen, als Marc den Park verließ.

Scheiße. Sie musste wieder runter.

Im Infanteristenstil kroch Rachel den Hügel hinab. Das Gras kratzte und roch nach Heu, wohl aufgrund der Trockenheit in den letzten Wochen. Sie versuchte, Marc nicht aus den Augen zu verlieren, was allerdings schon geschehen war, als er den Park verlassen hatte. Sie ließ es drauf ankommen und bewegte sich schneller. Als sie am Eingangstor ankam, versteckte sie sich hinter einem Steinpfosten.

Da hatte sie Marc wieder. Aber nicht sehr lange.

Das Handy am Ohr, drehte er sich nach rechts und verschwand die Treppe hinab in Richtung A-Train.

Vor sich sah Rachel einen Mann und eine Frau, die einen Hund spazieren führten. Sie konnten dazugehören - oder einfach nur ein Mann und eine Frau sein, die einen Hund spazieren führten. Marc war nicht wieder aufgetaucht. Keine Zeit für lange Überlegungen. Sie duckte sich hinter die Mauer. Den Rücken dagegen gelehnt, schob sie sich zur Treppe hinüber.

Edgar Portman, fand Tickner, sah aus wie ein Schauspieler in einem Noel-Coward-Stück. Unter dem mit äußerster Sorgfalt zugebundenen roten Morgenrock trug er einen Seidenpyjama. An den Füßen hatte er Samt-Hausschuhe. Sein Bruder Carson hingegen war angemessen zerrupft. Der Pyjama hing schief, die Haare waren zerzaust, die Augen blutunterlaufen.

Keiner der beiden Portmans konnte den Blick von den Fotos abwenden.

»Edgar«, sagte Carson, »lass uns bitte keine voreiligen Schlüsse ziehen.«

»Keine voreiligen ...?« Edgar sah Tickner an. »Ich habe ihm Geld gegeben.«

»Ja, Sir«, erwiderte Tickner. »Vor anderthalb Jahren. Das ist uns bekannt.«

»Nein.« Edgar wollte das Wort ungeduldig zischen, doch dazu fehlte ihm die Kraft. »Ich meine kürzlich. Heute, um genau zu sein.«

Tickner richtete sich auf. »Wie viel?«

»Zwei Millionen Dollar. Ich habe eine zweite Lösegeldforderung bekommen.«

»Warum haben Sie uns nicht informiert?«

»Ja, warum wohl nicht?« Edgar stieß eine Art höhnisches Glucksen hervor. »Wo Sie beim letzten Mal doch so hervorragende Arbeit geleistet haben.«

Tickner kribbelte es im Blut. »Wollen Sie damit sagen, Sie haben Ihrem Schwiegersohn weitere zwei Millionen Dollar gegeben?«

»Genau das wollte ich zum Ausdruck bringen.«

Carson Portman starrte immer noch das Foto an. Edgar musterte seinen Bruder und wandte sich wieder an Tickner. »Hat Marc Seidman meine Tochter umgebracht?«

Carson stand auf: »Das glaubst du doch selbst nicht.«

»Dich habe ich nicht gefragt, Carson.«

Jetzt sahen beide Männer Tickner an. Er ließ sich nicht auf das Spielchen ein. »Sie sagten, Sie hätten sich heute mit Ihrem Schwiegersohn getroffen?«

Falls Edgar sich ärgerte, dass seine Frage einfach übergangen wurde, ließ er sich nichts anmerken. »Frühmorgens«, sagte er. »Im Memorial Park.«

»Die Frau auf den Fotos.« Tickner zeigte darauf. »War sie bei ihm?«

»Nein.«

»Haben Sie sie schon mal gesehen?«

Carson und Edgar verneinten. Edgar hob eins der Bilder auf. »Meine Tochter hat einen Privatdetektiv beauftragt, diese Bilder zu machen?«

»Ja.«

»Das verstehe ich nicht. Wer ist das?«

Wieder ignorierte Tickner die Frage. »Wurde die Lösegeldforderung an Sie zugestellt, wie beim letzten Mal?«

»Ja.«

»Das verstehe ich nicht. Woher wussten Sie, dass es kein Schwindel ist und Sie es mit den richtigen Entführern zu tun haben?«

Carson antwortete darauf. »Wir haben es für einen Schwindel gehalten«, sagte er. »Anfangs jedenfalls.«

»Und warum haben Sie Ihre Meinung geändert?«

»Sie haben wieder Haare geschickt.« Carson erzählte kurz vom Ergebnis des DNA-Tests und von Dr. Seidmans Wunsch nach weiteren Untersuchungen.

»Und daraufhin haben Sie ihm alle Haare gegeben?«

»Ja«, antwortete Carson,

Edgar versenkte sich wieder in die Fotos. »Diese Frau«, fauchte er. »Hatte Seidman was mit ihr?«

»Die Frage kann ich nicht beantworten.«

»Warum hätte meine Tochter sonst diese Fotos machen lassen sollen?«

Ein Handy klingelte. Tickner entschuldigte sich und hielt seines ans Ohr.

»Bingo«, verkündete O'Malley.

»Was?«

»Wir haben einen Treffer auf Seidmans E-ZPass. Er ist vor fünf Minuten über die Washington Bridge gefahren.«

*

Die Computerstimme wies mich an: »Gehen Sie den Pfad entlang.«

Es war immer noch so hell, dass man die ersten Stufen erkennen konnte. Ich stieg sie langsam hinab. Um mich herum wurde es immer dunkler. Ich begann, mich langsam mit dem Fuß vorzutasten wie ein Blinder mit seinem Stock. Das Ganze gefiel mir nicht. Es gefiel mir überhaupt nicht. Wieder fragte ich mich, wo Rachel war. War sie in der Nähe? Ich versuchte, dem Pfad zu folgen. Er wandte sich nach links. Ich stolperte auf dem Kopfsteinpflaster.

»Okay«, sagte die Stimme. »Halt.«

Ich blieb stehen. Vor mir war nichts zu sehen. Hinter mir schimmerte das schwache Dämmerlicht der Straße. Rechts ging es steil bergauf. Der typische Geruch nach Stadtpark lag in der Luft, ein wildes Durcheinander aus frischen und abgestandenen Düften. Ich lauschte, versuchte irgendetwas aufzuschnappen, hörte aber nur das ferne Brummen von der Straße.

»Stellen Sie das Geld auf den Boden.«

»Nein«, sagte ich. »Ich will meine Tochter sehen.«

»Stellen Sie das Geld auf den Boden.«

»Wir haben eine Abmachung. Wenn Sie mir meine Tochter zeigen, zeige ich Ihnen das Geld.«

Ich bekam keine Antwort. Ich hörte das Blut in meinen Adern rauschen. Die Angst war erdrückend. Nein, das gefiel mir nicht. Ich fühlte mich ausgeliefert. Ich warf einen Blick auf den Pfad hinter mir. Ich konnte immer noch losrennen und wie ein Irrer schreien. In diesem Viertel waren die Anwohner aufmerksamer als in den meisten anderen Gegenden Manhattans. Vielleicht würde jemand die Polizei rufen oder mir zu Hilfe kommen.

»Dr. Seidman?«

»Ja.«

Dann schien mir der Strahl einer Taschenlampe ins Gesicht. Ich blinzelte und schirmte die Augen mit der Hand ab. Mit zusammengekniffenen Lidern versuchte ich, an dem Strahl vorbeizusehen. Der Strahl wanderte abwärts. Meine Augen gewöhnten sich schnell an die Dunkelheit, doch das war gar nicht nötig. Der Strahl traf auf eine Silhouette. Sie war nicht zu verkennen. Ich erkannte sofort, was da beleuchtet wurde.

Da stand ein Mann. Vielleicht habe ich sogar ein Flanellhemd gesehen, das kann ich nicht genau sagen. Es war wie gesagt eine Silhouette. Gesichtszüge, Farben oder sonstige Einzelheiten konnte ich nicht richtig ausmachen. Das Flanellhemd könnte also Einbildung gewesen sein. Alles andere jedoch nicht. Die Formen und Umrisse waren eindeutig.

Neben dem Mann stand ein Kind. Es hielt sein Bein dicht über dem Knie fest umklammert.

27

Lydia wünschte, sie hätte mehr Licht. Nur zu gerne hätte sie jetzt den Ausdruck auf Dr. Seidmans Gesicht gesehen. Das hatte nichts mit der Grausamkeit zu tun, die sie gleich begehen würde. Es war reine Neugier. Es saß tiefer als der Fahr *langsamer, damit wir*

uns den Unfall ansehen können-Aspekt der menschlichen Natur. Man musste sich das einmal vorstellen. Diesem Mann hatte man sein Kind weggenommen. Anderthalb Jahre hatte er sich gefragt, was mit seiner Tochter geschehen war, hatte sich nachts schlaflos im Bett herumgewälzt und Schrecknisse heraufbeschworen, die am besten tief in den dunklen Abgründen unseres Unterbewusstseins verborgen blieben.

Jetzt hatte er sie gesehen.

Es wäre pervers gewesen, hätte sie den Ausdruck auf seinem Gesicht *nicht* sehen wollen.

Die Sekunden vergingen. Das hatte sie so geplant. Sie wollte die Spannung ins Unermessliche wachsen lassen, ihn über die Grenze dessen belasten, was ein Mensch ertragen konnte, ihn weich kochen, ehe sie ihm den letzten, endgültigen Schlag versetzte.

Lydia zog ihre Sig-Sauer aus der Tasche. Sie hielt sie neben sich am Körper. Seidman war noch gut zehn Meter von dem Busch entfernt, hinter dem sie sich versteckt hatte. Sie führte den Sprachverzerrer und das Handy wieder zum Mund. Sie flüsterte hinein. Flüstern oder Schreien war egal. Durch den Verzerrer klang alles gleich.

»Öffnen Sie die Geldtasche.«

Er bewegte sich wie in Trance. Er tat, was sie von ihm verlangt hatte - ohne weitere Fragen zu stellen. Jetzt schaltete sie ihre Taschenlampe ein. Sie leuchtete ihm ins Gesicht und senkte den Strahl dann auf die Tasche.

Geld. Sie konnte die Bündel erkennen. Sie nickte. Sie waren abmarschbereit.

»In Ordnung«, sagte sie. »Stellen Sie die Tasche auf den Boden. Gehen Sie langsam den Pfad entlang. Tara erwartet Sie dort.«

Sie sah, wie Dr. Seidman die Tasche abstellte. Er blinzelte in

die Richtung, in der er seine Tochter vermutete. Er bewegte sich steif, aber vermutlich war seine Sicht noch durch den Taschenlampenstrahl beeinträchtigt. Auch das würde es leichter machen.

Lydia wollte aus kürzester Entfernung schießen. Zwei Kugeln schnell hintereinander in den Kopf, für den Fall, dass er eine schussichere Weste trug. Sie war eine gute Schützin. Wahrscheinlich würde sie seinen Kopf auch von hier treffen. Doch sie wollte auf Nummer sicher gehen. Nur keinen Fehler machen. Ihm keine Möglichkeit zur Flucht geben.

Seidman kam auf sie zu. Er war noch rund acht Meter weg. Dann fünf. Als er nur noch drei Meter von ihr entfernt war, hob Lydia die Pistole und zielte.

Falls Marc die U-Bahn genommen hatte, war es fast unmöglich, ihm unbemerkt zu folgen.

Rachel lief zur Treppe. Als sie oben angekommen war, blickte sie hinab in die Dunkelheit. Marc war verschwunden. Mist. Sie betrachtete die Umgebung. Ein Schild deutete in Richtung der Fahrstühle, die nach unten zum A-Train fuhren. Rechts von ihr war ein geschlossenes, schmiedeeisernes Tor. Sonst nichts.

Er musste zur U-Bahn hinuntergefahren sein.

Und jetzt?

Von hinten hörte sie Schritte. Rasch wischte sie sich mit der rechten Hand übers geschwärzte Gesicht und hoffte, dass sie so wenigstens halbwegs vorzeigbar aussah. Mit der Linken schob sie das Nachtsichtgerät nach hinten.

Zwei Männer kamen die Treppe herabgetrabt. Einer sah sie an und lächelte. Sie wischte sich noch einmal übers Gesicht und erwiderte das Lächeln. Die Männer liefen die restlichen Stufen herab und wandten sich zu den Fahrstühlen.

Rachel ging schnell ihre Möglichkeiten durch. Sie konnte die beiden Männer als Deckung benutzen. Sie würde gemeinsam mit ihnen nach unten fahren, den Fahrstuhl mit ihnen betreten und verlassen und sich dabei vielleicht sogar mit ihnen unterhalten. Wer sollte sie dann verdächtigen? Mit etwas Glück war Marcs U-Bahn noch nicht gekommen. Falls doch ... na ja, es brachte sie nicht weiter, das Schlimmste anzunehmen.

Rachel wollte gerade auf die Männer zugehen, als ihr etwas auffiel. Das schmiedeeiserne Tor. Zu ihrer Rechten. Es war geschlossen. Auf dem Schild daneben stand: GEÖFFNET NUR AN WOCHENENDEN UND GESETZLICHEN FEIERTAGEN.

Aber dahinter sah Rachel den Strahl einer Taschenlampe im Dickicht.

Sie hielt inne und spähte durch den Zaun, sah jedoch nichts außer dem Lichtstrahl. Das Unterholz war zu dicht. Von links hörte sie das *Ping* des ankommenden Fahrstuhls. Die Tür glitt auf. Die Männer traten in die Kabine. Keine Zeit, den Palm Pilot aus der Tasche zu holen und die GPS Daten zu überprüfen. Außerdem waren der Fahrstuhl und der Taschenlampenstrahl zu nahe beieinander. Wahrscheinlich hätte sie den Unterschied gar nicht erkennen können.

Der Mann, der ihr zugelächelt hatte, legte die Hand vor die Lichtschranke und blockierte so die Tür. Sie überlegte, was sie tun sollte.

Der Lichtstrahl verschwand.

»Wollen Sie mit?«, fragte der Mann.

Sie wartete darauf, dass die Taschenlampe wieder angeschaltet wurde. Doch nichts geschah. Sie schüttelte den Kopf. »Nein, vielen Dank.«

Sie rannte die Treppe wieder hinauf und suchte nach einer dunklen Stelle. Das Nachtsichtgerät funktionierte nur richtig, wenn es wirklich finster war. Die Rigel-Geräte glichen zwar mit

einem Lichtsensor zu helles Licht aus, aber Rachel hatte festgestellt, dass es am besten war, künstliche Lichtquellen nach Möglichkeit zu meiden. Okay, vom Straßenniveau hatte sie einen ziemlich guten Blick auf den Park hinunter, aber immer noch zu viel Streulicht von den Laternen.

Sie stellte sich neben das Fahrstuhlhäuschen. Wenn sie sich links an die Wand drückte, stand sie praktisch in vollkommener Dunkelheit. Perfekt. Die Bäume und Sträucher waren zwar auch hier noch so dicht, dass sie keine freie Sicht hatte, doch das musste reichen.

Ihr Nachtsichtgerät sollte extrem leicht sein, trotzdem kam es ihr sperrig vor. Sie hätte sich eins kaufen sollen, das man einfach wie ein Fernglas vors Gesicht halten konnte. Bei den meisten ging das. Bei diesem nicht. Man musste es wie eine Maske festschnallen. Die Vorteile waren jedoch offensichtlich. Wenn man es erst einmal angelegt hatte, hatte man beide Hände frei.

Als sie es über den Kopf zog, sah sie den Taschenlampenstrahl wieder. Rachel versuchte festzustellen, woher er kam. Es schien diesmal eine andere Stelle zu sein. Weiter rechts. Und näher.

Aber ehe sie Einzelheiten erkennen konnte, war der Strahl schon wieder verschwunden.

Sie behielt die Stelle im Auge. Jetzt war es dunkel. Sehr dunkel. Sie starrte immer noch dorthin und zog sich das Nachtsichtgerät über die Augen. Nachtsichtgeräte können keine Wunder vollbringen. Man kann damit nicht wirklich im Dunkeln sehen. Sie verstärken nur das in winzigen Mengen vorhandene Restlicht. Aber hier war fast überhaupt kein Licht. Früher wäre das ein Problem gewesen, aber inzwischen haben die meisten Modelle eine zuschaltbare Infrarot-Einrichtung. Eine Infrarotlampe warf einen Strahl, der für das menschliche Auge unsichtbar war.

Aber nicht für das Nachtsichtgerät.

Rachel schaltete die Lampe an. Die Nacht wurde in leuchten-

des Grün getaucht. Sie sah nicht durch eine Linse, sondern durch eine Phosphor-Bildverstärkerröhre, die ähnlich aufgebaut war wie ein Fernsehgerät. Das Okular vergrößerte das Bild auf dem Schirm, das heißt, man betrachtete ein Bild, nicht den eigentlichen Ort. Das Bild war grün, weil das menschliche Auge von den möglichen phosphorisierenden Farben Grüntöne am besten unterscheiden kann. Rachel starrte.

Da war etwas.

Das Bild war ein wenig verschwommen, doch Rachel meinte, eine kleine Frau zu erkennen. Sie schien sich hinter einem Busch zu verstecken. Sie hielt sich etwas an den Mund. Vielleicht ein Telefon. Peripheres Sehen ist mit diesen Geräten praktisch nicht möglich, obwohl dieses angeblich ein Sichtfeld von siebenunddreißig Grad hatte. Als sie den Kopf nach rechts drehte, sah sie Marc, der gerade die Tasche mit den zwei Millionen Dollar abstellte.

Marc ging auf die Frau zu. Er machte kurze Schritte, wahrscheinlich weil es dunkel und der Weg uneben war.

Rachel musste den Kopf nach rechts und links drehen, um Marc und die Frau beobachten zu können. Marc näherte sich ihr. Die Frau hockte immer noch hinter dem Busch. Marc konnte sie unmöglich sehen. Rachel runzelte die Stirn und fragte sich, was das sollte.

Dann hob die Frau den Arm.

Es war schwer zu erkennen - Zweige und Äste verdeckten den Blick -, aber die Frau schien mit dem Finger auf Marc zu zeigen. Sie waren nicht mehr weit voneinander entfernt. Rachel schaute mit zusammengekniffenen Augen auf den Bildschirm. Und in diesem Moment erkannte sie, dass die Frau nicht mit einem Finger auf Marc zeigte. Das da war größer als eine Hand.

Es war eine Pistole. Die Frau hatte eine Pistole auf Marcs Kopf gerichtet.

Ein Schatten glitt durch Rachels Blickfeld. Sie schreckte zurück und öffnete den Mund, um einen Warnruf auszustoßen, als eine Hand von der Größe eines Baseballhandschuhs ihr den Mund zuhielt und jedes Geräusch erstickte.

*

Tickner und Regan trafen sich an der New Jersey Turnpike. Tickner fuhr, Regan saß neben ihm und strich sich mit der Hand übers Gesicht.

Tickner schüttelte den Kopf. »Ich fasse es nicht, dass Sie diesen Bart immer noch haben.«

»Gefällt er Ihnen nicht?«

»Halten Sie sich für Enrique Iglesias?«

»Für wen?«

»Genau.«

»Was stört Sie an meinem Unterlippenbart?«

»Das ist wie ein T-Shirt mit der Aufschrift *Ich hatte 1998 eine Midlife-Crisis*.«

Regan dachte kurz darüber nach. »Ja, okay, da mag was dran sein. Übrigens, diese Sonnenbrille, die Sie immer tragen. Ich hab mich gefragt, ob die vom FBI als Dienstkleidung verteilt werden?«

Tickner grinste: »Damit krieg ich die Mädels reihenweise rum.«

»Ja, in Verbindung mit Ihrem Elektroschocker.« Regan rutschte auf seinem Sitz herum. »Lloyd?«

»Mhm.«

»Ich kapiert das nicht.«

Es ging nicht mehr um Sehhilfen und Gesichtsbehaarung.

»Wir kennen immer noch nicht alle Details«, sagte Tickner.

»Aber es wird immer mehr?«

»Ja, sicher.«

»Dann gehen wir das, was wir haben, noch mal durch, ja?«

Tickner nickte. »Erstens: Wenn das DNA-Labor, das Edgar Portman beauftragt hat, richtig liegt, ist das Kind noch am Leben.«

»Was eigenartig wäre.«

»Sehr. Aber es würde vieles erklären. Wer ist der erste Verdächtige, wenn ein entführtes Kind überlebt?«

»Der Vater«, sagte Regan.

»Und wessen Pistole ist auf mysteriöse Weise vom Tatort verschwunden?«

»Die des Vaters.«

Tickner zielte mit dem Zeigefinger auf Regan und klappte den hochgestreckten Daumen herunter. »Volltreffer.«

»Und wo war das Mädchen die ganze Zeit?«, fragte Regan.

»Versteckt.«

»Wow, Mannomann, das bringt uns jetzt echt weiter.«

»Nein, überlegen Sie mal. Wir haben Seidman beobachtet. Wir haben ganz genau aufgepasst. Das wusste er. Wo konnte er sein Kind also am besten verstecken?«

Regan merkte, worauf Tickner hinauswollte: »Bei der Freundin, von der wir nichts wussten.«

»Mehr noch, bei einer Freundin, die beim FBI gearbeitet hat. Eine Freundin, die unsere Arbeitsweise kennt. Die weiß, wie man eine Lösegeldübergabe organisiert. Und wie man ein Kind versteckt. Jemand, der Seidmans Schwester Stacy kennt und sie als Helferin gewinnen kann.«

Regan dachte darüber nach.

»Okay, angenommen, ich glaube das alles. Die beiden begehen dieses Verbrechen. Sie bekommen zwei Millionen Dollar und das Kind. Aber was dann? Sie warten achtzehn Monate? Und dann beschließen sie plötzlich, dass sie noch mehr Geld brauchen? Wieso?«

»Sie mussten warten, um den Verdacht zu zerstreuen. Vielleicht haben sie auch abgewartet, bis die Erbschaft anerkannt ist. Viel-

leicht brauchen sie noch mal zwei Millionen Dollar zur Flucht. Ich weiß es nicht.«

Regan runzelte die Stirn. »Wir kreisen immer um denselben Punkt.«

»Und der wäre?«

»Wenn Seidman hinter dem Ganzen steckt, wie kommt es, dass er fast umgebracht worden ist? Das war keine *Verpass mir einen, damit's gut aussieht*-Wunde. Er war klinisch tot. Die Sanitäter waren anfangs sicher, dass er hinüber ist. Hey, intern haben wir die ersten zehn Tage von einem Doppelmord gesprochen.«

Tickner nickte. »Das ist ein Problem.«

»Und außerdem, was zum Henker treibt er da jetzt? Ich meine, er fährt über die Washington Bridge. Glauben Sie, er hat sich gerade entschlossen, mit den zwei Millionen Dollar zu fliehen?«

»Wäre möglich.«

»Wenn Sie fliehen müssten, würden Sie die Maut mit Ihrem *E-ZPass* zahlen?«

»Nein, aber vielleicht weiß er nicht, wie leicht man das zurückverfolgen kann.«

»Hey, jeder Trottel weiß, wie leicht man das zurückverfolgen kann. Man kriegt die Rechnung per Post. Da steht drin, um welche Zeit man auf welcher Spur durchgefahren ist. Und selbst wenn er so dämlich war, das zu vergessen, dann ist da noch Ihre Ex-FBI-Agentin Rachel Wasweißich.«

»Rachel Mills.« Tickner nickte bedächtig. »Guter Einwand.«

»Danke.«

»Und was schließen wir jetzt daraus?«

»Dass wir immer noch keinen Schimmer haben, was hier eigentlich läuft«, sagte Regan.

Tickner lächelte. »Schön, sich wieder auf vertrautem Terrain zu bewegen.«

Tickners Handy klingelte. Er meldete sich. Es war O'Malley.
»Wo sind Sie?«, fragte O'Malley.

»Gut einen Kilometer vor der Washington Bridge«, sagte Tickner.

»Drücken Sie auf die Tube.«

»Wieso? Was ist los?«

»Das New York Police Department hat gerade Seidmans Wagen entdeckt«, sagte O'Malley. »Er steht am Fort Tryon Park - ungefähr anderthalb, zwei Kilometer hinter der Brücke.«

»Kenn ich«, sagte Tickner. »Wir sind in weniger als fünf Minuten da.«

*

Heshy hatte schon gedacht, dass das alles etwas zu glatt lief.

Er hatte Dr. Seidman aus dem Wagen steigen sehen. Er hatte gewartet. Ansonsten war niemand ausgestiegen. Dann hatte er sich gerade vom Turm des alten Forts auf den Weg nach unten machen wollen.

Plötzlich hatte er die Frau entdeckt.

Er war stehen geblieben und hatte beobachtet, wie sie zu den U-Bahn-Fahrstühlen hinabging. Zwei Männer waren bei ihr. Das war nicht weiter verdächtig. Aber dann, als die Frau allein wieder die Treppe hinaufgerannt kam, tja, das hatte alles geändert.

Von diesem Moment an hatte er sie im Auge behalten. Als sie im Dunkeln verschwunden war, hatte Heshy sich langsam an sie herangeschlichen.

Heshy wusste, dass er Furcht einflößend aussah. Er wusste auch, dass einige Schaltkreise in seinem Gehirn nicht normal verdrahtet waren. Das kümmerte ihn nicht weiter, was, wie er annahm, Teil dieses Verdrahtungsproblems war. Manche Leute sahen in Heshy den Inbegriff des Bösen. Er hatte sechzehn Men-

schen umgebracht, vierzehn davon langsam und qualvoll. Er hatte sechs Menschen am Leben gelassen, die sich noch immer wünschten, er hätte es nicht getan.

Angeblich verstanden Menschen wie Heshy nicht, was sie taten. Das Leiden anderer Menschen erreichte sie nicht. Das stimmte nicht. Die Schmerzen seiner Opfer waren für ihn nichts Abstraktes. Er wusste, was Schmerzen waren. Und er verstand auch die Liebe. Er liebte Lydia. Er liebte sie auf eine Art, die für die meisten Menschen unbegreiflich war. Er würde für sie morden. Er würde für sie sterben. Das sagen natürlich viele über ihre Geliebten - aber wie viele würden es auf einen Versuch ankommen lassen?

Die Frau im Dunkeln hatte ein Fernglas an den Kopf geschnallt. Ein Nachtsichtgerät. Heshy kannte die aus den Nachrichten. Soldaten benutzten so was im Krieg. Dass sie so ein Gerät hatte, hieß nicht unbedingt, dass sie eine Polizistin war. Die meisten Waffen und anderen militärischen Schnickschnack konnte man zu entsprechenden Preisen online bestellen. Heshy beobachtete sie. Ob Polizistin oder nicht, wenn das Nachtsichtgerät funktionierte, konnte sie Zeugin des Mordes werden, den Lydia gleich begehen würde.

Also musste sie zum Schweigen gebracht werden.

Er näherte sich langsam. Er wollte hören, ob sie mit jemandem sprach, ob sie eine Funkverbindung zu irgend jemandem hatte. Doch die Frau schwieg. Vielleicht war sie wirklich allein.

Er war noch ungefähr zwei Meter von ihr entfernt, als ihr Körper sich plötzlich spannte. Die Frau schnappte kurz nach Luft, und Heshy wusste, dass es Zeit war, sie fertig zu machen.

Mit zwei schnellen, für seine Masse fast graziösen Schritten sprang er zu ihr hinüber. Er griff mit der rechten Hand um ihren Kopf und legte sie auf ihren Mund. Seine Hand war so groß, dass die Nase gleich mit bedeckt war. Sie bekam keine Luft mehr. Er

legte die linke Hand um ihren Hinterkopf. Dann presste er die Hände zusammen.

Und als er die Frau auf diese Art fest im Griff hatte, hob Heshy sie hoch, so dass ihre Füße den Boden nicht mehr berührten.

28

Ein Geräusch ließ mich innehalten. Ich wandte mich nach rechts. Ich meinte, es wäre von oben, von Höhe der Straße gekommen. Ich sah hinauf und versuchte, etwas zu erkennen, aber meine Augen waren noch immer von dem Taschenlampenstrahl geblendet. Außerdem versperrten Bäume mir die Sicht. Ich wartete einen Moment und lauschte. Nichts. Es war still. Außerdem spielte es sowieso keine Rolle. Am Ende dieses Wegs wartete Tara auf mich. Nur das zählte, ganz egal, was sonst noch geschah.

Konzentrier dich, dachte ich noch einmal. Tara steht am Ende des Weges. Alles andere interessiert nicht.

Ich ging weiter, sah mich nicht einmal nach der Tasche mit den zwei Millionen Dollar um. Auch die waren belanglos, wie alles außer Tara. Ich versuchte, mir das schattenhafte Bild, die Silhouette im Taschenlampenstrahl, wieder ins Gedächtnis zurückzurufen. Ich stapfte weiter. Meine Tochter. Es war möglich, dass sie nur wenige Schritte von mir entfernt war. Ich hatte eine zweite Chance bekommen, sie zu retten. Konzentrier dich nur darauf. Alles andere ist egal. Lass dich nicht aufhalten.

Ich ging weiter.

*

Beim FBI war Rachel gründlich im Umgang mit Waffen und im Nahkampf ausgebildet worden. Sie hatte viel gelernt in den wenigen Monaten in Quantico. Ihr war klar, dass ein echter Kampf

nichts mit dem zu tun hatte, was man im Fernsehen sah. Im Ernstfall würde man sich zum Beispiel nie mit etwas so Aufwändigem wie einem Tritt ins Gesicht aufhalten. Ebenso wie man dem Gegner nicht den Rücken zuwandte, sich drehte oder sprang - nichts dergleichen.

Erfolgreiche Nahkampftechnik ließ sich in ziemlich wenigen Punkten zusammenfassen. Man zielte auf die empfindlichen Körperteile. Die Nase war gut - wenn man sie traf, tränkten dem Gegner meist die Augen. Die Augen selbst natürlich auch. Die Kehle - jeder, der dort einmal einen Schlag abbekommen hat, weiß, wie schnell einem da die Kampfeslust vergeht. Der Schritt selbstverständlich. Das hört man immer wieder. Der Schritt ist allerdings schwer zu treffen, wahrscheinlich weil Männer ihn instinktiv besonders gut verteidigen. Daher ist er meist besser für eine Finte zu gebrauchen. Man täuscht einen Tritt zwischen die Beine an und schlägt dann auf eine andere empfindliche Stelle.

Es gab noch andere Möglichkeiten - den Solarplexus, den Fußrücken, das Knie. Aber es gab bei all diesen Techniken auch ein zentrales Problem. Im Kino kann ein kleiner Gegner einen größeren besiegen. In der Realität kann das zwar auch schon mal vorkommen, aber wenn die Frau so klein wie Rachel und der Mann so groß wie ihr gegenwärtiger Angreifer ist, ist die Wahrscheinlichkeit, dass sie als Sieger aus diesem Handgemenge hervorgeht, äußerst gering. Wenn der Angreifer weiß, was er tut, schrumpft diese geringe Wahrscheinlichkeit bis zur Unsichtbarkeit.

Ein anderes Problem für eine Frau besteht darin, dass diese Kämpfe nie ablaufen wie im Kino. Denken Sie mal an eine körperliche Auseinandersetzung, die Sie selbst vielleicht in einer Bar, bei einer Sportveranstaltung oder auch auf dem Spielplatz miterlebt haben. Der Kampf endet fast immer in einer Rangelei

auf dem Boden. Im Fernsehen, in einem Boxring, klar, da bleiben die Leute stehen und schlagen aufeinander ein. Im richtigen Leben taucht der eine oder andere ab, greift sich seinen Gegner, und die beiden gehen zu Boden und ringen. Dann spielt es überhaupt keine Rolle mehr, wie gut man ausgebildet ist. In diesem Stadium des Kampfes hätte Rachel gegen einen so großen Konkurrenten nicht die geringste Chance.

Und nicht zuletzt: Obwohl Rachel im Verhalten in gefährlichen Situationen geschult war - das FBI hatte in Quantico dafür eigens eine *Pseudostadt* eingerichtet -, war sie doch nie in eine echte körperliche Auseinandersetzung geraten. Sie war nicht auf die unwillkürliche Panikreaktion gefasst, das taube Kribbeln in den Beinen, den Kraftverlust, als sich Adrenalin und Angst mischten.

Rachel bekam keine Luft. Sie spürte die Hand auf ihrem Mund und reagierte spontan falsch. Anstatt sofort mit dem Fuß nach hinten auszuschlagen - um, wenn möglich, das Knie oder den Fußrücken zu treffen —, gehorchte sie ihrem Instinkt und versuchte, mit beiden Händen ihren Mund zu befreien. Das gelang ihr nicht.

Im nächsten Augenblick hatte der Mann ihr seine andere Hand auf den Hinterkopf gelegt und ihren Kopf dazwischengeklemmt wie in einem Schraubstock. Seine Finger bohrten sich in ihr Zahnfleisch und drückten ihre Zähne ein. Er schien so stark, dass Rachel den Eindruck hatte, er könne ihren Kopf wie eine Eierschale zerquetschen. Das tat er nicht. Stattdessen hob er sie hoch. Ihr Hals litt am meisten. Es fühlte sich an, als würde er ihr den Kopf abreißen. Die Hand über Mund und Nase schnitt ihr die Luft ab. Er hob sie höher. Ihre Füße berührten den Boden nicht mehr. Sie ergriff seine Handgelenke und versuchte, sich daran hochzuziehen, um den Hals zu entlasten.

Trotzdem bekam sie immer noch keine Luft.

Es dröhnte in ihren Ohren. Ihre Lunge brannte. Sie trat wild um sich. Die wenigen Tritte, die ihn trafen, waren so schwach und ungezielt, dass er gar nicht erst versuchte, sie abzublocken. Sein Gesicht war ganz nah an ihrem. Sie spürte die Spucke in seinem Atem. Ihr Nachtsichtgerät war verrutscht, hing aber immer noch an ihrem Kopf. Es verdeckte ihr die Sicht.

Der Druck im Kopf fing an zu pochen. Rachel versuchte, sich an ihre Ausbildung zu erinnern, und bohrte ihre Fingernägel in den Druckpunkt unter seinem Daumen. Keine Reaktion. Sie trat kräftiger zu. Nichts. Sie brauchte Luft. Sie kam sich vor wie ein Fisch an der Angelschnur, der wild zappelnd erstickte. Panik erfasste sie.

Ihre Waffe.

Sie konnte danach greifen. Wenn sie sich selbst lange genug in den Griff bekam und den Mut aufbrachte, die Hand loszulassen, konnte sie in ihre Tasche greifen, die Pistole herausziehen und abdrücken. Das war ihre einzige Chance. Ihr wurde schwummrig. Langsam verlor sie das Bewusstsein.

Sekunden, bevor ihr Kopf explodierte, ließ Rachel die linke Hand los. Ihr Hals war straff gespannt. Sie war sicher, dass er wie ein Gummiband reißen würde. Sie kam mit der Hand ans Holster. Ihre Finger berührten die Pistole.

Doch der Mann merkte, was sie vorhatte. Während Rachel noch immer wie eine Stoffpuppe in der Luft hing, rammte er ihr das Knie in die Nieren. Schmerz explodierte in einem roten Blitz. Ihre Augen rollten nach hinten. Aber Rachel gab nicht auf. Sie versuchte weiter, ihre Waffe zu ziehen. Der Mann hatte keine Wahl. Er ließ sie los.

Luft.

Ihre Atemwege waren endlich offen. Sie versuchte, nicht zu gierig danach zu schnappen, aber ihre Lungen hatten eigene Pläne. Sie konnte nicht aufhören.

Die Erleichterung hielt nicht lange vor. Mit einer Hand hinderte der Mann sie, die Pistole zu ziehen. Mit der anderen versetzte er ihr einen mächtigen Schlag auf die Kehle. Rachel würgte und ging zu Boden. Der Mann nahm ihre Waffe und schleuderte sie zur Seite. Er ließ sich auf sie fallen. Das bisschen Luft, das sie gerade in die Lungen bekommen hatte, war wieder weg. Er setzte sich mit gespreizten Beinen auf ihren Oberkörper und griff nach ihrem Hals.

In diesem Moment raste der Polizeiwagen vorbei.

Plötzlich richtete der Mann sich auf. Sie versuchte, sich zu befreien, aber er war einfach zu schwer. Er zog ein Handy aus der Tasche und hielt es an den Mund. Schroff flüsterte er: »Abbrechen! Polizei!«

Rachel versuchte, sich zu bewegen, versuchte, ihn zu irgendeiner Reaktion zu verleiten. Aber sie hatte keine Kraft mehr. Als sie nach oben blickte, sah sie, dass der Mann die Faust ballte. Die Faust kam auf sie zu. Sie versuchte, sich abzuwenden. Aber sie konnte nicht ausweichen.

Der Schlag knallte ihren Kopf auf die Pflastersteine. Und dann wurde es um sie herum dunkel.

Als Marc an ihr vorbeigegangen war, trat Lydia hinter ihm mit erhobener Pistole aus dem Gebüsch. Den Finger am Abzug, zielte sie auf seinen Hinterkopf. Der *Abbrechen! Polizei!*-Aufschrei in ihrem Ohrörer erschreckte sie so, dass sie fast abgedrückt hätte. Aber ihr Verstand arbeitete schnell. Seidman ging immer noch den Weg entlang. Lydia wusste sofort, was zu tun war, alles stand ihr klar vor Augen. Sie warf die Pistole weg. Ohne Waffe gab es keinen Beweis für irgendwelche Missetaten. Man konnte die Pistole nicht mit ihr in Verbindung bringen, falls sie sie nicht gerade bei sich trug. Wie die meisten Schusswaffen, ließ sie sich nicht zu-

rückverfolgen. Und sie trug natürlich Handschuhe, so dass keine Fingerabdrücke darauf waren.

Aber - ihre Gedanken rotierten immer noch - was sollte sie davon abhalten, das Geld mitzunehmen?

Sie war eine anständige Bürgerin, die im Park spazieren gegangen war. Dabei konnte ihr doch wohl die Tasche aufgefallen sein? Wenn man sie damit erwischt, tja, dann war sie nur ein guter Samariter. Sie hätte das Geld natürlich unverzüglich bei der Polizei abgeliefert. Das war nicht strafbar. Sie ging kein Risiko ein.

Nicht, wenn man berücksichtigte, dass in der Tasche zwei Millionen Dollar waren.

Kurz wog sie das Für und Wider ab. Eigentlich war es ganz einfach. Nimm das Geld. Wenn sie damit erwischt wurde, na und? Es gab keinerlei Verbindung zwischen ihr und diesem Verbrechen. Die Waffe hatte sie weggeworfen. Das Handy auch. Natürlich könnte man es finden. Aber es würde sie weder zu ihr noch zu Heshy führen.

Sie hörte ein Geräusch. Marc Seidman, der etwa fünf Meter von ihr entfernt gewesen war, rannte los. Gut, sollte er. Lydia ging zu dem Geld hinüber. Heshy kam um die Ecke. Sie ging weiter. Ohne anzuhalten nahm Lydia die Tasche vom Boden auf.

Dann verschwanden Lydia und Heshy im Dunkel der Nacht.

Ich stolperte weiter voran. Meine Augen gewöhnten sich langsam an die Dunkelheit, aber besonders viel sah ich noch nicht. Der Weg führte bergab. Er war mit kleinen Steinen gepflastert. Ich versuchte, nicht hinzufallen. Es wurde jetzt steiler und ich ließ mich von meinem Gewicht vorantreiben, so dass ich ziemlich schnell war, ohne direkt zu rennen.

Rechts von mir erkannte ich den steilen Hang, von dem man

auf die Bronx hinuntersehen konnte. Tief unter mir glitzerten die Lichter.

Ich hörte ein Kind schreien.

Ich blieb stehen. Es war nicht sehr laut gewesen, aber da hatte eindeutig ein Kind geschrien. Es raschelte. Das Kind schrie noch einmal. Es war jetzt weiter entfernt. Das Rascheln stoppte, aber ich hörte das stetige Klatschen von Schritten auf Asphalt. Da rannte jemand. Mit einem Kind. Von mir weg.

Nein.

Ich lief los. Das Licht der fernen Straßenlaternen reichte mir, um dem Pfad folgen zu können. Vor mir sah ich den Maschendrahtzaun. Hier war man sonst nicht weitergekommen. Doch aus der Nähe erkannte ich, dass jemand mit einem Bolzenschneider ein Loch hineingeschnitten hatte. Ich schlüpfte hindurch und gelangte wieder auf einen Weg. Ich schaute nach links, wo es zum Park zurückging.

Niemand.

Mist. Was war da schief gelaufen? Ich versuchte, in Ruhe nachzudenken. Konzentrier dich. Okay, wohin würde ich laufen, wenn ich fliehen müsste? Ganz einfach. Ich würde nach rechts abbiegen. Die Wege dort waren unübersichtlich, gewunden und dunkel. Man konnte sich ohne weiteres im Unterholz verstecken. Und genau das würde ein Kidnapper tun. Ich wartete nur einen kurzen Moment in der Hoffnung, dass das Kind noch einmal schreien würde. Es schwieg. Aber eine Stimme sagte: »Hey!« Sie klang wirklich überrascht.

Ich legte den Kopf schief. Der Ruf war von rechts gekommen. Gut. Ich rannte weiter, suchte den Horizont nach einem Flanellhemd ab. Nichts. Ich lief weiter bergab, strauchelte und wäre fast den Hügel hinuntergerollt. Von damals, als ich hier in der Gegend gewohnt hatte, wusste ich, dass Obdachlose an den steilen Hängen zwischen den Pfaden Zuflucht gefunden hatten. Sie

suchten Schutz unter den dichten Zweigen und Überhängen. Gelegentlich raschelte es am Wegrand so laut, dass es kein Eichhörnchen sein konnte. Manchmal erschien ein Obdachloser wie aus dem Nichts - lange Haare, verfilzter Bart, in eine stinkende Wolke gehüllt. Nicht weit von hier boten sich Stricher den Geschäftsleuten an, die aus dem A-Train stiegen. Ich bin hier regelmäßig frühmorgens gejoggt. Oft war der Weg mit Kondomhüllen übersät.

Ich rannte weiter und versuchte, aufmerksam zu lauschen. Der Weg gabelte sich. Verdammte. Wieder überlegte ich, welcher Weg der verschlungenere war. Doch ich wusste es nicht. Ich wollte mich rechts halten, als ich etwas hörte.

Es raschelte im Gebüsch.

Ohne weiter nachzudenken, sprang ich hinein. Ich stand vor zwei Männern. Einer im Anzug. Der andere, viel jüngere, trug Jeans und kniete vor ihm. Der Anzugträger fluchte. Ich machte keinen Rückzieher, weil ich die Stimme des Mannes schon einmal gehört hatte. Vor wenigen Sekunden.

Er war es, der »Hey« gerufen hatte.

»Haben Sie hier einen Mann mit einem kleinen Mädchen vorbeikommen sehen?«

»Machen Sie, dass Sie ...«

Ich trat einen Schritt vor und gab ihm eine Ohrfeige. »Haben Sie sie gesehen?«

Er wirkte weniger verletzt als erschrocken. Dann zeigte er nach links. »Sie sind da hoch gelaufen. Er hatte das Kind auf dem Arm.«

Ich sprang wieder auf den Weg. Okay, alles klar. Sie waren auf dem Weg zurück zur Wiese. Wenn sie weiter in diese Richtung liefen, würden sie in der Nähe meines Wagens herauskommen. Ich rannte wieder los und kam an ein paar Strichern vorbei, die auf der Mauer saßen. Einer von ihnen fing meinen Blick auf - er

trug ein blaues Kopftuch -, nickte und bedeutete mir, dass ich auf dem Weg bleiben sollte. Ich nickte dankend zurück und rannte weiter. In der Ferne sah ich die Parkbeleuchtung. Und dort, vor einem Laternenpfahl, erhaschte ich einen kurzen Blick auf Flanellhemd, der Tara auf dem Arm trug.

»Halt!«, rief ich. »Haltet den Mann auf!«

Aber sie waren verschwunden.

Ich schluckte und rannte, weiter um Hilfe rufend, den Weg hinauf. Niemand reagierte oder antwortete. Als ich an dem Aussichtspunkt war, von dem Paare gern die Aussicht nach Osten bewunderten, sah ich Flanellhemd noch einmal. Er sprang über die Mauer in den Wald. Ich wollte ihm folgen, doch als ich um die Ecke bog, schrie jemand: »Keine Bewegung!«

Ich sah mich um. Es war ein Polizist. Er hatte seine Pistole gezogen.

»Keine Bewegung!«

»Er hat meine Tochter! Da entlang!«

»Dr. Seidman?«

Die bekannte Stimme kam von rechts. Es war Regan.

Was zum ... ? »Los, folgen Sie mir einfach!«

»Wo ist das Geld, Dr. Seidman?«

»Sie verstehen nicht«, stieß ich hervor. »Sie sind gerade über die Mauer gesprungen.«

»Wer?«

Ich merkte, worauf das hinauslief. Zwei Polizisten hatten ihre Pistolen auf mich gerichtet. Regan starrte mich mit verschränkten Armen an. Hinter ihm erschien Tickner.

»Reden wir darüber, okay?«

Nein, das war nicht okay. Sie würden nicht schießen. Und falls doch, dann war mir das auch egal. Also lief ich los. Sie nahmen die Verfolgung auf. Die Cops waren jünger und zweifellos durchtrainierter. Aber einen Vorteil hatte ich: Ich war verrückt vor

Angst um Tara. Ich sprang über den Zaun und stürzte den Abhang hinab. Die Cops folgten mir, aber sie waren vorsichtig, passten auf, wo sie hintraten.

»Keine Bewegung!«, schrie wieder einer.

Ich bekam nicht genug Luft für weitere Erklärungen. Sie sollten mir ja folgen - ich durfte mich bloß nicht schnappen lassen.

Ich krümmte mich zusammen und rollte den Berg hinunter. Trockenes Gras blieb an meiner Kleidung und in meinen Haaren hängen. Staub wurde aufgewirbelt. Ich unterdrückte ein Husten. Als ich immer schneller zu werden drohte, knallte mein Brustkorb seitlich gegen einen Baumstamm, und ich hörte den dumpfen Schlag. Ich schnappte nach Luft, die der Aufprall mir fast vollständig genommen hatte, aber ich hielt durch. Ich rutschte noch ein paar Meter zur Seite und war auf dem Weg. Die Taschenlampenstrahlen der Cops folgten mir. Sie waren in Sichtweite, aber weit genug weg. Ausgezeichnet.

Auf dem Weg schaute ich erst nach rechts, dann nach links. Von Flanellhemd oder Tara war nichts zu sehen. Wieder versuchte ich, herauszubekommen, in welche Richtung sie gelaufen sein könnten. Nichts zu wollen. Ich blieb stehen. Die Polizisten kamen näher.

»Keine Bewegung!«, rief der Cop wieder.

Die Chancen standen fifty-fifty.

Ich wollte schon nach links laufen, wieder hinein in die Dunkelheit, als ich den jungen Mann mit dem blauen Kopftuch sah, der mir vorhin schon zugenickt hatte. Diesmal schüttelte er den Kopf und zeigte in die entgegengesetzte Richtung. »Danke«, keuchte ich.

Vielleicht antwortete er noch, doch ich war schon unterwegs. Ich rannte wieder hinauf und nahm dasselbe Loch im Maschendrahtzaun, durch das ich schon vorhin geschlüpft war. Ich hörte Schritte, aber sie waren zu weit entfernt. Wieder blickte ich auf

und erblickte Flanellhemd. Er stand in der Nähe der Laternen an der Treppe zum U-Bahnhof. Offenbar versuchte er, wieder zu Atem zu kommen.

Ich rannte schneller.

Er auch.

Es lagen wohl etwa fünfzig Meter zwischen uns. Doch er musste ein Kind tragen. Es musste möglich sein, den Abstand zu verringern. Ich beschleunigte. »Halt!«, brüllte der Cop von vorhin jetzt. Vermutlich nur, um mal etwas anderes zu rufen. Ich hoffte bloß, dass sie nicht zu schießen anfangen.

»Er ist wieder auf der Straße«, rief ich. »Er hat meine Tochter!«

Ich weiß nicht, ob sie mir zuhörten. Ich erreichte die Treppe und nahm drei Stufen auf einmal. Jetzt stand ich vor dem Park auf der Fort Washington Avenue am Margaret Corbin Circle. Ich blickte zum Spielplatz hinüber. Nichts. Ich sah die Fort Washington Avenue hinab. Da rannte jemand. An der Mother-Cabrini-High-School. Vor der Kapelle.

Seltsame Bilder schossen mir durch den Kopf. Cabrini Chapel war einer der abstrusesten Orte in ganz Manhattan. Zia hatte mich einmal zur Messe mitgeschleppt, ohne mir zu erzählen, warum die Kapelle eine Art Touristenattraktion war. Mir war sofort klar, was sie dorthin zog. Mother Cabrini war 1901 gestorben, aber ihr einbalsamierter Leichnam wird in einer Art Plexiglas-Block aufbewahrt. Das ist der Altar. Die Priester halten die Messe direkt darüber. Nein, das habe ich mir nicht ausgedacht. Derselbe Mann, der Lenin in Russland einbalsamiert hat, hat auch Mother Cabrini für die Ewigkeit konserviert. Die Kapelle ist für den Publikumsverkehr geöffnet. Es gibt sogar einen Andenkenladen.

Meine Beine wurden schwer, aber ich rannte weiter. Ich hörte die Polizisten nicht mehr. Hastig warf ich einen kurzen Blick zurück. Die Taschenlampen waren weit hinter mir.

»Hier entlang!«, schrie ich. »Bei der Cabrini High!«

Ich lief weiter und erreichte den Eingang der Kapelle. Er war verschlossen. Von Flanellhemd war nichts zu sehen. Ich sah mich mit weit aufgerissenen Augen um und geriet in Panik. Ich hatte sie verloren. Sie waren weg.

»Hierher!«, brüllte ich in der Hoffnung, dass entweder die Polizisten oder Rachel oder beide mich hörten.

Doch mein Mut sank. Meine Chance. Meine Tochter war wieder verschwunden. Ich spürte den Druck auf meiner Brust. Und in diesem Moment hörte ich, wie ein Motor angelassen wurde.

Mein Kopf ruckte nach links. Ich suchte die Straße ab und rannte los. Ein Auto setzte sich in Bewegung. Es war ungefähr zehn Meter von mir entfernt. Ein Honda Accord. Ich prägte mir das Nummernschild ein, obwohl ich wusste, dass das vergeblich sein würde. Der Fahrer versuchte immer noch, aus der Parklücke herauszukommen. Ich sah ihn nicht. Aber ich wollte kein Risiko eingehen.

Der Honda stand gerade so, dass er am vor ihm stehenden Wagen vorbei passte, als ich am Griff der Fahrtür riss. Endlich war das Glück einmal auf meiner Seite - er hatte die Tür nicht verriegelt. War vermutlich nicht dazu gekommen, weil er es eilig hatte.

Mehrere Dinge geschahen innerhalb sehr kurzer Zeit. Als ich die Tür aufriss, konnte ich ihn durchs Fenster sehen. Es war tatsächlich der Mann im Flanellhemd. Er reagierte blitzschnell. Er griff nach der Tür und versuchte, sie wieder zu schließen. Ich zerrte heftiger. Die Tür öffnete sich einen Spaltbreit. Er trat aufs Gas.

Ich versuchte neben dem Wagen herzulaufen, wie man das aus Filmen kennt. Das Problem dabei ist, dass Autos schneller sind als Menschen. Aber ich ließ nicht los. Man kennt diese Geschichten von Leuten, die in bestimmten Situationen fast übermenschliche Kräfte entwickeln, von ganz normalen Menschen, die Autos hochheben, um ihre Lieben zu retten, die darin gefan-

gen sind. Ich mache mich über solche Geschichten lustig. Sie wahrscheinlich auch.

Ich behaupte nicht, dass ich das Auto angehoben habe. Aber ich ließ nicht locker. Ich zwängte meine Finger zwischen Tür und Holm. Ich zog mit beiden Händen und meine Finger wurden stahlhart. Ich würde nicht loslassen. Egal, was geschah.

Wenn ich festhalte, überlebt meine Tochter. Wenn ich loslasse, stirbt sie.

Vergiss die Konzentration. Vergiss die Trennung von Berufs- und Privatleben. Dieser Gedanke, diese Gleichung, war so einfach wie das Atmen.

Der Mann im Flanellhemd trat das Gaspedal durch. Der Wagen wurde schneller. Ich sprang hoch, aber meine Beine fanden nirgends Halt. Sie rutschten die hintere Tür hinunter und schleiften über den Asphalt. Ich spürte, wie die Haut von meinen Knöcheln abgeschürft wurde. Noch einmal versuchte ich, Fuß zu fassen. Es ging nicht. Es tat höllisch weh, doch ich war nicht bereit, irgendwelche Konsequenzen daraus zu ziehen. Ich ließ nicht locker.

Mir war klar, dass meine Lage immer schlechter wurde. Ich würde mich nicht mehr viel länger festhalten können, so sehr ich mich auch dazu zwang. Ich musste etwas unternehmen. Also versuchte ich, mich in den Wagen hineinzuziehen, aber dafür reichte meine Kraft nicht. Ich hielt mich fest und streckte die Arme aus. Ich versuchte, wieder aufzuspringen. Mein Körper hing jetzt horizontal, also parallel zum Boden. Ich streckte mich nach oben. Mein rechtes Bein berührte und umklammerte etwas. Die Antenne auf dem Wagendach. Würde die mich halten? Wohl kaum. Mein Gesicht wurde ans hintere Seitenfenster gepresst. Ich sah den Kindersitz.

Er war leer.

Wieder ergriff mich Panik. Meine Hände begannen abzurut-

schen. Wir waren erst etwa zwanzig, dreißig Meter gefahren. Das Gesicht am Fenster, die Nase an die Scheibe gedrückt, Körper und Gesicht zerkratzt und zerschlagen, sah ich das Kind auf dem Vordersitz an, und eine niederschmetternde Wahrheit löste meine Hände vom Türholm.

Wieder arbeitet das Hirn seltsam. Das Erste, was mir durch den Kopf ging, war ein typischer Arztgedanke: Das Kind gehört auf den Rücksitz. Der Honda Accord hat einen Beifahrer-Airbag. Ein Kind unter zwölf Jahren darf nicht vorne sitzen. Außerdem gehört ein Kleinkind in einen richtigen Kindersitz. Das war sogar gesetzlich vorgeschrieben. Ohne Kindersitz vorne mitzufahren war also sogar doppelt gefährlich.

Alberner Gedanke. Vielleicht aber auch ganz normal. Der nahm mir allerdings nicht den Kampfgeist.

Der Mann im Flanellhemd riss das Lenkrad nach rechts. Ich hörte das Quietschen der Reifen. Der Wagen machte einen Satz nach rechts und meine Finger rutschten ab. Ich hatte nichts mehr in der Hand. Ich flog durch die Luft, mein Körper landete hart auf dem Boden und schlidderte noch mehrere Meter wie ein Stein über den Asphalt. Ich hörte die Polizeisirenen hinter mir. Sie würden, so hoffte ich, dem Honda Accord folgen. Doch das spielte keine Rolle. Ich hatte nur einen kurzen Blick erhascht, aber der hatte gereicht, um die Wahrheit zu erkennen.

Das Kind in dem Wagen war nicht meine Tochter.

29

Wieder lag ich im Krankenhaus, dieses Mal im New York Presbyterian - meinem alten Revier. Sie hatten mich noch nicht geröntgt, aber ich war ziemlich sicher, dass sie eine gebrochene Rippe finden würden. Und dagegen konnte man eigentlich nichts tun,

außer sich mit Schmerzmitteln voll zu dröhnen. Es würde wehtun. Das war in Ordnung. Ich war ziemlich ramponiert, hatte eine Wunde am Bein, die aussah, als wäre ich von einem Hai angegriffen worden. Von beiden Ellenbogen war die Haut abgeschürft. Das interessierte mich alles nicht.

Lenny kam in Rekordzeit. Ich wollte ihn bei mir haben, weil ich nicht recht wusste, wie ich mit der Situation umgehen sollte. Anfangs hätte ich mir beinahe eingeredet, dass ich mich geirrt hatte. Ein Kind verändert sich schließlich, oder? Ich hatte Tara nicht mehr gesehen, seit sie sechs Monate alt gewesen war. Kinder entwickeln sich schnell in dieser Lebensphase. Sie wäre vom Baby fast schon zum Kleinkind herangewachsen. Ich hatte an einem fahrenden Auto gehangen, verdammt noch mal. Ich hatte nur einen sehr kurzen Blick auf das Kind geworfen.

Aber ich war mir sicher.

Das Kind auf dem Beifahrersitz hatte ausgesehen wie ein Junge. Er war wahrscheinlich eher drei als zwei Jahre alt. Seine Haut, der Teint, war einfach zu hell.

Es war nicht Tara.

Ich wusste, dass Tickner und Regan Fragen hatten. Ich wollte mit ihnen zusammenarbeiten. Außerdem wollte ich wissen, wie sie von der Lösegeldübergabe erfahren hatten. Von Rachel hatte ich nichts gesehen oder gehört. Ich fragte mich, ob sie auch hier im Krankenhaus lag. Und ich fragte mich, was mit dem Lösegeld, dem Honda Accord und dem Mann im Flanellhemd passiert war. Hatten sie ihn geschnappt? Hatte er meine Tochter wirklich entführt - oder war auch die erste Lösegeldübergabe ein Betrugsmanöver gewesen? Falls ja, was hatte meine Schwester Stacy damit zu tun?

Zusammenfassung: Ich war verwirrt. Auftritt Lenny alias Cujo.

In ausgebeulten Khakis und einem rosafarbenen Lacoste-Hemd platzte er ins Zimmer. In seinen Augen lag dieser verängs-

tigte, wilde Blick, der wieder Erinnerungen an unsere Kindheit weckte. Er drängte sich an einer Krankenschwester vorbei an mein Bett.

»Was zum Teufel ist passiert?«

Ich wollte Lenny gerade eine kurze Übersicht sämtlicher Ereignisse geben, als er mich mit erhobenem Zeigefinger bremste. Er wandte sich an die Schwester und bat sie, das Zimmer zu verlassen. Als wir alleine waren, bedeutete er mir mit einem Nicken, dass ich anfangen sollte. Von dem Treffen mit Edgar im Park über den Anruf bei Rachel, ihre Ankunft in Newark, ihre Vorbereitungen mit den technischen Gimmicks, die Anrufe mit Orts- und Terminangabe, die Lösegeldübergabe bis zu meinem Sprung aufs Auto erzählte ich ihm alles. Dann kam ich noch kurz auf die CD zurück. Lenny unterbrach mich gelegentlich - das machte er immer -, jedoch längst nicht so häufig wie sonst. Aus irgendeinem Grund verdüsterte sich seine Miene, und vielleicht - ich will da nicht zu viel hineininterpretieren - war er verletzt, weil ich mich ihm nicht anvertraut hatte. Sie hellte sich aber bald wieder auf. Er sammelte sich langsam.

»Wäre es möglich, dass Edgar Spielchen mit dir treibt?«, fragte er.

»Was sollte er damit bezwecken? Schließlich hat es ihn vier Millionen Dollar gekostet.«

»Nicht, wenn er das Ganze eingefädelt hat.«

Ich verzog das Gesicht. »Das kann ich mir nicht vorstellen.«

Lenny gefiel meine Antwort nicht, er hatte ihr aber auch nichts entgegenzusetzen. »Und wo ist Rachel jetzt?«

»Ist sie nicht hier?«

»Nicht dass ich wüsste.«

»Dann habe ich keine Ahnung.«

Wir schwiegen beide einen Moment lang.

»Vielleicht wartet sie bei mir zu Hause?«, sagte ich.

»Ja«, sagte Lenny. »Vielleicht.«

Aus seiner Stimme sprach nicht die geringste Überzeugung.

Tickner öffnete die Tür. Er hatte die Sonnenbrille auf seinen kahlrasierten Kopf geschoben. Der Anblick irritierte mich etwas: Wenn er sich einen Mund auf den unteren Teil seiner Glatze gemalt und sich dann vorgebeugt hätte, hätte es wie ein zweites Gesicht ausgesehen. Regan folgte in einer Art Hip-Hop-Schritt, aber vielleicht beeinflusste der Unterlippenbart auch meine Sichtweise. Tickner übernahm die Gesprächsführung.

»Wir wissen von der Lösegeldforderung«, sagte er. »Wir wissen, dass Ihr Schwiegervater Ihnen weitere zwei Millionen Dollar gegeben hat. Wir wissen, dass Sie heute bei einer Privatdetektei namens MVD waren und nach einem Passwort für eine CD-ROM gefragt haben, die Ihrer verstorbenen Frau gehörte. Wir wissen, dass Rachel Mills bei Ihnen war und danach nicht, wie Sie Detective Regan vorhin erzählt haben, nach Washington D.C. zurückgekehrt ist. All das können wir also überspringen.«

Tickner trat näher ans Bett. Lenny beobachtete ihn sprungbereit. Regan verschränkte die Arme und lehnte sich an die Wand. »Fangen wir mit dem Lösegeld an«, sagte Tickner. »Wo ist es?«

»Weiß ich nicht.«

»Hat es jemand genommen?«

»Weiß ich nicht.«

»Was heißt, Sie wissen es nicht?«

»Er hat mir gesagt, ich soll es abstellen.«

»Wer ist er?«

»Der Entführer. Derjenige, der am Handy war.«

»Wo haben Sie es abgestellt?«

»Im Park. Auf dem Weg.«

»Und was haben Sie dann getan?«

»Er hat gesagt, dass ich den Weg entlanggehen soll.«

»Haben Sie das getan?«

»Ja.«

»Und dann?«

»Dann habe ich gehört, wie ein Kind geschrien hat und jemand weggelaufen ist. Danach ist alles drunter und drüber gegangen.«

»Und das Geld?«

»Das hab ich Ihnen schon gesagt. Ich weiß nicht, was mit dem Geld passiert ist.«

»Was ist mit Rachel Mills?«, fragte Tickner. »Wo ist sie?«

»Weiß ich nicht.«

Ich sah Lenny an, aber der musterte Tickners Gesicht. Ich wartete.

»Sie haben uns belogen, als Sie behauptet haben, sie wäre nach Washington D.C. zurückgefahren, nicht wahr?«, fragte Tickner.

Lenny legte mir die Hand auf die Schulter. »Wir wollen doch die Aussagen meines Mandanten nicht gleich von Anfang an falsch auslegen.«

Tickner sah Lenny an wie einen Haufen Scheiße, der gerade von der Decke gefallen war. Lenny hielt dem Blick unbeeindruckt stand. »Sie haben Detective Regan gesagt, Ms Mills sei auf dem Weg zurück nach Washington, oder etwa nicht?«

»Ich habe gesagt, ich wüsste nicht, wo sie ist«, korrigierte ich ihn. »Ich habe gesagt, sie könnte auf dem Weg nach Washington sein.«

»Und wo war sie in diesem Moment?«

Lenny sagte: »Antworte nicht.«

Ich bedeutete ihm, dass das in Ordnung wäre. »Sie war in der Garage.«

»Warum haben Sie das Detective Regan nicht gesagt?«

»Weil wir uns auf die Lösegeldübergabe vorbereitet haben. Wir wollten nicht aufgehalten werden.«

Tickner verschränkte die Arme. »Das verstehe ich nicht ganz.«

»Dann stellen Sie weitere Fragen«, fauchte Lenny.

»Was hatte Rachel Mills mit der Lösegeldübergabe zu tun?«

»Sie ist eine alte Freundin von mir«, sagte ich. »Und ich wusste, dass sie beim FBI war.«

»Ah«, sagte Tickner. »Sie dachten also, ihre Erfahrung könnte Ihnen von Nutzen sein?«

»Ja.«

»Detective Regan oder mich haben Sie nicht angerufen?«

»So ist es.«

»Warum nicht?«

Lenny antwortete für mich: »Das wissen Sie verdammt genau.«

»Die Entführer haben mich davor gewarnt, die Polizei zu benachrichtigen«, sagte ich. »Wie beim letzten Mal. Ich wollte es nicht noch einmal riskieren. Deshalb habe ich Rachel angerufen.«

»Verstehe.« Tickner drehte sich zu Regan um. Der blickte zur Seite, als dächte er über irgendetwas nach. »Sie haben sich an sie gewandt, weil sie FBI-Agentin war?«

»Ja.«

»Und weil Sie sich ...«, Tickner machte eine vage Geste, »... nahe standen.«

»Vor langer Zeit«, sagte ich.

»Jetzt nicht mehr?«

»Nein. Jetzt nicht mehr.«

»Hmm. Jetzt nicht mehr«, wiederholte Tickner. »Und trotzdem rufen Sie sie in einer Angelegenheit an, bei der es um das Leben Ihres Kindes geht. Interessant.«

»Schön, dass Sie das so sehen«, sagte Lenny. »Sagen Sie, kommen Sie denn jetzt langsam auf den Punkt?«

Tickner beachtete ihn nicht. »Mal abgesehen von heute, wann haben Sie Rachel Mills das letzte Mal gesehen?«

»Was tut das zur Sache?«, fragte Lenny.

»Bitte beantworten Sie meine Frage.«

»Nicht, solange wir nicht wissen ...«

Aber ich hatte Lenny die Hand auf den Arm gelegt. Ich wusste, was er tat. Er hielt automatisch dagegen. Ich verstand das, wollte dieses Gespräch aber so schnell wie möglich hinter mich bringen.

»Vor ungefähr einem Monat«, sagte ich.

»Unter welchen Umständen?«

»Ich bin ihr beim Stop-n-Shop in der Northwood Avenue über den Weg gelaufen.«

»Über den Weg gelaufen?«

»Ja.«

»Sie meinen, es handelte sich um einen Zufall? Dass der eine nicht wusste, dass der andere auch dort sein würde? Aus heiterem Himmel?«

»Ja.«

Tickner drehte sich wieder zu Regan um. Regan rührte sich nicht. Er spielte nicht einmal mit seinem Unterlippenbart.

»Und vorher?«

»Vor was?«

»Bevor Sie Ms Mills beim Stop-n-Shop über *den Weg gelaufen* sind ...«, Tickners Stimme überschlug sich fast vor Sarkasmus, »... wann haben Sie sie da zum letzten Mal gesehen?«

»Im College«, sagte ich.

Wieder drehte Tickner sich zu Regan um, sein Gesicht leuchtete fast vor Ungläubigkeit. Als er sich mir wieder zuwandte, fiel ihm die Sonnenbrille vor die Augen. Er schob sie wieder auf die Stirn. »Wollen Sie uns weismachen, Dr. Seidman, dass Sie Ms Mills seit Ihrer Collegezeit bis heute nur dieses eine Mal im Supermarkt gesehen haben?«

»Genau das wollte ich damit sagen.«

Einen Moment lang schien Tickner nicht zu wissen, was er tun sollte. Lenny sah aus, als wolle er etwas erwidern, beherrschte sich jedoch.

»Haben Sie miteinander telefoniert?«, wollte Tickner wissen.

»Bis heute?«

»Ja.«

»Nein.«

»Niemals? Sie haben bis heute nicht ein Mal mit ihr telefoniert? Nicht einmal, als Sie miteinander ausgegangen sind?«

Lenny sagte: »Herrgott, was ist das denn für eine Frage?«

Tickners Kopf schnellte zu Lenny herum. »Haben Sie ein Problem?«

»Ja, Ihre Fragen sind bescheuert.«

Wieder starrten sie sich feindselig an. Ich brach das Schweigen. »Ich hatte seit dem College nicht mehr mit Rachel telefoniert.«

Tickner sah mich an. In seiner Miene lag jetzt unverhohlene Skepsis. Ich betrachtete den hinter ihm stehenden Regan. Der nickte gedankenverloren. Da beide nicht recht zu wissen schienen, was sie jetzt tun sollten, versuchte ich, etwas aufs Tempo zu drücken. »Haben Sie den Mann und das Kind in dem Honda Accord gefunden?«, erkundigte ich mich.

Tickner ließ sich die Frage kurz durch den Kopf gehen. Er drehte sich zu Regan um, der durch ein Achselzucken ein *warum nicht* ausdrückte. »Der Wagen wurde am Broadway in der Nähe der 145th Street verlassen aufgefunden. Er war ein paar Stunden vorher gestohlen worden.« Tickner zog ein Notizbuch aus der Tasche, schaute aber nicht hinein. »Als wir Ihnen im Park begegnet sind, haben Sie etwas von Ihrer Tochter geschrien. Glauben Sie, dass sie das Kind im Wagen war?«

»Zu diesem Zeitpunkt dachte ich das.«

»Jetzt nicht mehr?«

»Nein«, sagte ich. »Das war nicht Tara.«

»Warum haben Sie Ihre Ansicht geändert?«

»Ich habe ihn gesehen. Das Kind, meine ich.«

»Es war ein Junge?«

»Ich glaube schon.«

»Wann haben Sie ihn gesehen?«

»Als ich auf den Wagen gesprungen bin.«

Tickner hob die Hände. »Wie wär's, wenn Sie noch mal ganz von vorne anfangen und uns erzählen, was passiert ist?«

Ich erzählte ihnen die gleiche Geschichte, die ich Lenny schon geschildert hatte. Regan blieb an der Wand stehen. Er hatte noch immer kein Wort gesagt. Ich fand das eigenartig. Während ich sprach, schien Tickner immer aufgeregter zu werden. Die Haut auf seinem glatt rasierten Kopf spannte sich, worauf die Sonnenbrille, die er wieder oben auf seinen Schädel geschoben hatte, anfang, nach vorne zu rutschen. Er rückte sie immer wieder zurecht. Die Ader an seiner Schläfe pulsierte. Sein Unterkiefer schien sich immer mehr zu verkrampfen.

Als ich fertig war, sagte Tickner: »Sie lügen.«

Lenny trat zwischen Tickner und mein Bett. Im ersten Augenblick dachte ich, sie würden anfangen, sich zu prügeln, was ehrlich gesagt nicht gut für Lenny gewesen wäre. Aber Lenny war noch nie auch nur einen Zentimeter zurückgewichen. Die Situation erinnerte mich an die dritte Klasse, als Tony Merullo einen Streit mit mir angefangen hatte. Lenny war dazwischen gegangen, hatte es mutig mit Tony aufgenommen, und eine Tracht Prügel bezogen.

Jetzt stand er so dicht vor dem größeren FBI-Mann, dass sich ihre Nasen fast berührten. »Was zum Teufel ist los mit Ihnen, Agent Tickner?«

»Ihr Mandant ist ein Lügner.«

»Meine Herren, dieses Gespräch ist beendet. Raus.«

Tickner neigte den Kopf, so dass seine Stirn gegen Lennys drückte. »Wir können beweisen, dass er lügt.«

»Beweisen Sie's«, sagte Lenny. Dann korrigierte er sich: »Nein, Moment, vergessen Sie's. Ich will's gar nicht wissen. Nehmen Sie meinen Mandanten fest?«

»Nein.«

»Dann verpissen Sie sich aus diesem Krankenhauszimmer.«

Ich sagte: »Lenny.«

Lenny maß Tickner noch einmal mit finsterem Blick, um ihm zu zeigen, dass er sich nicht einschüchtern ließ, und drehte sich dann zu mir um.

»Bringen wir's hinter uns«, sagte ich.

»Er versucht, dir aus dieser Sache einen Strick zu drehen.«

Ich zuckte die Achseln, weil es mir nicht viel ausmachte. Ich glaube, Lenny merkte das. Er trat zur Seite. Ich nickte Tickner zu, dass er sein Bestes geben und mich fertig machen sollte.

»Sie haben Rachel zwischendurch gesehen.«

»Ich hab Ihnen doch gesagt...«

»Wenn Sie nicht mit Rachel Mills gesprochen haben, woher wussten Sie dann, dass sie FBI-Agentin ist?«

Lenny fing an zu lachen.

Tickner fuhr zu ihm herum. »Worüber lachen Sie?«

»Weil meine Frau mit Rachel Mills befreundet ist, Sie taube Nuss.«

Das verwirrte ihn. »Was?«

»Meine Frau und ich stehen in regelmäßigem Kontakt zu Rachel. Wir haben die beiden damals miteinander bekannt gemacht.« Wieder lachte Lenny. »Das soll Ihr Beweis sein?«

»Nein, das ist keineswegs mein Beweis«, fauchte Tickner, der sich jetzt in die Defensive gedrängt sah. »Diese Geschichte von einem Anruf mit einer Lösegeldforderung, der Sie dazu gebracht

hat, eine alte Freundin um Hilfe zu bitten - glauben Sie wirklich, dass wir Ihnen das abnehmen?«

»Wieso?«, fragte ich. »Was soll denn Ihrer Ansicht nach passiert sein?«

Tickner antwortete nicht.

»Sie glauben, dass ich es war, stimmt's? Dass das Ganze wieder so ein ausgeklügelter Plan war, mit dem ich meinem Ex-Schwiegervater noch zwei Millionen Dollar abnehmen wollte?«

Lenny versuchte, mich zu bremsen. »Marc ...«

»Nein, ich muss jetzt was dazu sagen.« Ich versuchte, Regans Blick aufzufangen, doch er sah immer noch zur Seite, also konzentrierte ich mich auf Tickner. »Glauben Sie wirklich, dass ich das alles inszeniert habe? Warum sollte ich diesen ganzen Schmonzes mit dem Treffen im Park aufführen? Woher sollte ich wissen, dass Sie mich da finden - verdammt, ich weiß immer noch nicht, wie Sie das gemacht haben. Warum sollte ich so auf ein Auto springen? Warum sollte ich nicht einfach das Geld nehmen, es verstecken und mir für Edgar eine rührselige Geschichte ausdenken? Wenn ich hier lediglich einen Schwindel abgezogen habe, was ist dann mit dem Mann im Flanellhemd? Habe ich den angeheuert? Wozu? Warum sollte man einen Fremden in so etwas reinziehen und auch noch ein Auto klauen? Also machen Sie mal halblang. Das ist doch absurd.«

Ich sah Regan an, dass er immer noch nicht angebissen hatte. »Detective Regan?«

Aber er sagte nur: »Sie sagen uns nicht die Wahrheit, Marc.«

»Inwiefern?«, fragte ich. »Wo habe ich Sie belogen?«

»Sie behaupten, Sie hätten seit dem College bis heute nicht mehr mit Rachel Mills telefoniert.«

»Ja.«

»Wir haben eine Liste der aus- und eingehenden Telefongespräche von Ihrem Haus und Ihrem Büro, Marc. Drei Monate vor

dem Mord an Ihrer Frau hat jemand aus Rachel Mills' Haus bei Ihnen angerufen. Können Sie uns das erklären?»

Ich drehte mich Hilfe suchend zu Lenny um, doch der starrte mich nur an. Das ergab keinen Sinn. »Hören Sie«, sagte ich, »ich habe Rachels Handynummer. Wollen wir sie nicht anrufen und fragen, wo sie ist?«

»Tun Sie das«, sagte Tickner.

Lenny nahm den Hörer vom Krankenhaustelefon neben mir. Ich gab ihm die Nummer. Ich sah, wie er wählte, während ich versuchte, mir einen Reim auf das Ganze zu machen. Es klingelte sechs Mal, bis Rachels Stimme uns mitteilte, dass sie das Gespräch momentan nicht entgegennehmen könnte und wir eine Nachricht hinterlassen sollten. Das tat ich.

Endlich löste Regan sich von der Wand. Er stellte einen Stuhl neben mein Bett und nahm darauf Platz. »Marc, was wissen Sie über Rachel Mills?«

»Genug.«

»Sie waren im College zusammen?«

»Ja.«

»Wie lange?«

»Zwei Jahre.«

Regan breitete die Arme aus und sah mich mit großen, unschuldigen Augen an. »Sehen Sie? Agent Tickner und ich begreifen noch immer nicht, warum Sie sie angerufen haben. Na ja, Sie sind vor langer Zeit mal miteinander gegangen. Aber Sie haben jahrelang überhaupt keinen Kontakt mehr zu ihr gehabt ...« Er zuckte die Achseln. »Warum sie?«

Ich überlegte, wie ich es sagen sollte, und entschied mich für absolute Offenheit. »Wir stehen uns immer noch nahe.«

Regan nickte, als würde das vieles erklären. »Ihnen war bekannt, dass sie verheiratet war?«

»Cheryl - Lennys Frau - hatte es mir erzählt.«

»Und Sie wissen auch, dass ihr Mann erschossen wurde?«

»Das habe ich erst heute erfahren.« Dann, als mir einfiel, dass es nach Mitternacht war, korrigierte ich mich: »Ich meine gestern.«

»Hat Rachel es Ihnen gesagt?«

»Cheryl hat es mir gesagt.« Und dann fielen mir Regans Worte bei seinem nächtlichen Besuch bei mir zu Hause wieder ein. »Und dann haben Sie mir gesagt, dass Rachel ihn erschossen hat.«

Regan sah Tickner an. Tickner fragte: »Hat Ms Mills das Ihnen gegenüber erwähnt?«

»Was? Dass sie ihren Mann erschossen hat?«

»Ja.«

»Das soll doch wohl ein Witz sein.«

»Sie glauben es nicht?«

Lenny erkundigte sich: »Spielt es eine Rolle, was er glaubt?«

»Sie hat es gestanden«, sagte Tickner.

Ich sah Lenny an. Er wandte den Blick ab. Ich versuchte, mich etwas weiter aufzurichten. »Und warum sitzt sie dann nicht im Gefängnis?«

Tickners Miene verfinsterte sich. Er ballte die Fäuste. »Sie hat behauptet, es wäre ein Unfall gewesen.«

»Und Sie glauben das nicht?«

»Ihr Mann wurde aus nächster Nähe in den Kopf geschossen.«

»Dann möchte ich meine Frage wiederholen: Warum sitzt sie nicht im Gefängnis?«

»Ich bin nicht in alle Einzelheiten eingeweiht«, sagte Tickner.

»Was heißt das?«

»Die örtliche Polizei hat den Fall bearbeitet«, erläuterte Tickner. »Die zuständigen Beamten haben sich entschlossen, der Angelegenheit nicht weitert nachzugehen.«

Ich bin weder Polizist noch habe ich größere Psychologie-

kenntnisse, aber selbst ich konnte sehen, dass Tickner etwas verschwieg. Ich sah Lenny an. Seine Miene war ausdruckslos, was ganz und gar nicht seine Art war. Tickner trat einen Schritt vom Bett zurück. Regan brach das aufkommende Schweigen. »Sie sagen, Sie haben sich Rachel immer noch verbunden gefühlt?«

»Die Frage haben Sie durch diese Formulierung selbst beantwortet«, sagte Lenny.

»Lieben Sie sie noch?«

Das konnte Lenny nicht unkommentiert durchgehen lassen. »Wollen Sie jetzt Beziehungstipps geben, Detective Regan? Was hat das mit der Tochter meines Mandanten zu tun?«

»Haben Sie bitte noch einen Moment Geduld.«

»Nein, Detective. Unsere Geduld ist am Ende. Ihre Fragen sind lächerlich.« Wieder legte ich Lenny die Hand auf die Schulter. Er sah mich an. »Sie wollen, dass du ja sagst, Marc.«

»Ich weiß.«

»Sie wollen Rachel als Motiv für den Mord an deiner Frau benutzen.«

»Das weiß ich auch«, sagte ich. Ich sah Regan an. Ich erinnerte mich an das Gefühl, als ich Rachel im Stop-n-Shop gesehen hatte.

»Denken Sie noch an sie?«, fragte Regan.

»Ja.«

»Denkt sie noch an Sie?«

Lenny gab sich nicht geschlagen. »Woher zum Teufel soll er denn das wissen?«

»Bob?« Zum ersten Mal sprach ich Regan mit seinem Vornamen an.

»Ja?«

»Worauf wollen Sie hinaus?«

Regan sprach jetzt leise, fast verschwörerisch. »Ich frage Sie noch mal: Haben Sie sich vor der Begegnung im Stop-n-Shop

mit Rachel Mills getroffen, seit Sie sich im College voneinander getrennt haben?«

»Herrgott noch mal«, knurrte Lenny.

»Nein.«

»Sind Sie sicher?«

»Ja.«

»Keinerlei Kommunikation?«

»Sie haben sich nicht mal in der Mensa Zettel zugeschoben«, sagte Lenny. »Jetzt machen Sie weiter.«

Regan lehnte sich zurück. »Sie waren bei einer Privatdetektei in Newark und haben sich wegen einer CD-ROM erkundigt.«

»Ja.«

»Warum heute?«

»Ich kann Ihnen nicht folgen.«

»Ihre Frau ist seit anderthalb Jahren tot. Woher das plötzliche Interesse an der CD?«

»Ich habe sie gerade erst gefunden.«

»Wann?«

»Vorgestern. Sie war im Keller versteckt.«

»Sie haben also nicht gewusst, dass Monica einen Privatdetektiv beauftragt hat?«

Es dauerte einen Augenblick, bis ich die Frage beantwortete. Ich überlegte, was ich seit dem Tod meiner schönen Frau alles erfahren hatte. Sie war in psychiatrischer Behandlung gewesen. Sie hatte einen Privatdetektiv engagiert. Sie hatte das Ergebnis seiner Arbeit bei uns im Keller versteckt. Ich hatte von alledem nichts gewusst. Ich hatte über mein Leben nachgedacht, über die Liebe zu meiner Arbeit und den Wunsch, weiter reisen zu können. Natürlich hatte ich meine Tochter geliebt. Ich hatte auf Befehl gegurrt und ihre wunderbare Entwicklung bestaunt. Ich wollte sterben - und morden -, um sie zu schützen, aber wenn ich ganz ehrlich war, wusste ich, dass ich nicht all die Veränderungen

akzeptiert, die Opfer gebracht hatte, die ihre Geburt erfordert hatte.

Was war ich für ein Ehemann gewesen? Was für ein Vater?

»Marc?«

»Nein«, sagte ich leise. »Nein, ich habe nicht gewusst, dass sie einen Privatdetektiv beauftragt hat.«

»Haben Sie eine Ahnung, warum sie das getan haben könnte?«

Ich schüttelte den Kopf. Regan zog sich zurück. Tickner zog einen braunen Briefumschlag aus der Tasche.

»Was ist das?«, fragte Lenny.

»Der Inhalt der CD-ROM.« Wieder sah Tickner mich an. »Sie haben Rachel zwischendurch nicht gesehen, stimmt's? Nur das eine Mal im Supermarkt?«

Ich sparte mir die Antwort.

Ohne weiteres Tamtam zog Tickner ein Foto aus dem Umschlag und reichte es mir. Lenny setzte die Halbbrille auf, die er zum Lesen brauchte, und sah mir über die Schulter. Er hob den Kopf ein wenig, um nach unten zu blicken. Es war ein Schwarz-Weiß-Bild. Es zeigte das Valley Hospital in Ridgewood. Am unteren Rand waren Datum und Uhrzeit angegeben. Das Foto war zwei Monate vor dem Überfall aufgenommen worden.

Lenny runzelte die Stirn. »Das Licht ist ziemlich gut, die Gesamtkomposition lässt allerdings ein bisschen zu wünschen übrig.«

Tickner ignorierte den Sarkasmus. »Sie arbeiten dort, nicht wahr, Dr. Seidman?«

»Wir haben dort ein Büro, ja.«

»Wir?«

»Meine Partnerin und ich. Zia Leroux.«

Tickner nickte. »Unten auf dem Bild ist ein Datum.«

»Das habe ich gesehen.«

»Waren Sie an diesem Tag im Büro?«

»Das kann ich so wirklich nicht sagen. Ich müsste in meinem Kalender nachsehen.«

Regan zeigte auf eine Stelle in der Nähe des Krankenseingangs. »Sehen Sie diese Person dort?«

Ich sah genauer hin, konnte aber fast nichts erkennen. »Na ja, gerade so.«

»Merken Sie sich einfach die Länge des Mantels, okay?«

»Okay.«

Dann reichte Tickner mir den zweiten Abzug. Der Fotograf hatte ein Teleobjektiv verwendet. Die Perspektive war dieselbe. Die Person im Mantel war jetzt gut zu sehen. Sie trug zwar eine Sonnenbrille, war aber eindeutig identifizierbar. Es war Rachel.

Ich sah Lenny an. Ich sah auch die Überraschung in seinem Gesicht. Tickner zog ein weiteres Foto aus dem Umschlag. Dann noch eins. Sie waren alle vor dem Valley Hospital gemacht worden. Auf dem achten betrat Rachel das Gebäude. Auf dem neunten, das eine Stunde später entstanden war, kam ich allein aus dem Gebäude. Auf dem zehnten, sechs Minuten danach, kam Rachel durch dieselbe Tür.

Zuerst verstand ich nicht, was diese Bilder implizierten. Ich war ein einziges, großes Hä?. Mir blieb keine Zeit, die auf mich einstürzenden Eindrücke zu verarbeiten. Auch Lenny wirkte perplex, er kam aber schneller wieder zu Sinnen.

»Raus«, sagte er.

»Wollen Sie uns nicht erst mal erklären, was es mit diesen Fotos auf sich hat?«

Ich wollte Einspruch erheben, war jedoch zu benommen.

»Raus mit Ihnen«, sagte Lenny jetzt mit mehr Nachdruck.

»Und zwar sofort.«

Ich setzte mich im Bett auf. »Lenny?«

Er sah nach, ob die Tür richtig zu war. »Ja«, sagte er dann. »Sie glauben, dass du es getan hast. Korrigiere, sie glauben, dass ihr, Rachel und du, es zusammen getan habt. Ihr beide hattet eine Affäre. Sie hat ihren Mann umgebracht - ich weiß nicht, ob sie glauben, dass du damit auch was zu tun hast -, dann habt ihr beide Monica umgebracht, Gott weiß was mit Tara gemacht und diesen Plan geschmiedet, um Monicas Vater das Geld abzunehmen.«

»Das ist doch unlogisch«, sagte ich.

Lenny schwieg.

»Jemand hat auf mich geschossen, weißt du noch?«

»Ja, ich weiß.«

»Na und? Glauben sie, das war ich selber?«

»Ich weiß es nicht. Ich weiß aber, dass du nicht mehr mit ihnen reden darfst. Jetzt haben sie Beweise. Du kannst bestreiten, dass du was mit Rachel hattest, bis du schwarz wirst, auf jeden Fall hatte Monica Verdacht geschöpft, und zwar so viel, dass sie einen Privatdetektiv auf dich angesetzt hat. Und dann, Herrgott, überleg doch mal. Der Detektiv hat was gefunden. Er macht diese Fotos und gibt sie Monica. Und gleich danach ist deine Frau tot, deine Tochter verschwunden und dein Schwiegervater um zwei Millionen Dollar ärmer. Dann überspringen wir anderthalb Jahre. Der Schwiegervater ist um noch zwei Millionen ärmer, und Rachel und du leugnen, dass ihr zusammen seid.«

»Das ist die Wahrheit.«

Lenny sah mich nicht an.

»Was ist mit meinem Einwand von eben«, probierte ich es. »Dass kein normaler Mensch einen solchen Aufwand treiben würde? Ich hätte das Lösegeld doch einfach behalten können.«

Diesen Kerl mit dem Kind hätte ich gar nicht gebraucht. Und was ist mit meiner Schwester? Glauben die, dass ich sie auch umgebracht habe?«

»Die Bilder«, sagte Lenny leise.

»Von denen hab ich nichts gewusst.«

Er konnte mich kaum ansehen, was ihn allerdings nicht davon abhielt, auf gemeinsame Erinnerungen aus unserer Jugend zurückzugreifen, »türlich nicht.«

»Nein, ich meine, ich hab sie noch nie gesehen.«

»Du hast sie wirklich nur das eine Mal im Supermarkt getroffen?«

»Natürlich. Das weißt du doch. Wieso sollte ich so was vor dir verheimlichen?«

Es dauerte etwas zu lange, bis er auf diese Frage antwortete. »Dem Freund Lenny hättest du es vielleicht verheimlicht.«

»Nein, hätte ich nicht. Und selbst wenn, dem Anwalt Lenny hätte ich es auf jeden Fall erzählt.«

Dann sagte er sehr leise: »Du hast beiden nichts von der Lösegeldübergabe gesagt.«

Da hatten wir es. »Wir wollten, dass so wenig wie möglich nach außen dringt, Lenny.«

»Verstehe«, sagte er, doch das stimmte nicht. Ich konnte es ihm nicht einmal verdenken. »Was anderes. Wie hast du diese CD im Keller gefunden?«

»Dina Levinsky war bei mir zu Hause.«

»Die verrückte Dina?«

»Sie hat schwere Zeiten hinter sich«, sagte ich. »Du machst dir keinen Begriff.«

Mit einer Geste wischte Lenny mein Mitleid beiseite. »Das verstehe ich nicht. Was wollte sie denn bei dir zu Hause?«

Ich erzählte ihm, was passiert war. Lenny verzog das Gesicht. Als ich fertig war, fragte ich: »Was ist?«

»Sie hat gesagt, es geht ihr besser? Und dass sie verheiratet ist?«

»Ja.«

»Das ist Blödsinn.«

Ich sah ihn an. »Woher weißt du das?«

»Ihre Tante konsultiert mich regelmäßig. Sie hat ein bisschen was erzählt. Dina Levinsky war seit ihrem achtzehnten Lebensjahr immer wieder in diversen Anstalten und Kliniken. Vor ein paar Jahren hat sie sogar wegen schwerer Körperverletzung gesessen. Sie war nie verheiratet. Und ich würde sehr bezweifeln, dass sie je eine Ausstellung gehabt hat.«

Ich wusste nicht, wie ich diese neuen Informationen einordnen sollte. Mir fiel Dinas versteinerte Miene wieder ein und das leichenblasse Gesicht, als sie gesagt hatte: *Du weißt, wer auf dich geschossen hat, oder, Marc?*

Was hatte sie damit gemeint?

»Wir müssen in Ruhe darüber nachdenken«, sagte Lenny und rieb sich das Kinn. »Ich frag mal bei ein paar meiner Informanten nach und versuche, so viel wie möglich rauszukriegen. Ruf mich an, wenn sich irgendwas Neues ergibt, okay?«

»Ja, okay.«

»Und versprich mir, dass du kein Wort mehr zu Regan oder Tickner sagst. Du hast ausgezeichnete Chancen, verhaftet zu werden.« Bevor ich protestieren konnte, hob er die Hand. »Sie haben genug für einen Haftbefehl, und vielleicht sogar für eine Anklageerhebung. Das wird zwar kein Selbstläufer, aber denk nur mal an den Fall Skakel. Die hatten damals noch weniger in der Hand, und er ist trotzdem verurteilt worden. Versprich mir also, dass du kein Wort sagst, wenn die hier wieder reinkommen.«

Ich versprach es ihm, weil die Strafverfolgungsbehörden wieder einmal auf dem falschen Dampfer waren. Selbst wenn ich mit

ihnen zusammenarbeitete, brächte mich das bei der Suche nach meiner Tochter nicht voran. Und darum ging es schließlich. Als Lenny ging, bat ich ihn noch, das Licht auszuschalten. Er tat es, doch es wurde nicht richtig dunkel im Zimmer. In Krankenzimmern wird es nie ganz dunkel.

Ich versuchte, zu begreifen, was hier vorging. Die Fotos hatte Tickner mitgenommen. Das war schade. Ich hätte sie mir gerne noch einmal angesehen, denn auch nach längerem Nachdenken konnte ich mir die Bilder von Rachel vor dem Krankenhaus nicht erklären. Waren sie echt? Natürlich konnte es auch eine Fotomontage sein, besonders im Zeitalter der Digitalisierung. War das die Lösung? Waren es Fälschungen, einfach ein paar zusammengefügte Dateien? Dann kam Dina Levinsky mir wieder in den Sinn. Worum war es bei diesem bizarren Besuch eigentlich gegangen? Warum hatte sie mich gefragt, ob ich Monica geliebt hatte? Warum meinte sie, ich wüsste, wer auf mich geschossen hatte? Das alles ging mir im Kopf herum, als die Tür geöffnet wurde.

»Liegt hier der Arzt, dem die Frauen vertrauen?«

Es war Zia. »Hey.«

Sie trat ein und kommentierte meine Lage mit einer abfälligen Geste: »Und deswegen bist du gestern nicht zur Arbeit gekommen?«

»Ich hatte gestern Nacht Bereitschaft, oder?«

»Jau.«

»Tut mir Leid.«

»Stattdessen haben sie mich aus dem Bett geholt und, wie ich leider sagen muss, einen ziemlich erotischen Traum abgewürgt.« Zia deutete mit dem Daumen zur Tür. »Der große Schwarze dahinten auf dem Flur.«

»Der mit der Sonnenbrille auf dem kahl rasierten Kopf?«

»Genau der. Ist das ein Bulle?«

»FBI-Agent.«

»Kannst du mich ihm vorstellen? Wäre vielleicht ein Ersatz für den unterbrochenen Traum.«

»Ich schau mal«, sagte ich, »ob ich's hinkriege, bevor er mich verhaftet.«

»Hinterher wäre auch okay.«

Ich lächelte. Zia setzte sich auf den Bettrand. Ich erzählte ihr, was passiert war. Sie hatte keine Patentlösungen parat. Sie stellte auch keine Fragen. Sie hörte einfach nur zu. Und dafür liebte ich sie.

Gerade wollte ich erzählen, wie ich zu einem der Hauptverdächtigen geworden war, als mein Handy klingelte. Aufgrund unserer Ausbildung waren wir beide überrascht und etwas erschrocken. In Krankenhäusern waren Handys absolut verboten. Ich schnappte es und hielt es ans Ohr.

»Marc?«

Es war Rachel. »Wo bist du?«

»Ich folge dem Geld.«

»Was?«

»Sie haben genau das getan, was ich erwartet hatte«, sagte sie. »Sie haben die Tasche weggeschmissen, den Q-Logger im Geldbündel aber nicht entdeckt. Ich fahre gerade den Harlem River Drive hoch. Sie müssen gut einen Kilometer vor mir sein.«

»Ich muss mit dir reden«, sagte ich.

»Hast du Tara gefunden?«

»Das war ein Bluff. Ich hab das Kind gesehen, das sie dabei hatten. Das war nicht meine Tochter.«

Sie schwieg.

»Rachel?«

»Mir geht's nicht so gut, Marc.«

»Wie meinst du das?«

»Ich hab mächtig Prügel bezogen. Im Park. Ich komm irgendwie klar, aber ich brauche deine Hilfe.«

»Warte mal. Mein Wagen steht noch am Tatort. Mit was verfolgst du sie?«

»Ist dir der Lieferwagen von der Parkverwaltung am Circle aufgefallen?«

»Ja.«

»Den hab ich geklaut. Ist 'ne alte Kiste, es war kein Problem, den kurzzuschließen. Außerdem wird ihn bis morgen früh wohl niemand vermissen.«

»Die glauben, dass wir es waren, Rachel. Dass wir eine Affäre hatten oder so was. Auf der CD-ROM waren Fotos. Du stehst vor dem Krankenhaus, in dem ich arbeite.«

Statisches Handyrauschen.

»Rachel?«

»Wo bist du?«, fragte sie.

»Ich bin im New York Presbyterian Hospital.«

»Geht's dir gut?«

»Ich bin ziemlich lädiert, aber sonst ist alles in Ordnung, ja.«

»Sind die Cops da?«

»Ja. Und das FBI. Ein Kerl namens Tickner. Kennst du ihn?«

Sie sprach leise. »Ja.« Dann fragte sie: »Was machen wir jetzt?«

»Wie meinst du das?«

»Soll ich sie weiter verfolgen? Oder willst du das Tickner und Regan überlassen?«

Ich wollte, dass sie zu mir kam. Ich wollte fragen, was das mit den Fotos und dem Anruf bei mir zu Hause auf sich hatte. »Ich weiß nicht, ob das noch eine Rolle spielt«, sagte ich. »Du hattest von Anfang an Recht. Die ganze Sache war ein Bluff. Sie müssen die Haare von einem anderen Kind genommen haben.«

Wieder statisches Rauschen.

»Was ist?«, fragte ich.

»Kennst du dich mit DNA-Tests aus?«, fragte sie.

»Nicht besonders.«

»Ich kann's nicht genau erklären, aber die prüfen die DNA Schicht für Schicht. Man sieht dann, ob die Teile zusammenpassen. Es dauert mindestens vierundzwanzig Stunden, bis man mit einiger Sicherheit sagen kann, ob es wirklich übereinstimmt.«

»Na und?«

»Und daher habe ich gerade mit meinem Labor telefoniert. Die hatten erst acht Stunden Zeit. Aber dieses zweite Haarbüschel, das sie Edgar zugeschickt haben ...«

»Was ist damit?«

»Bisher passen die Gene zu deinen.« Ich war nicht sicher, ob ich sie richtig verstanden hatte. Rachel stieß so etwas wie einen Seufzer aus. »Mit anderen Worten, sie haben nicht ausgeschlossen, dass du der Vater bist. Im Gegenteil.«

Mir wäre fast das Telefon aus der Hand gefallen. Zia hatte es gesehen und rückte etwas näher an mich heran. Wieder konzentrierte ich mich und versuchte, Arbeit und Privatleben zu trennen. Ich musste die Nachricht verarbeiten. Dann unter Berücksichtigung der neuen Datenlage das bisherige Ergebnis korrigieren. Ich überlegte, was ich tun konnte. Tickner und Regan würden mir nicht glauben. Sie würden mich nicht rauslassen. Vermutlich würden sie uns festnehmen. Wenn ich es ihnen sagte, könnte ich einerseits vielleicht meine Unschuld beweisen. Andererseits war der Beweis meiner Unschuld bedeutungslos.

War es möglich, dass meine Tochter noch lebte?

Das war jetzt die einzige Frage, die mich interessierte. Wenn ja, mussten wir auf unseren ursprünglichen Plan zurückgreifen. Auf die Behörden zu vertrauen - insbesondere mit ihrem neuen Verdacht -, brachte uns nicht weiter. Was war, wenn einer von ihnen, wie der Erpresserbrief behauptet hatte, ein Informant war? Im Augenblick wussten die, die das Geld hatten, nicht, dass Rachel ihnen auf den Fersen war. Aber was war, wenn die Cops und

das FBI davon erfahren? Würden die Kidnapper in Panik fliehen und womöglich etwas Unüberlegtes tun?

Ich musste mir allerdings noch eine andere Frage stellen: Konnte ich Rachel noch trauen? Die Fotos hatten mich verunsichert. Ich wusste nicht mehr, was ich glauben sollte. Aber im Endeffekt hatte ich keine andere Wahl, als diese Zweifel als belanglose Störung abzutun. Ich musste mich ganz auf das eine Ziel konzentrieren: Tara. Wie standen die Chancen am besten, dass ich herausbekam, was wirklich mit ihr geschehen war?

»Wie schwer bist du verletzt?«, fragte ich.

»Wir schaffen das, Marc.«

»Dann bin ich auf dem Weg.«

Ich beendete das Gespräch und sah Zia an.

»Du musst mir helfen, hier rauszukommen.«

Tickner und Regan saßen in der Ärzte-Lounge am Ende des Korridors. »Lounge« war ein seltsamer Begriff für dieses zu hell erleuchtete, etwas heruntergekommene Zimmer. An der Wand hing ein Fernseher mit Zimmerantenne, und in der Ecke stand ein Mini-Kühlschrank. Tickner hatte ihn geöffnet und betrachtete die beiden braunen Lunchtüten, die mit den Namen ihrer Besitzer beschriftet waren. Er fühlte sich an seine Grundschulzeit erinnert.

Er ließ sich auf die vollkommen ungepolsterte Couch fallen.

»Ich denke, wir sollten ihn gleich festnehmen.«

Regan sagte nichts.

»Sie waren so ruhig, Bob. Ist irgendwas?«

Regan fing an, seinen Unterlippenbart zu kratzen. »Wegen dem, was Dr. Seidman gesagt hat.«

»Was ist damit?«

»Finden Sie nicht, dass da was dran ist?«

»Sie meinen den ganzen Kram, dass er unschuldig ist?«

»Ja.«

»Nein, eigentlich nicht. Glauben Sie ihm?«

»Ich weiß nicht«, sagte Regan. »Ich meine, warum sollte er diesen ganzen Affentanz mit dem Geld machen? Er kann unmöglich gewusst haben, dass wir von der CD erfahren und uns entschließen, ihn über seinen E-ZPass zu verfolgen, und dass wir dann auch noch das Glück haben, ihn im Fort Tryon Park zu finden. Und selbst wenn er damit gerechnet hat, was soll die ganze Show? Warum springt er auf ein fahrendes Auto? Herrgott, er hat Glück gehabt, dass er das überlebt hat. Schon zum zweiten Mal. Womit wir wieder beim ursprünglichen Überfall und dem ursprünglichen Problem wären. Wenn er das zusammen mit Rachel Mills durchgezogen hat, warum ist er dann beinahe umgebracht worden?« Regan schüttelte den Kopf. »Da sind mir zu viele Löcher drin.«

»Die wir nach und nach füllen«, sagte Tickner.

Regan wiegte nachdenklich den Kopf.

»Dann schauen Sie sich doch mal an, wie viele wir heute gestopft haben, seit wir wissen, dass Rachel Mills an der Sache beteiligt ist«, sagte Tickner. »Wir brauchen sie nur in die Finger zu kriegen und die beiden ein bisschen schmoren lassen.«

Wieder sah Regan zur Seite.

Tickner schüttelte den Kopf. »Und jetzt?«

»Das zerbrochene Fenster?«

»Am Tatort?«

»Ja.«

»Was ist damit?«

Regan richtete sich auf. »Spielen Sie einfach mal mit, okay? Kommen wir noch mal zu dem ursprünglichen Überfall zurück.«

»In Seidmans Haus.«

»Genau.«

»Okay. Schießen Sie los.«

»Jemand hatte das Fenster von außen eingeschlagen«, sagte Regan. »Der oder die Verbrecher könnten also dort ins Haus eingedrungen sein.«

»Oder«, wandte Tickner ein, »Dr. Seidman hat das Fenster eingeschlagen, um uns in die Irre zu führen.«

»Oder ein Komplize von ihm.«

»Genau.«

»Aber Dr. Seidman hätte auf jeden Fall was mit dem eingeschlagenen Fenster zu tun, stimmt's? Wenn er was mit der ganzen Sache zu tun hatte, meine ich.«

»Worauf wollen Sie hinaus?«

»Spielen Sie einfach mit, Lloyd. Wir glauben, Seidman hat was mit der Sache zu tun. Das heißt, Seidman wusste, dass das Fenster eingeschlagen werden musste, damit es nach einem - was weiß ich - einfachen Einbruch oder so was aussah. Einverstanden?«

»Ich glaub schon.«

Regan lächelte. »Wie kommt es dann, dass er das eingeschlagene Fenster nie erwähnt hat?«

»Was?«

»Lesen Sie sich seine Aussage noch einmal durch. Er weiß noch, dass er einen Müsli-Riegel gegessen hat, und dann - peng - nichts mehr. Kein Geräusch. Niemand, der sich an ihn angeschlichen hat. Nichts.« Regan hob die Hände. »Warum kann er sich nicht daran erinnern, dass er gehört hat, wie das Fenster eingeschlagen worden ist?«

»Weil er es selbst eingeschlagen hat, damit es nach einem Einbruch aussieht.«

»Aber verstehen Sie doch, in dem Fall hätte er in seiner Geschichte das Splittern des Fensters erwähnen müssen. Überlegen Sie mal. Er schlägt das Fenster ein, um uns davon zu über-

zeugen, dass der Täter dadurch eingedrungen ist und dann auf ihn geschossen hat. Was würden Sie dann an seiner Stelle sagen?«

Jetzt begriff Tickner, worauf er hinauswollte. »Ich würde sagen: *Ich habe gehört, wie das Fenster zersplittert ist, mich danach umgedreht, und dann, bam, haben die Kugeln mich durchlöchert.*«

»Genau. Das hat Dr. Seidman aber nicht getan. Wieso nicht?«

Tickner zuckte die Achseln. »Vielleicht hat er's vergessen. Er war ziemlich schwer verletzt.«

»Oder vielleicht - spielen wir mal einfach weiter - vielleicht sagt er auch die Wahrheit.«

Die Tür wurde geöffnet. Ein erschöpfter Jugendlicher im Operationskittel schaute ins Zimmer. Als er die beiden Cops sah, verdrehte er die Augen und verschwand wieder. Tickner wandte sich wieder Regan zu. »Aber warten Sie, Sie haben sich da in einen Teufelskreis manövriert.«

»Wieso?«

»Wenn Seidman es nicht war - wenn tatsächlich der Täter das Fenster eingeschlagen hat -, warum hat Seidman ihn dann nicht gehört?«

»Vielleicht erinnert er sich nicht mehr daran. Das haben wir doch schon tausendmal erlebt. Wenn jemand durch einen Schuss so schwer verletzt wird, hat er ernsthafte Erinnerungslücken.« Regan lächelte. Er erwärmte sich langsam für seine Theorie. »Insbesondere, wenn er etwas gesehen hat, das ein totaler Schock für ihn war - etwas, an das er sich nicht erinnern will.«

»Zum Beispiel, dass seine Frau ausgezogen und umgebracht wird?«

»Zum Beispiel«, sagte Regan. »Oder vielleicht etwas noch Schlimmeres.«

»Was wäre denn noch schlimmer?«

Im Flur piepte etwas. Sie hörten etwas aus dem Schwestern-

zimmer nebenan. Jemand schimpfte über einen Schichtwechsel oder eine Änderung des Dienstplans.

»Wir gehen immer davon aus, dass uns noch was fehlt«, sagte Regan langsam. »Von Anfang an. Aber vielleicht ist es genau andersrum. Vielleicht haben wir etwas *hinzugefügt*.«

Tickner runzelte die Stirn.

»Wir fügen immer Dr. Seidman hinzu. Hören Sie, wir wissen, wie das läuft. Irgendwie ist der Ehemann bei solchen Fällen immer beteiligt. Neun von zehn Mal - neunundneunzig von hundert Mal. Also haben wir Seidman in jedes Szenario eingebaut.«

Tickner sagte: »Und das halten Sie für falsch?«

»Hören Sie mir noch einen Moment zu. Wir hatten Seidman von Anfang an auf dem Kieker. Seine Ehe war keine Idylle. Er hat geheiratet, weil seine Frau schwanger war. Wir haben das alles aufgegriffen. Aber selbst wenn ihre Ehe die reinste *Ozzie and Harriet*-Show gewesen wäre, hätten wir gesagt: *Nein, so glücklich ist doch kein Mensch*, und hätten uns auf ihn gestürzt. Wir haben also alles, worüber wir gestolpert sind, dieser Sichtweise untergeordnet: Seidman musste was damit zu tun haben. Darum lassen wir ihn jetzt mal für einen kurzen Moment aus der Gleichung raus. Sagen wir einfach mal, er ist unschuldig.«

Tickner zuckte die Achseln. »Okay, und?«

»Seidman hat von seiner Verbindung zu Rachel Mills erzählt. Und das die über all die Jahre gehalten hat.«

»Richtig.«

»Das klang so, als wäre er ein bisschen besessen von ihr.«

»Ein bisschen?«

Regan lächelte. »Nehmen wir einfach mal an, dass dieses Gefühl auf Gegenseitigkeit beruht. Mehr noch. Nehmen wir an, dass es auf mehr als Gegenseitigkeit beruht.«

»Okay.«

»Jetzt denken Sie dran, wir setzen voraus, dass Seidman nicht

beteiligt war. Das heißt, er sagt die Wahrheit. In allen Punkten. Darüber, wann er Rachel Mills zum letzten Mal gesehen hat. Über diese Fotos. Sie haben sein Gesicht gesehen, Lloyd. Seidman ist nicht unbedingt ein großartiger Schauspieler. Die Bilder haben ihn schockiert. Er wusste nichts davon.«

Tickner runzelte die Stirn. »Schwer zu sagen.«

»Aber mir ist bei den Bildern noch was aufgefallen.«

»Und das wäre?«

»Warum hat der Privatdetektiv keine Fotos von beiden zusammen gemacht? Wir haben sie vor dem Hospital. Wir haben ihn beim Rauskommen. Wir haben sie beim Rauskommen. Aber keins, auf dem beide zusammen drauf sind.«

»Sie waren eben vorsichtig.«

»Wieso vorsichtig? Sie hat vor dem Gebäude herumgelungert, in dem er arbeitet. Wenn man vorsichtig sein will, macht man so was nicht.«

»Und wie sieht Ihre Theorie nun aus?«

Regan lächelte. »Überlegen Sie mal. Rachel muss gewusst haben, dass Seidman in dem Gebäude war. Aber muss er gewusst haben, dass sie davor steht?«

»Moment mal«, sagte Tickner. Ein Lächeln breitete sich auf seinem Gesicht aus. »Sie meinen, sie war hinter ihm her?«

»Wäre doch möglich.«

Tickner nickte. »Und - langsam - wir reden hier nicht über irgendeine Frau. Wir reden über eine ausgebildete FBI-Agentin.«

»Also erstens eine, die weiß, wie man eine professionelle Entführung organisiert«, ergänzte Regan und hob einen Finger. Er hob einen zweiten Finger. »Zweitens weiß sie, wie man jemanden ermordet, ohne sich erwischen zu lassen. Drittens weiß sie, wie man Spuren verwischt. Viertens kennt sie Marcs Schwester Stacy. Fünftens ...«, jetzt ging der Daumen hoch, »... könnte sie ihre al-

ten Kontakte benutzen, um die Schwester zu finden und ihr die Schuld in die Schuhe zu schieben.«

»Heiliger Strohsack.« Tickner sah ihn an. »Und das, was Sie vorhin gesagt haben, dass Seidman so was Schreckliches gesehen hat, dass er sich nicht mehr daran erinnern kann ...«

»Wie wär's, wenn du siehst, wie die Liebe deines Lebens auf dich schießt. Oder auf deine Frau. Oder ...«

Beide schwiegen.

»Tara«, sagte Tickner. »Was hat das Mädchen damit zu tun?«

»Ein Mittel, um Geld zu erpressen?«

Das gefiel beiden nicht. Aber alles, was ihnen sonst noch einfiel, gefiel ihnen noch weniger.

»Wir könnten noch etwas hinzufügen«, meinte Tickner.

»Was?«

»Seidmans verschwundene .38er.«

»Was ist damit?«

»Seine Pistole war in einer verschlossenen Kassette in seinem Schrank«, sagte Tickner. »Nur jemand, der ihm nahe stand, konnte wissen, wo sie versteckt war.«

»Oder«, ergänzte Regan, dem jetzt noch etwas anderes aufgefallen war, »vielleicht hat Rachel Mills auch ihre eigene .38er mitgebracht. Es wurde doch mit zwei Waffen geschossen.«

»Aber dann stellt sich noch eine Frage: Wozu hat sie zwei Pistolen gebraucht?«

Beide Männer runzelten die Stirn, ließen sich noch ein paar andere Theorien durch den Kopf gehen und kamen zu einem eindeutigen Ergebnis. »Uns fehlt immer noch irgendwas«, stellte Regan fest.

»Genau.«

»Wir müssen noch mal von vorne anfangen und ein paar Fragen beantworten.«

»Zum Beispiel?«

»Zum Beispiel, warum Rachel Mills mit dem Mord an ihrem ersten Mann davongekommen ist.«

»Ich kann mich mal umhören«, sagte Tickner.

»Tun Sie das. Und stellen wir einen Mann für Seidman ab. Rachel Mills hat jetzt vier Millionen Dollar. Sie könnte den einzigen Menschen aus dem Weg schaffen wollen, der sie noch mit dieser Sache in Verbindung bringen kann.«

31

Zia fand meine Kleidung im Schrank. Die Jeans hatten Blutflecken, also entschieden wir uns für OP-Kleidung. Im Flur entdeckte sie welche. Die gebrochene Rippe schmerzte, als ich das Hemd überzog und das Zugband der Hose zuband. Ich durfte mich nicht schnell bewegen. Zia sah nach, ob die Luft rein war. Sie hatte einen Alternativplan, falls die Polizisten mich noch beobachteten. Ein Freund von ihr, Dr. David Beck, war vor ein paar Jahren in einen Aufsehen erregenden Fall verwickelt gewesen, mit dem auch das FBI beschäftigt gewesen war. Er kannte Tickner noch von damals. Beck stand bereit. Er wartete am Ende des Korridors und würde, wenn nötig, versuchen, die beiden mit irgendwelchen alten Erinnerungen abzulenken.

Wir brauchten Dr. Becks Hilfe dann doch nicht. Wir spazierten einfach hinaus. Niemand stellte irgendwelche Fragen. Wir gingen durch den Harkness-Pavillon, über den Hof, der nördlich der Fort Washington Avenue lag. Ich bewegte mich sehr behutsam. Ich hatte zwar höllische Schmerzen, hatte aber anscheinend keine schweren Verletzungen davongetragen. Marathonläufe und Gewichtheben würde ich mir noch eine Weile verkneifen müssen, aber es war auszuhalten und meine Bewegungsfreiheit war nicht übermäßig eingeschränkt. Zia gab mir ein Fläschchen

Vioxx-Tabletten. Die fünfzig Milligramm-Hämmer. Die waren gut, weil sie einen nicht müde machten.

»Falls jemand fragt«, sagte sie, »sage ich, dass ich mit öffentlichen Verkehrsmitteln gekommen bin und mein Wagen zu Hause steht. Dann müsstest du ein paar Stunden Ruhe haben.«

»Danke«, sagte ich. »Übrigens, können wir auch die Handys tauschen?«

»Klar, wieso?«

»Sie könnten irgendwie versuchen, mich über mein Handy aufzuspüren.«

»Geht das?«

»Kann ich dir beim besten Willen nicht sagen.«

Sie zuckte die Achseln und zog ihr Handy aus der Tasche. Es war winzig, gerade so groß wie ein Taschenspiegel zum Schminken. »Glaubst du wirklich, dass Tara noch lebt?«

»Ich weiß es nicht.«

Wir gingen, so schnell ich konnte, die Betontreppe zur Tiefgarage hinunter. Wie immer stank es hier nach Urin.

»Das ist Irrsinn«, sagte sie. »Das ist dir doch wohl klar, oder?«

»Ja.«

»Ich hab meinen Piepser bei mir. Wenn ich dich irgendwo abholen soll oder so, pieps mich an.«

»Mach ich.«

Wir blieben vor ihrem Wagen stehen. Zia gab mir den Schlüssel.

»Was ist?«, fragte ich.

»Du hast ein ziemlich ausgeprägtes Selbstbewusstsein, Marc.«

»Hey, soll das ein Motivationsgespräch sein?«

»Pass auf, dass du dadurch nicht ernsthaft verletzt wirst oder so was«, sagte Zia. »Ich brauch dich noch.«

Ich umarmte sie und setzte mich auf den Fahrersitz. Ich machte mich die Henry Hudson entlang auf den Weg nach Norden,

nahm Zias Handy und wählte Rachels Nummer. Der Himmel war klar und ruhig. Der dunkle Fluss spiegelte die Lichter der Brücke, so dass er wie ein sternensatter Himmel aussah. Rachel meldete sich erst nach dem zweiten Klingeln.

Sie sagte nichts, und es dauerte einen Moment, bis ich verstand, warum. Natürlich kannte sie die Nummer im Display nicht.

»Ich bin's«, sagte ich. »Mit Zias Handy.«

Rachel fragte: »Wo bist du?«

»Kurz vor dem Hudson.«

»Fahr Richtung Norden bis zur Tappan Zee Bridge. Fahr rüber und dann nach Westen weiter.«

»Wo bist du?«

»Bei dieser riesigen Palisades Mall.«

»In Nyack?«, fragte ich.

»Genau. Bleib in Kontakt. Wir finden schon was, wo wir uns treffen können.«

»Ich bin schon unterwegs.«

Tickner brachte gerade O'Malley übers Handy auf den neuesten Stand, als Regan wieder in die Lounge stürzte. »Seidman ist nicht mehr in seinem Zimmer.«

Tickner sah ihn verärgert an. »Was soll das heißen, er ist nicht mehr in seinem Zimmer?«

»Wie viele verschiedene Interpretationsmöglichkeiten hätten Sie denn gern?«

»Ist er beim Röntgen oder so?«

»Die Schwester weiß von nichts«, sagte Regan.

»Scheiße. Das Krankenhaus hat doch Überwachungskameras, oder?«

»Nicht in allen Zimmern.«

»Aber bestimmt an den Ausgängen.«

»Hier gibt es zig Ausgänge. Bis wir die Videos zusammengesucht und die alle angesehen haben ...«

»Ja, ja, ja.« Tickner dachte darüber nach. Er führte das Handy wieder zum Ohr. »O'Malley?«

»Ja?«

»Haben Sie das mitgekriegt?«

»Ja.«

»Wie lange brauchen Sie, um Anruflisten von Seidmans Krankenzimmer und seinem Handy zu bekommen?«, fragte Tickner.

»Die aktuellen Anrufe?«

»Ja, so in der letzten Viertelstunde.«

»Fünf Minuten.«

Tickner brach das Gespräch ab. »Wo ist Seidmans Anwalt?«

»Ich weiß nicht. Ich glaube, er wollte gehen.«

»Vielleicht sollten wir ihn mal anrufen?«

»Er hat keinen besonders hilfsbereiten Eindruck gemacht«, meinte Regan.

»Das war vorhin, als wir seinen Mandanten für einen Doppelmörder gehalten haben. Jetzt gehen wir davon aus, dass das Leben eines unschuldigen Menschen in Gefahr ist.« Tickner reichte Regan die Visitenkarte, die Lenny ihm gegeben hatte.

»Ist einen Versuch wert«, sagte Regan und fing an zu wählen.

*

Ich traf mich in Ramsey mit Rachel, direkt hinter der Grenze zwischen New Jersey und New York. Wir hatten uns auf dem Parkplatz des Fair Motels an der Route 17 verabredet. Das Motel war schäbig und warb stolz für seine Zimmer mit Farbfernsehen (als hätten die anderen Motels Schwarz-Weiß-Geräte) auf einem Schild mit verschiedenfarbigen Buchstaben, falls einem gerade entfallen war, was Farbe bedeutete. Mir hatte der Name immer

lich waren, musste man froh sein, dass sie überhaupt noch auf den Beinen war.

»Was ist passiert?«, fragte ich.

Sie hatte ihren Palm Pilot aus der Tasche gezogen. Der Bildschirm blendete fast im dunklen Wagen. Sie sah auf das kleine Display und sagte: »Fahr die 17 nach Süden. Und beeil dich, damit wir nicht noch weiter zurückfallen.«

Ich wendete und fuhr wieder auf den Highway. Dann griff ich in meine Tasche und holte die Flasche mit den Vioxx heraus. »Die müssten gegen die Schmerzen helfen.«

Sie öffnete die Flasche. »Wie viele soll ich nehmen.«

»Eine.«

Sie fingerte eine heraus. Dabei ließ sie den Bildschirm des Palm Pilot nicht aus dem Auge. Sie schluckte die Tablette und bedankte sich.

»Was ist passiert?«, fragte ich.

»Fang du an.«

Ich erzählte ihr, was mir widerfahren war. Wir blieben auf der Route 17. Wir kamen an Ausfahrten nach Allendale und nach Ridgewood vorbei. Die Straßen waren leer. Sämtliche Geschäfte - und davon gab's reichlich, weil fast der gesamte Highway eine einzige, lang gestreckte Einkaufsmeile war - waren geschlossen. Rachel hörte zu, ohne mich zu unterbrechen. Gelegentlich sah ich zu ihr hinüber. Offensichtlich hatte sie ziemliche Schmerzen.

Als ich fertig war, fragte sie: »Bist du sicher, dass das Kind im Wagen nicht Tara war?«

»Ja.«

»Ich habe noch einmal im Labor angerufen. Die DNA-Struktur stimmt immer noch überein. Ich begreife das nicht.«

Ich begriff es auch nicht. »Was ist mit dir passiert?«

»Jemand hat mich überrascht. Als ich dich durchs Nachtsicht-

gerät beobachtet habe. Ich hab gesehen, wie du die Geldtasche abgestellt hast und losmarschiert bist. Da hatte sich eine Frau im Gebüsch versteckt. Hast du sie gesehen?«

»Nein.«

»Sie hatte eine Pistole. Ich glaube, sie wollte dich erschießen.«

»Eine Frau?«

»Ja.«

Ich wusste nicht, was ich mit dieser Information anfangen sollte. »Hast du sie erkannt?«

»Nein. Ich wollte gerade rufen, um dich zu warnen, als dieses Monster mich von hinten geschnappt hat. Er hatte wahnsinnige Kraft. Er hat mich am Kopf hochgehoben. Ich dachte, er reißt ihn mir ab.«

»Herrgott.«

»Dann ist ein Polizeiwagen vorbeigekommen. Der Kraftprotz ist in Panik geraten. Er hat mir eine verpasst«, sie zeigte auf ihr geschwollenes Auge, »und die Lichter sind ausgegangen. Ich hab keine Ahnung, wie lange ich da so gelegen habe. Als ich aufgewacht bin, war alles voller Cops. Ich hab zusammengerollt in einer dunklen Ecke gelegen. Sie haben mich wohl nicht gesehen oder für eine Obdachlose gehalten, die ihren Rausch ausschläft. Ich hab auf den Palm Pilot gesehen. Und da war das Geld in Bewegung.«

»In welche Richtung?«

»Nach Süden, und langsam, also zu Fuß in der Nähe der 168th Street. Und dann ging's plötzlich nicht weiter. Weißt du, das Ding«, sie zeigte auf den Bildschirm, »hat zwei Modi. Ich kann ranzoomen, dann habe ich einen Radius von so drei-, vierhundert Metern. Wenn ich weiter weg bin, wie jetzt, dann habe ich eher eine allgemeine Richtung als eine genaue Adresse. Jetzt gehe ich davon aus, wenn ich mir die Geschwindigkeit ansehe, dass sie rund zehn Kilometer vor uns auf der Route 17 fahren.«

»Aber als du sie das erste Mal gesehen hast, waren sie auf der 168th Street?«

»Genau. Dann haben sie sich schnell in Richtung Zentrum bewegt.«

Ich überlegte kurz. »Die U-Bahn«, sagte ich. »Sie sind an der 168th Street in den A-Train gestiegen.«

»Das war auch meine Idee. Jedenfalls habe ich dann den Lieferwagen kurzgeschlossen und bin ins Zentrum gefahren. Auf der Höhe der 70er Straßen sind sie plötzlich nach Osten abgelenkt. Dann war die Bewegung aber ungleichmäßiger. Und sie haben zwischendurch öfter mal angehalten.«

»Sie mussten vor Ampeln stehen bleiben, sind also in ein Auto umgestiegen.«

Rachel nickte. »Sie sind den Franklin-D-Roosevelt-Drive und den Harlem-River-Drive entlanggefahren. Ich hab versucht, quer durch die Stadt zu fahren, um ihnen den Weg abzuschneiden, aber das hat zu lange gedauert. So bin ich acht bis zehn Kilometer zurückgefallen. Tja, und den Rest kennst du ja.«

Wir fuhren etwas langsamer durch die Nachtbaustelle auf Höhe der Route 4. Drei Spuren wurden auf eine zusammengeführt. Ich sah Rachel an: die Abschürfungen, die Schwellungen und den riesigen Handabdruck auf ihrer Haut. Sie hielt dem Blick wortlos stand. Ich streckte die Hand aus und strich so sanft ich konnte über ihr Gesicht. Sie schloss die Augen. Die Zärtlichkeit schien sie zu überfordern, und selbst in der Situation, in der wir uns gerade befanden, merkten wir beide, dass es sich gut anfühlte. Etwas regte sich in mir, ein wohl bekanntes Gefühl, das tief in mir geschlummert hatte, machte sich bemerkbar. Ich hielt den Blick auf dieses wunderschöne, vollkommene Gesicht gerichtet. Ich schob eine Haarsträhne zurück. Ihr lief eine Träne über die Wange. Sie legte die Hand auf meinen Unterarm. Ich spürte, wie sich von dort eine wohlige Wärme ausbreitete.

Halb wollte ich - ja, ich weiß, wie das klingt - die ganze Suche abblasen. Die angeblichen Entführer waren nur Trittbrettfahrer gewesen. Meine Tochter war verschwunden. Meine Frau war tot. Irgendjemand wollte mich umbringen. Es war an der Zeit, noch einmal von vorne anzufangen, mir eine neue Chance zu geben, die Möglichkeit, es dieses Mal besser zu machen. Ich wollte umkehren und in die Gegenrichtung fahren. Ich wollte einfach fahren - immer weiterfahren - und sie nie nach ihrem toten Mann und den Fotos auf der CD-ROM fragen. Ich würde das alles vergessen. Das kriegte ich bestimmt hin. Ich hatte genug chirurgische Eingriffe durchgeführt, bei denen ich Oberflächen verändert hatte, die Menschen die Möglichkeit eröffnet hatten, einen Neuanfang zu wagen, die nicht nur das Äußere verschönert hatten, sondern gleichzeitig auch das, was man nicht sehen konnte. So könnte man das angehen. Ein einfaches Lifting. Ich würde den ersten Einschnitt am Tag vor der verhängnisvollen College-Party machen, die vierzehn Jahre alten Falten straff über die Zeit ziehen und die Naht im Hier und Jetzt wieder vernähen. Die beiden Augenblicke einfach zusammenfügen. Die vierzehn Jahre verschwinden lassen, als wären sie nie geschehen.

Rachel öffnete die Augen und ich sah, dass sie an etwas sehr Ähnliches gedacht hatte, dass auch sie hoffte, ich würde das Ganze auf sich beruhen lassen und umdrehen. Aber das ging natürlich nicht. Wir blinzelten kurz. Wir erreichten das Ende der Baustelle. Sie nahm ihre Hand von meinem Arm. Ich riskierte noch einen kurzen Blick auf sie. Nein, wir waren keine einundzwanzig mehr, doch das machte nichts. Das sah ich jetzt. Ich liebte sie immer noch. Ob das irrational, falsch, dumm oder naiv war, kümmerte mich nicht. Ich liebte sie immer noch. Vielleicht hatte ich mir im Laufe der Jahre etwas anderes eingeredet, aber ich hatte nie aufgehört, sie zu lieben. Sie war immer noch so verdammt schön, so verdammt perfekt, und wenn ich daran dachte,

wie nahe sie dem Tode gewesen war, wie diese riesigen Hände ihr die Luft zum Atmen genommen hatten, begannen diese nagenden Zweifel in mir an Kraft zu verlieren. Sie würden nie ganz verschwinden. Nicht, bevor ich die Wahrheit wusste. Aber egal, was die Antwort war, sie würden mich nicht verzehren.

»Rachel?«

Aber plötzlich richtete sie sich auf und starrte auf den Palm Pilot.

»Was ist?«, fragte ich.

»Sie haben angehalten«, sagte Rachel. »Sie sind nur noch drei Kilometer vor uns.«

32

Steven Bacard legte den Telefonhörer auf die Gabel.

Man schlittert langsam ins Verbrechen hinein, dachte er. Man überschreitet die Linie nur einmal ganz kurz und tritt sofort wieder zurück. Man fühlt sich sicher. Man verändert sich ein wenig, und, wie man glaubt, zum Besseren. Die Linie ist noch da. Sie ist noch intakt. Na ja, sie mag an einer Stelle vielleicht etwas verwischt sein, aber man kann sie noch klar erkennen. Und wenn man sie das nächste Mal überschreitet, verwischt sie womöglich ein kleines bisschen mehr. Aber man weiß doch Bescheid. Ganz egal, was mit der Linie passiert, man weiß ja schließlich, wo sie ist.

Oder etwa nicht?

Über Steven Bacards komplett eingerichteter Bar in seinem Büro hing ein Spiegel. Sein Innenarchitekt hatte erklärt, alle Menschen mit Prestige hätten einen Ort, an dem sie auf den Erfolg anstoßen konnten. Also hatte er sich eine Bar einbauen lassen. Er trank nicht einmal. Steven Bacard starrte sein Spiegelbild an und dachte nicht zum ersten Mal: Durchschnitt. Er war immer

Durchschnitt gewesen. Seine Zensuren, die Ergebnisse des SAT- und LSAT-Tests, sein Juraabschluss, die Anwaltsprüfung (die er erst beim dritten Versuch bestanden hatte). Wenn das Leben wie ein Spiel wäre, bei dem Kinder Mannschaften wählen, wäre er irgendwo in der Mitte genommen worden, nach den guten Sportlern und vor den wirklich schlechten - in der Gruppe der Unauffälligen, die keinen Eindruck hinterlassen.

Bacard war Anwalt geworden, weil er gedacht hatte, das Dasein als Jurist würde ihm ein gewisses Ansehen verleihen. Daraus war nichts geworden. Niemand wollte ihn in einer Gemeinschaftspraxis. Also hatte er seine eigene jämmerliche Kanzlei in der Nähe des Paterson-Gerichtshofs aufgemacht und sich die Räumlichkeiten mit einem Kautionsvermittler geteilt. Er fuhr zu Unfallorten und bot direkt vor Ort seine Dienste für Schadensersatzklagen an, doch selbst unter diesen Schmalspuranwälten gelang es ihm nicht, sich entscheidend durchzusetzen. Er hatte zwar eine Frau aus etwas besserem Hause geheiratet, aber das hielt sie ihm auch bei jeder sich bietenden Gelegenheit vor.

In einem Punkt lag Bacard allerdings unter dem Durchschnitt - *weit* unter dem Durchschnitt: der Anzahl seiner lebensfähigen Spermien. Sosehr er es auch versuchte - und Dawn, seine Frau, war nicht sehr scharf darauf-, gelang es ihm doch nicht, sie zu schwängern. Nach vier Jahren entschlossen sie sich, ein Kind zu adoptieren. Wieder gehörte Steven Bacard zur großen Gruppe der Unbekannten, was es fast unmöglich machte, an ein weißes Baby - worauf Dawn großen Wert legte - heranzukommen. Er fuhr mit Dawn nach Rumänien, aber die verfügbaren Kinder waren entweder zu alt oder schon drogensüchtig zur Welt gekommen.

Aber dort, im Ausland, an jenem gottverlassenen Ort, war Steven Bacard endlich die Idee gekommen, die ihn, nach achtunddreißig Jahren, aus der Masse hervorheben sollte.

»Irgendwelche Probleme, Steven?«

Die Stimme erschreckte ihn. Er wandte sich von seinem Spiegelbild ab. Lydia stand im Schatten.

»So in den Spiegel zu starren«, sagte Lydia und fügte ein Ts-ts an. »War das nicht der Untergang des Narziss?«

Bacard fing an, unkontrollierbar zu zittern. Es lag nicht nur an Lydia, obwohl sie ehrlich gesagt oft solche Empfindungen in ihm hervorrief. Vor allem jedoch hatte ihn der Anruf nervös gemacht. Und Lydias plötzliches Erscheinen wirkte als Auslöser. Er wusste nicht, wie sie ins Haus gekommen war oder wie lange sie dort schon gestanden hatte. Er wollte sie fragen, was heute Nacht geschehen war. Er wollte die Einzelheiten erfahren. Aber dafür war keine Zeit.

»Ja, wir haben tatsächlich Probleme«, sagte Bacard.

»Erzähl.«

Wenn er ihr in die Augen sah, lief ihm ein kalter Schauer den Rücken hinunter. Sie wirkten groß, schön und leuchtend, und trotzdem spürte man, dass nichts dahinter war, außer einer riesigen Leere - sie waren Fenster zu einem längst verlassenem Haus. Worauf Bacard in Rumänien gestoßen war - was ihn endlich aus der Masse herausgehoben hatte -, war eine Möglichkeit, das System zu überlisten. Zum ersten Mal im Leben hatte Bacard im Rampenlicht gestanden. Er hatte aufgehört, Unfallopfern nachzulaufen. Die Leute hatten angefangen, zu ihm aufzublicken. Er war zu Wohltätigkeitsveranstaltungen eingeladen worden und war dort ein gern gesehener Redner. Seine Frau Dawn hatte ihn wieder angelächelt und gefragt, wie es ihm ginge. Er war sogar in den Fernsehnachrichten News 12 New Jersey zu sehen gewesen, wenn der Kabelsender Experten zu bestimmten juristischen Problemen eingeladen hatte. Damit hatte er allerdings wieder aufgehört, als ein ausländischer Kollege ihn darauf aufmerksam gemacht hatte, dass zu viel Publicity auch Gefahren mit sich bringen könnte. Au-

Berdem hatte er es nicht mehr nötig gehabt, Mandanten zu werben. Die hatten ihn auch so gefunden, diese verhinderten Eltern auf der Suche nach einem Wunder. Die Verzweifelten hatten das schon immer so gemacht - wie Pflanzen strecken sie sich in der Dunkelheit nach dem Silberstreif am Horizont.

Er zeigte auf das Telefon. »Ich habe gerade einen Anruf bekommen.«

»Und?«

»Das Lösegeld ist verwanzt«, sagte er.

»Wir haben es aus der Tasche genommen.«

»Nein, nicht nur die Tasche. Da muss noch irgendein Gerät im Geld sein. Zwischen den Scheinen oder so.«

Lydias Miene verfinsterte sich. »Und das konnte deine Quelle nicht vorher sagen?«

»Meine Quelle hat von der ganzen Sache bis eben nichts gewusst.«

»Das heißt dann also«, sagte sie bedächtig, »dass die Polizei genau weiß, wo wir gerade sind, während wir uns hier so nett unterhalten?«

»Nicht die Polizei«, sagte er. »Die Wanze ist nicht von den Cops oder vom FBI.«

Das schien sie zu überraschen. Dann nickte Lydia. »Dr. Seidman.«

»Auch nicht. Er wird von einer Frau namens Rachel Mills unterstützt. Sie ist eine ehemalige FBI-Agentin.«

Lydia lächelte, als erklärte das vieles. »Und diese ehemalige Agentin hat eine Wanze zwischen den Scheinen deponiert?«

»Genau.«

»Ist sie hinter uns her?«

»Keiner weiß, wo sie ist«, sagte Bacard. »Und wo Seidman ist, auch nicht.«

»Hmm«, sagte sie.

»Die Polizei glaubt, dass diese Rachel etwas mit der Erpressung zu tun hat.«

Lydia hob das Kinn. »Mit der ursprünglichen Entführung?«

»Und mit dem Mord an Monica Seidman.«

Das gefiel Lydia. Sie lächelte, und Bacard lief ein weiterer Schauer den Rücken hinab. »Und, hat sie, Steven?«

Er schwankte. »Woher soll ich das wissen?«

»Unwissenheit macht glücklich, oder wie war das?«

Bacard antwortete nicht.

Lydia fragte: »Hast du die Pistole?«

Er erstarrte. »Was?«

»Seidmans Pistole. Hast du sie?«

Bacard gefiel das alles nicht. Er hatte das Gefühl, langsam den Halt zu verlieren. Er überlegte, ob er lügen sollte, doch dann sah er diese Augen. »Ja.«

»Hol sie«, befahl Lydia. »Was ist mit Pavel? Hast du was von ihm gehört?«

»Ihm passt das Ganze überhaupt nicht. Er will wissen, was hier vorgeht.«

»Wir rufen ihn vom Wagen aus an.«

»Wir?«

»Ja. Und Beeilung, Steven.«

»Ich fahre mit euch?«

»So ist es.«

»Was hast du vor?«

Lydia legte den Zeigefinger auf die Lippen. »Psst«, sagte sie.
»Ich habe einen Plan.«

*

Rachel sagte: »Sie fahren weiter.«

»Wie lange haben sie gehalten?«, fragte ich.

»Ungefähr fünf Minuten. Sie können sich mit jemandem ge-

troffen und das Geld übergeben haben. Aber vielleicht haben sie auch nur getankt. Fahr hier rechts rein.«

Wir bogen in die Centuro Road ein. In der Ferne zeichnete sich das Giants-Stadion ab. Nach knapp zwei Kilometern zeigte Rachel aus dem Fenster. »Irgendwo da drüben müssen sie gewesen sein.«

Auf dem Schild stand METROVISTA. Der dazugehörige riesige Parkplatz erstreckte sich weit ins Marschland. MetroVista war ein typischer Bürokomplex, von denen man in New Jersey während des Aufschwungs in den Achtzigern jede Menge gebaut hatte. Hunderte kalte und unpersönliche Büros, glatt und computerisiert mit zu vielen dunkel getönten Fenstern, durch die nicht genug Tageslicht drang.

Die Leuchtstoffröhren surrten, und auch wenn man es nicht hören konnte, schien das Summen der Arbeitsbienen allgegenwärtig.

»Getankt haben sie jedenfalls nicht«, murmelte Rachel.

»Und was machen wir jetzt?«

»Wir haben keine Wahl«, sagte sie. »Wir müssen hinter dem Geld her.«

*

Heshy und Lydia fuhren nach Westen zum Garden State Parkway. Steven Bacard folgte ihnen in seinem eigenen Wagen. Lydia riss die Geldbündel auf. Es dauerte zehn Minuten, bis sie die Wanze gefunden hatte. Sie holte sie aus der Banderole.

Sie hielt sie hoch, so dass Heshy sie ansehen konnte. »Clever«, sagte sie.

»Oder liegt's daran, dass wir nachlässig werden?«

»Wir waren nie perfekt, Pu Bär.«

Heshy antwortete nicht. Lydia öffnete das Wagenfenster. Sie streckte die Hand hinaus und bedeutete Bacard, dass er ihnen fol-

gen sollte. Er hob den Daumen, zum Zeichen, dass er sie verstanden hatte. Als sie an der Mautstation hielten, gab Lydia Heshy einen schnellen Kuss auf die Wange und stieg aus. Das Geld nahm sie mit. Jetzt war Heshy allein mit dem Sender. Wenn diese Rachel noch hinter ihnen her war oder die Polizei Wind von dem Ganzen bekommen hatte, würden sie Heshy verfolgen. Wenn sie ihn anhielten, konnte er die Wanze auf die Straße werfen. Sie würden sie natürlich finden, aber sie hätten keinen Beweis dafür, dass sie aus seinem Wagen kam. Und selbst wenn, machte das nicht viel. Wenn sie Heshy und seinen Wagen durchsuchten, würden sie nichts finden. Kein Kind, keine Lösegeldforderung, kein Lösegeld. Er war sauber.

Lydia lief zu Steven Bacards Wagen und setzte sich auf den Beifahrersitz. »Hast du Pavel am Apparat?«, fragte sie.

»ja.«

Sie nahm das Handy. Pavel beschimpfte sie in seiner Muttersprache, welche auch immer das sein mochte. Sie wartete und teilte ihm den Treffpunkt mit. Als Bacard die Adresse hörte, fuhr er herum. Sie lächelte. Pavel kannte die Bedeutung des Orts natürlich nicht, woher auch? Er fluchte noch ein bisschen, beruhigte sich aber schließlich so weit, dass er einwilligte, sie dort zu treffen. Lydia beendete das Gespräch.

»Das ist doch wohl nicht dein Ernst«, sagte Bacard.

»Psst.«

Ihr Plan war ganz simpel. Lydia und Bacard würden direkt zum Treffpunkt fahren, während Heshy, der die Wanze bei sich hatte, ein bisschen in der Gegend herumgondelte. Wenn Lydia mit den Vorbereitungen fertig war, würde sie Heshy auf dem Handy anrufen. Erst dann sollte er zum Treffpunkt fahren. Mit dem Sender im Wagen. Und wenn alles nach Plan lief, würde diese Rachel Mills ihm folgen.

Lydia und Bacard kamen zwanzig Minuten später an. Am Ende

der Straße parkte ein Wagen. Pavels, wie Lydia vermutete. Ein gestohlener Toyota Celica. Das gefiel Lydia gar nicht. In solchen Vierteln fielen fremde Autos am Straßenrand auf. Sie sah Steven Bacard an. Sein Gesicht war leichenblass. Er wirkte fast teilnahmslos, als ginge ihn das alles nichts an. Lydia roch seine Angst. Er hielt das Lenkrad fest umklammert. Bacard hatte einfach nicht die Nerven für so etwas. An diesem Punkt konnte sie ihn packen.

»Du kannst mich einfach absetzen«, sagte sie.

»Ich will wissen«, fing er an, »was ihr vorhabt?«

Sie sah ihn nur an.

»Mein Gott.«

»Komm mir bloß nicht mit 'ner Moral-Nummer.«

»Es sollte niemand verletzt werden.«

»Du meinst, so wie Monica Seidman damals?«

»Damit hatte ich nichts zu tun.«

Lydia schüttelte den Kopf. »Und die Schwester, wie hieß die noch, Stacy Seidman?«

Bacard öffnete den Mund, als wollte er dagegenhalten. Dann senkte er den Kopf. Sie wusste, was er sagen wollte. Stacy Seidman war eine Drogensüchtige gewesen. Sie war entbehrlich, Abfall, eine Gefahr, todgeweiht, welche Rechtfertigung ihm eben zusagte. Menschen wie Bacard brauchten Rechtfertigungen. Er sah sich nicht als Babyverkäufer. Er glaubte wirklich, dass er Menschen half. Und wenn er auch Geld damit machte - viel Geld - und das Gesetz brach, tja, dafür ging er nun einmal ein erhebliches Risiko ein, um anderen ein besseres Leben zu ermöglichen. Hatte er nicht eine anständige Entschädigung verdient?

Aber Lydia war nicht daran interessiert, weiter in seine Psyche vorzudringen oder ihm Trost zuzusprechen. Sie hatte das Geld gezahlt. Er hatte ihr den Auftrag gegeben. Ihr Anteil belief sich auf eine Million Dollar. Die andere Million bekam Bacard. Sie nahm

die Tasche mit ihrem - und Heshys - Geld und stieg aus. Steven Bacard starrte stur geradeaus. Er wies das Geld nicht zurück. Er forderte sie nicht auf, zurückzukommen und das Geld mitzunehmen, weil er nichts damit zu tun haben wollte. Neben ihm lag eine Million Dollar. Bacard wollte das Geld. Seine Familie besaß jetzt ein großes Haus in Alpine. Seine Kinder gingen auf Privatschulen. Also machte Bacard keinen Rückzieher. Er starrte geradeaus und legte den Gang ein.

Als er weg war, rief Lydia Pavel im Walkie-Talkie-Modus des Handys an. Er hatte sich hinter einem Gesträuch oben an der Straße versteckt. Er trug noch immer das Flanellhemd. Sein Schritt war schwer. Seine Zähne hatten unter lebenslangem Rauchen und schlechter Pflege gelitten. Die Nase war von zu vielen Schlägereien eingedrückt. Ein harter Bursche vom Balkan. Er hatte schon viel gesehen. Das machte aber nichts. Wenn man nicht wusste, was abging, steckte man bis über die Ohren in der Scheiße.

»Du«, fauchte er sie an. »Du mir nichts erzählen.«

Pavel hatte Recht. Sie ihm nichts erzählen. Mit anderen Worten, er hatte keine Ahnung, was passiert war. Sein Englisch war mehr als gebrochen, und daher war er der perfekte Mann für dieses Verbrechen gewesen. Vor zwei Jahren war er mit einer schwangeren Frau aus dem Kosovo gekommen. Bei der ersten Lösegeldübergabe hatte Pavel detaillierte Anweisungen bekommen. Er sollte warten, bis ein bestimmtes Auto auf den Parkplatz kam, zu diesem Auto gehen, nicht mit dem Fahrer sprechen, ihm die Tasche abnehmen und wieder zum Lieferwagen zurückkommen. Ach, und um noch etwas Verwirrung zu stiften hatte sie Pavel gesagt, er solle ein Handy vor den Mund halten und so tun, als spräche er hinein.

Das war alles.

Pavel wusste nicht, wer Marc Seidman war. Er wusste nicht,

was in der Tasche war, er wusste nichts von der Entführung, vom Lösegeld, eigentlich wusste er überhaupt nichts. Er trug keine Handschuhe - seine Fingerabdrücke waren in den USA nicht gespeichert - und hatte keinen Ausweis bei sich.

Sie hatten ihm zweitausend Dollar gezahlt und ihn ins Kosovo zurückgeschickt. Auf der Basis von Dr. Seidmans ziemlich detaillierter Beschreibung schickte die Polizei die Zeichnung eines Mannes herum, der praktisch unmöglich zu finden war. Als sie sich überlegten, noch einmal Lösegeld zu fordern, war Pavel der logische Ansprechpartner. Er würde sich genauso anziehen, genauso aussehen und Seidman in den Wahnsinn treiben, falls der diesmal die Absicht haben sollte, sich zu wehren.

Trotzdem, Pavel war Realist. Er passte sich an. Er hatte im Kosovo im Gefängnis gegessen, weil er Frauen verkauft hatte. Unter dem halblegalen Deckmantel von Striplokalen war weiße Sklaverei dort ein großer Markt. Bacard hatte allerdings eine andere Verwendung für die Frauen gefunden. Pavel, dem schnelle Veränderungen nicht fremd waren, tat, was getan werden musste. Anfangs war er noch etwas aufmüpfig, aber als sie ihm einen Stapel Geldscheine im Wert von fünftausend Dollar gegeben hatten, wurde er still. Die Streitlust war ihm vergangen. Man musste nur wissen, wie man die Leute überzeugte.

Lydia gab Pavel eine Pistole. Er wusste, wie man damit umging.

Pavel versteckte sich an der Straße. Er hatte sein Handy weiterhin auf Walkie-Talkie-Modus geschaltet. Lydia rief Heshy an und sagte ihm, dass sie bereit waren. Eine Viertelstunde später fuhr Heshy an ihnen vorbei. Er warf die Wanze aus dem Fenster. Lydia fing sie auf und warf ihm eine Kusshand zu. Heshy fuhr weiter. Lydia nahm den Sender mit in den Garten hinter dem Haus. Sie zog ihre Waffe und wartete.

In der Nachtluft sammelte sich der erste Morgentau. Das Kribbeln war da, sie spürte es in den Adern. Sie wusste, dass Heshy ir-

gendwo in der Nähe war. Er wollte dabei sein, aber dies war ihr Spiel. Die Straße war still. Es war vier Uhr morgens.

Fünf Minuten später hörte sie einen Wagen.

33

Irgendetwas stimmte hier absolut nicht.

Ich achtete kaum auf die Straßen, so gut kannte ich mich hier aus. Ich stand so unter Strom, dass ich die Schmerzen in meinem Brustkorb kaum noch spürte. Rachel hatte sich in ihren Palm Pilot vertieft. Sie klickte mit ihrem kleinen Stift auf dem Bildschirm herum, hielt den Kopf schief und betrachtete das Bild immer wieder aus unterschiedlichen Perspektiven. Sie hatte den Rücksitz durchwühlt und Zias Straßenatlas gefunden. Die Filzstiftkappe im Mund, fing sie an, die Route nachzuzeichnen; ich nehme an, sie suchte nach einem System. Vielleicht wollte sie aber auch nur meinen unvermeidlichen Fragen ausweichen.

Leise sagte ich ihren Namen. Sie sah mich kurz an, blickte aber sofort wieder auf den Bildschirm.

»Hast du von der CD-ROM gewusst, bevor du zu mir gekommen bist?«, fragte ich.

»Nein.«

»Darauf waren Fotos gespeichert, auf denen du vor dem Krankenhaus stehst, in dem ich arbeite.«

»Das hast du schon gesagt.«

Wieder klickte sie auf den Bildschirm.

»Sind die echt?«

»Echt?«

»Ich meine, wurden sie digital bearbeitet oder so -- oder hast du vor zwei Jahren wirklich vor meinem Büro gestanden?«

Rachel hob den Kopf nicht, doch aus den Augenwinkeln sah

ich ihre Schultern herabsinken. »Die Nächste rechts«, sagte sie.
»Die hier.«

Wir waren auf der Glen Avenue. Langsam wurde es unheimlich. Links lag meine alte High School. Sie hatten sie vor zwei Jahren renoviert und einen Fitness-Raum, ein Schwimmbad und eine zweite Sporthalle angebaut. Die Fassade war neu verputzt und mit Efeu bepflanzt worden, so dass die Schule älter und eher wie ein College aussah - und die Kasseltoner Jugend daran erinnerte, was von ihr erwartet wurde.

»Rachel?«

»Die Fotos sind echt, Marc.«

Ich nickte.

Ich weiß nicht warum. Vielleicht wollte ich etwas Zeit gewinnen. Ich begab mich mehr und mehr auf mir unbekanntes Terrain. Mir war klar, dass ihre Antwort alles wieder umschmeißen konnte, dass sie alles wieder auf den Kopf stellen konnte, was ich gerade mühsam ins Lot zu bringen versucht hatte. »Ich glaube, du bist mir eine Erklärung schuldig«, sagte ich.

»Bin ich«, erwiderte sie. Sie betrachtete den Bildschirm.
»Aber nicht jetzt.«

»Doch, jetzt.«

»Jetzt müssen wir uns auf die Verfolgung konzentrieren.«

»Fang nicht so an. Wir fahren nur. Ich bin durchaus in der Lage, zwei Sachen gleichzeitig zu tun.«

»Aber«, sagte sie leise, »ich vielleicht nicht.«

»Rachel, was wolltest du da vor dem Krankenhaus?«

»Holla.«

»Was, holla?«

Wir näherten uns der Ampel an der Kasselton Avenue. Sie blinkte spät nachts nur rot und gelb. Ich runzelte die Stirn und sah sie an. »Wohin?«

»Rechts?«

Mein Herz sank. »Das versteh ich nicht.«

»Sie haben wieder angehalten.«

»Wo?«

»Wenn ich das richtig interpretiere«, erwiderte Rachel und sah mir endlich ins Gesicht, »sind sie bei dir zu Hause.«

*

Ich bog nach rechts ab. Rachel brauchte mir nicht mehr zu sagen, wo ich hinfahren sollte. Sie starrte weiter auf den Bildschirm. Es war nur noch ein Kilometer. Am Tage meiner Geburt sind meine Eltern auf diesem Weg zum Krankenhaus gefahren. Ich fragte mich, wie oft ich seitdem auf dieser Straße unterwegs gewesen war. Komische Idee, aber die Gedanken gehen ihre eigenen Wege.

Ich bog rechts in die Monroe Street ein und fuhr am Haus meiner Eltern vorbei. Es war dunkel, bis auf die eine Lampe im Erdgeschoss. Sie wurde von einer Zeitschaltuhr gesteuert und brannte immer von sieben Uhr abends bis fünf Uhr morgens. Ich hatte eine dieser langlebigen Energiesparbirnen eingebaut, die wie Softeis-Spiralen aussehen. Mom war ganz begeistert, wie lange die schon hielt. Dann hatte sie irgendwo noch gelesen, dass man Einbrecher auch gut verscheuchen konnte, indem man die ganze Nacht das Radio laufen ließ. Also hatte sie ein altes Mittelwellenradio ausgegraben und auf einen Nachrichtensender ohne Musik eingestellt. Das Problem war, dass sie dabei nicht einschlafen konnte. Sie hatte es dann so leise gestellt, dass ein Einbrecher praktisch das Ohr ans Radio drücken müsste, bevor er sich davon in die Flucht schlagen lassen konnte.

Ich wollte in meine Straße, die Darby Terrace, einbiegen, als Rachel sagte: »Langsam.«

»Bewegen sie sich?«

»Nein. Das Signal kommt immer noch von deinem Haus.«

Ich blickte die Straße entlang. Dann fing ich an zu überlegen.
»Sie sind nicht direkt hierher gefahren.«

Sie nickte. »Ich weiß.«

»Vielleicht haben sie den Q-Logger entdeckt?«, sagte ich.

»Genau das hab ich auch gerade gedacht.«

Zentimeter für Zentimeter kroch der Wagen vorwärts. Wir waren vor dem Haus der Citrons, zwei vor meinem. Hier brannte gar kein Licht - nicht einmal eine zeitschaltuhrgesteuerte Lampe. Rachel kaute auf ihrer Unterlippe. Jetzt waren wir am Haus der Kadisons und näherten uns meiner Einfahrt. Es war eine dieser Situationen, die man gerne als *zu ruhig* beschreibt, in der es schien, als wäre die Welt eingefroren, als bemühte sich alles, was man sah, selbst bewegliche Objekte, stillzustehen.

»Das muss eine Falle sein«, sagte sie.

Ich wollte gerade fragen, was wir jetzt machen sollten - zurückfahren, parken und zu Fuß gehen, die Polizei rufen? -, als die erste Kugel die Windschutzscheibe durchschlug. Glassplitter flogen mir ins Gesicht. Ich hörte einen kurzen Schrei. Instinktiv duckte ich mich und hob den Unterarm. Als ich nach unten sah, war dort Blut.

»Rachel!«

Der zweite Schuss sirrte so dicht an meinem Kopf vorbei, dass ich die Kugel in den Haaren spürte. Der Einschlag in meinen Sitzklang, als würde man auf ein Kissen schlagen. Wieder übernahm der Instinkt die Kontrolle über mich. Aber dieses Mal hatte er ein Ziel oder zumindest eine Richtung. Ich trat aufs Gas. Der Wagen schlingerte vorwärts.

Das menschliche Gehirn ist ein faszinierendes Instrument. Kein Computer kann da mithalten. Es kann Millionen von Reizen in einer Hundertstelsekunde verarbeiten. Und das hatte meins wohl gerade getan. Ich saß geduckt auf dem Fahrersitz. Jemand schoss auf mich. Mein Kleinhirn wollte fliehen, aber etwas,

das in der Evolution erst später hinzugekommen war, erkannte, dass es eine bessere Möglichkeit gab.

Bis ich diesen Gedanken gefasst hatte, war - grob geschätzt - nicht einmal eine Zehntelsekunde vergangen. Ich hatte den Fuß auf dem Gaspedal. Die Reifen quietschten. Ich hatte mein Haus, den Garten und die Richtung, aus der die Schüsse gekommen waren, vor Augen. Ja, ich weiß, wie das klingt. Vielleicht beschleunigt die Panik diese Denkvorgänge, das kann ich nicht sagen, aber mir wurde klar, dass ich mich als Schütze hinter den drei Sträuchern versteckt hätte, die die Grenze zwischen unserem Grundstück und dem der Christies bildeten. Die Sträucher waren groß, buschig und standen direkt neben der Einfahrt. Wenn ich da hineingefahren wäre, hätte man uns, peng, direkt von der Beifahrerseite wegpusten können. Wegen meines Zögerns hatte der Schütze offenbar gefürchtet, dass wir umkehren könnten, und seine immer noch gute Position genutzt, um von vorne auf uns zu schießen.

Also sah ich nach vorn, schlug das Lenkrad nach rechts ein und hielt auf die Sträucher zu.

Ein dritter Schuss ertönte. Mit einem *ka-ping* prallte die Kugel von etwas Metallischem ab - wahrscheinlich dem Kühlergrill. Ich sah Rachel kurz an, doch es reichte für einen geistigen Schnappschuss: Sie hatte den Kopf gesenkt und presste sich die Hand an die linke Schläfe. Zwischen ihren Fingern sickerte Blut hervor. Mir rutschte das Herz in die Hose, aber mein Fuß blieb auf dem Pedal. Ich bewegte den Oberkörper vor und zurück, als könnte ich den Schützen damit verunsichern.

Der Strahl der Scheinwerfer erfasste die Sträucher.

Ich sah Flanell.

In mir geschah etwas. Ich habe schon erwähnt, dass die geistige Gesundheit an einem dünnen Faden hängt und dass meiner gerissen war. Beim ersten Mal war ich ruhig geworden. Dieses Mal durchströmte eine Mischung aus Angst und Wut meinen

Körper. Ich trat das Pedal weiter durch, fast bis zum Boden. Ich hörte einen überraschten Schrei. Der Mann im Flanellhemd versuchte, nach rechts auszuweichen.

Aber ich war bereit.

Wie im Autoscooter riss ich das Lenkrad in seine Richtung herum. Es krachte. Ein dumpfer Schlag. Ich hörte einen Aufschrei. Die Zweige der Sträucher verfangen sich in der Stoßstange. Ich suchte nach dem Mann im Flanellhemd. Nichts zu sehen. Schon hatte ich die Hand am Türgriff, wollte aussteigen und hinter ihm her, als Rachel sagte: »Nein.«

Ich hielt inne. Sie lebte.

Sie griff nach dem Schalthebel und legte den Rückwärtsgang ein. »Zurück!«

Ich gehorchte. Ich weiß nicht, was ich mir dabei gedacht hatte. Im Gegensatz zu mir war der Mann bewaffnet. Ich hatte ihn zwar angefahren, wusste jedoch nicht, ob er tot, schwer oder nur leicht verletzt war.

Ich setzte zurück. Meine eben noch dunkle Vorstadtstraße war jetzt hell erleuchtet. Schüsse und quietschende Reifen bekam man in der Darby Terrace sonst nicht zu hören. Die Leute waren aufgewacht und hatten das Licht angemacht. Jetzt würden die Ersten bei der Polizei anrufen.

Rachel richtete sich auf. Erleichterung durchflutete mich. Sie hatte eine Pistole in der rechten Hand. Die linke hielt sie immer noch auf die Wunde. »Mein Ohr«, sagte sie, und wieder machte das Gehirn, was es wollte. Ich fing schon an darüber nachzudenken, wie ich den Schaden beheben könnte.

»Da!«, rief sie.

Ich drehte mich um. Der Mann im Flanell humpelte die Einfahrt hinunter. Ich richtete den Wagen so aus, dass er im Scheinwerferlicht zu sehen war. Er verschwand hinterm Haus. Ich sah Rachel an.

»Zurück«, sagte sie. »Der ist bestimmt nicht allein.«

Ich tat, was sie sagte. »Und jetzt?«

Rachel hatte das Ohr losgelassen; sie hielt die Pistole jetzt in der linken Hand und hatte die andere am Türgriff. »Du bleibst hier.«

»Bist du verrückt?«

»Du lässt den Motor aufheulen und fährst ein bisschen hin und her. Sie sollen glauben, dass wir noch im Wagen sind. Ich schleich mich an.«

Bevor ich weiter protestieren konnte, hatte sie sich aus dem Wagen gerollt. Das Blut lief ihr noch immer am Kopf herab, als sie in der Dunkelheit verschwand. Ich folgte ihren Anweisungen, ließ den Motor aufheulen, kam mir wie ein totaler Blödmann vor, legte den Vorwärtsgang ein und fuhr ein paar Meter vor, legte den Rückwärtsgang ein und setzte wieder zurück.

Ein paar Sekunden später verlor ich Rachel aus den Augen.

Noch ein paar Sekunden später hörte ich zwei weitere Schüsse.

Lydia hatte von ihrem Platz hinterm Haus alles beobachtet.

Pavel hatte zu früh geschossen. Eindeutig sein Fehler. Von ihrem Versteck hinter einem Stapel Feuerholz aus konnte sie nicht sehen, wer im Wagen saß. Aber sie war beeindruckt. Der Fahrer hatte Pavel nicht nur aufgescheucht, sondern ihn auch noch verwundet.

Pavel humpelte auf sie zu. Lydias Augen hatten sich so weit an die Dunkelheit gewöhnt, dass sie das Blut auf seinem Gesicht sah. Sie hob den Arm und winkte ihn heran. Pavel fiel zu Boden und fing an, vorwärts zu kriechen. Lydia behielt die verschiedenen Zugänge zum Garten im Auge. Sie mussten von vorne kommen. Hinter ihr war ein Zaun. Sie war nahe am Tor zum Nachbargarten, falls sie fliehen musste.

Pavel krabbelte weiter. Lydia drängte ihn zur Eile, während sie weiter Ausschau hielt. Sie fragte sich, wie diese Ex-Agentin weiter vorgehen würde. Die Nachbarn waren aufgewacht. Lampen wurden eingeschaltet. Die Cops waren unterwegs.

Lydia musste sich beeilen.

Pavel hatte es zum Feuerholzstapel geschafft und rollte sich neben sie. Er blieb noch einen Moment auf dem Rücken liegen. Bei jedem seiner Atemzüge war ein feuchtes Pfeifen zu vernehmen. Dann richtete er sich mühsam auf. Er kniete sich neben Lydia und sah in den Garten. Dann zuckte er zusammen und sagte: »Bein gebrochen.«

»Wir kümmern uns darum«, sagte sie. »Wo ist deine Pistole?«

»Fallen gelassen.«

Nicht zurück verfolgbar, dachte sie. Kein Problem. »Ich hab noch eine Pistole«, sagte sie. »Pass du eben auf.«

Pavel nickte. Blinzelnd starrte er in die Dunkelheit.

»Was ist?«, fragte Lydia. Sie rückte etwas näher an ihn heran.

»Weiß nicht genau.«

Als Pavel genauer hinsah, setzte Lydia den Lauf ihrer Pistole in die Kuhle hinter seinem linken Ohr. Sie drückte zwei Mal ab. Pavel stürzte zu Boden wie eine Marionette, der man die Fäden durchgeschnitten hatte.

Lydia blickte auf ihn hinab. Im Endeffekt war es wohl das Beste so. Wahrscheinlich war Plan B von Anfang an besser gewesen als Plan A. Hätte Pavel die Frau umgebracht - eine ehemalige FBI-Agentin -, wäre die Sache damit nicht aus der Welt gewesen. Wahrscheinlich hätten sie sogar noch intensiver nach dem geheimnisvollen Mann im Flanellhemd gesucht. Die Ermittlungen wären weitergelaufen. Die Akte wäre nicht geschlossen worden. Jetzt, wo Pavel tot war - von der Waffe getötet, die am Tatort des ursprünglichen Seidman-Überfalls benutzt worden war -, würde die Polizei davon ausgehen, dass entweder Rachel oder

Seidman (oder beide) dahinter steckten. Man würde sie verhaften. Vielleicht wurden sie am Ende freigesprochen, doch das machte nichts. Die Polizei würde aufhören, nach anderen Tätern zu suchen. Sie konnten in Ruhe mit dem Geld verschwinden.

Fall abgeschlossen.

Plötzlich hörte Lydia das Quietschen von Reifen. Sie warf die Pistole in den Nachbargarten. Sie sollte nicht mitten auf dem Rasen liegen. Das wäre zu offensichtlich. Schnell durchwühlte sie Pavels Taschen. Natürlich fand sie das Bündel Dollarscheine, das sie ihm gegeben hatte. Das ließ sie ihm. Noch ein Puzzleteilchen, um das Bild zu vervollständigen.

Pavel hatte sonst nichts in den Taschen - keine Brieftasche, keinen Zettel, keinen Ausweis, nichts, das man irgendwie zurückverfolgen konnte. Darin war er gut gewesen. In den Häusern gingen immer mehr Lichter an. Sie hatte nicht viel Zeit. Lydia erhob sich.

»FBI! Lassen Sie die Waffe fallen!«

Verdammt. Eine Frauenstimme. Lydia schoss in die Richtung, aus der sie die Stimme gehört zu haben glaubte, und duckte sich wieder hinter den Feuerholzstapel. Es wurde zurückgeschossen. Sie saß in der Falle. Und was jetzt? Immer noch geduckt, griff Lydia hinter sich und öffnete den Riegel am Gartentor.

»Okay!«, rief sie. »Ich ergebe mich!«

Dann sprang sie auf, während ihre Halbautomatik bereits feuerte. Sie drückte ab, so schnell sie konnte. Kugeln sirrten herum, das Geräusch dröhnte ihr in den Ohren. Sie wusste nicht, ob das Feuer erwidert wurde. Sie glaubte es nicht. Trotzdem zögerte sie keinen Moment. Das Tor war offen. Sie huschte hindurch.

Lydia rannte, so schnell sie konnte. Hundert Meter weiter wartete Heshy in einem Garten auf sie. Sie trafen sich. Geduckt liefen sie einen Pfad zwischen kürzlich zurückgeschnittenen Büschen entlang. Heshy war gut. Er versuchte immer, auf das Schlimmste

vorbereitet zu sein. Er hatte seinen Wagen zwei Blocks weiter in einer Sackgasse versteckt.

Als sie ein Stück gefahren waren, fragte Heshy: »Alles in Ordnung?«

»Mir geht's gut, Pu Bär.« Sie holte tief Luft, schloss die Augen und lehnte sich zurück. »Alles klar.«

Erst kurz vor dem Highway überlegte Lydia, was mit Pavels Handy passiert war.

*

Verständlicherweise war meine erste Reaktion Panik.

Ich öffnete die Autotür, um Rachel zu folgen, aber dann schaltete sich mein Gehirn wieder ein, und ich riss mich zusammen. Tapferkeit oder gar Tollkühnheit waren eine Sache, Selbstmord eine andere. Ich hatte keine Pistole. Rachel und ihr Angreifer hatten eine. Ihr unbewaffnet zu Hilfe zu kommen wäre bestenfalls nutzlos.

Doch ich konnte nicht einfach dasitzen und warten.

Ich schloss die Autotür. Wieder trat ich das Gaspedal durch. Der Wagen sprang vorwärts. Ich riss das Lenkrad herum und schleuderte durch meinen Vorgarten. Die Schüsse waren hinter dem Haus abgegeben worden. Ich hielt darauf zu, holperte über Beete und Sträucher. Sie standen schon so lange hier, dass es mir fast Leid tat.

Der Strahl meiner Scheinwerfer tanzte durch die Dunkelheit. Ich hielt mich rechts, hoffte, dass ich an der großen Ulme vorbeikommen würde. Keine Chance. Die Ulme stand zu nah am Haus. Da passte der Wagen nicht durch. Ich legte den Rückwärtsgang ein und trat aufs Gas. Die Reifen gruben sich in den feuchten Boden und brauchten ein paar Sekunden, um zu greifen. Dann fuhr ich über das Grundstück der Christies. Ich erwischte seine neue Laube. Bill Christie würde sauer sein.

Jetzt war ich im Garten. Der Scheinwerferstrahl strich über den Palisadenzaun der Grossmans. Ich riss das Lenkrad nach rechts. Und dann sah ich sie. Ich trat auf die Bremse. Rachel stand vor dem Feuerholzstapel. Der lag schon da, seit wir das Haus gekauft hatten. Wir hatten es nicht benutzt. Wahrscheinlich war es verrottet und wurmstichig. Die Grossmans hatten sich darüber beschwert, weil er so nah an ihrem Zaun lag und der Holzwurm den Zaun angreifen würde. Ich hatte versprochen, das Holz wegzuschaffen, war aber noch nicht dazu gekommen.

Rachel hatte ihre Pistole gezogen und zielte nach unten. Der Mann im Flanellhemd lag zu ihren Füßen wie Müll von gestern. Ich brauchte das Fenster nicht herunterzulassen. Die Windschutzscheibe war von den Schüssen zertrümmert worden. Ich hörte nichts. Rachel hob eine Hand. Sie winkte mir zu, dass die Luft rein war und ich zu ihr kommen sollte. Ich stieg aus.

»Hast du ihn erschossen?«, stellte ich eine fast rhetorische Frage.

»Nein«, sagte sie.

Der Mann war tot. Man brauchte kein Arzt sein, um das zu erkennen. Seine Schädeldecke war weggesprengt. Rosaweiße Gehirnmasse gerann auf dem Feuerholz. Ich bin kein Fachmann für Ballistik, aber der Schaden war erheblich. Er stammte entweder von einer sehr großkalibrigen Kugel, oder der Schuss war aus sehr kurzer Entfernung abgegeben worden.

»Es war jemand bei ihm«, sagte Rachel. »Sie haben ihn erschossen und sind durch das Tor geflohen.«

Ich starrte auf ihn hinab. Die Wut kochte wieder hoch. »Wer ist das?«

»Ich habe seine Taschen durchsucht. Er hat ein Bündel Geldscheine, aber keinen Ausweis.«

Ich wollte ihn treten. Ich wollte ihn schütteln und fragen, was er

mit meiner Tochter gemacht hatte. Ich sah ihm ins Gesicht, das verwundet, aber früher offenbar einmal ganz attraktiv gewesen war, und fragte mich, was ihn hierher geführt hatte, warum unsere Lebenswege sich gekreuzt hatten. Und da fiel mir etwas Seltsames auf.

Ich legte den Kopf schief.

»Marc?«

Ich kniete nieder. Hirnmasse störte mich nicht. Knochensplitter und blutiges Körpergewebe störten mich absolut nicht. Ich hatte schon schlimmere Verletzungen gesehen. Ich untersuchte seine Nase. Sie war wie Knetmasse. Ich erinnerte mich an solche Fälle. Ein Boxer, dachte ich. Oder jemand, der ein paar harte Jahre durchgemacht hatte. Sein Kopf rollte wieder zurück in diesen seltsamen Winkel. Sein Mund stand offen. Das war mir ins Auge gefallen. Ich legte die Finger auf Kiefer und Gaumen und machte seinen Mund weit auf.

»Was zum Teufel machst du da?«, fragte Rachel.

»Hast du eine Taschenlampe?«

»Nein.«

Auch egal. Ich hob seinen Kopf an und hielt den Mund in Richtung Auto. Das Scheinwerferlicht reichte. Ich konnte es gut erkennen.

»Marc?«

»Mir ist das von Anfang an komisch vorgekommen, dass die mich sein Gesicht haben sehen lassen.« Ich senkte den Kopf zu seinem Mund und versuchte dabei, möglichst wenig Schatten zu werfen. »Mit allem anderen waren sie so vorsichtig. Die verzerrte Stimme, das geklaute Schild am Lieferwagen, die zusammengeschweißten Autokennzeichen. Und dann zeigt er mir sein Gesicht.«

»Wovon redest du eigentlich?«

»Beim ersten Mal habe ich gedacht, er hätte eine unsichtbare Maske getragen. Das wäre logisch gewesen. Aber jetzt wissen wir,

dass er das nicht getan hat. Warum haben sie mich also sein Gesicht sehen lassen?«

Sie schien erstaunt, dass ich nicht aufhörte, ihn zu untersuchen, aber dieses Erstaunen hielt nicht lange an. Sie ließ sich auf meine Spekulation ein. »Weil er nicht vorbestraft ist.«

»Vielleicht. Oder ...«

»Oder was? Marc, wir haben keine Zeit für so was.«

»Seine Zähne.«

»Was ist damit?«

»Sieh dir die Kronen an. Das sind Blechdosen.«

»Das sind was?«

Ich hob den Kopf. »Auf dem Backenzahn rechts oben und dem Eckzahn unten links. Verstehst du, unsere Kronen waren früher aus Gold, und jetzt sind sie meist aus Keramik. Der Zahnarzt macht eine Form, damit sie genau passt. Aber das hier ist einfach eine vorgefertigte Aluminiumkappe. Man steckt sie über den Zahn und drückt sie mit einer Zange fest. Ich habe zwei HNO-Praktika im Ausland gemacht und vor allem Kieferoperationen durchgeführt. Da hatten viele diese Dinger im Mund. Man nennt sie Blechdosen. Hier in den USA benutzt man die nicht, außer vielleicht mal als Provisorium.«

Sie kniete sich neben mich. »Er ist Ausländer?«

Ich nickte. »Ich würde wetten, dass er aus der früheren Sowjetunion oder so stammt. Oder vielleicht vom Balkan.«

»Klingt logisch«, sagte sie. »Wenn sie Fingerabdrücke finden, schicken sie sie ans NCIC. Ein Phantombild des Gesichts ebenso. In unseren Akten und im Computer haben wir ihn nicht gefunden. Scheiße, die Polizei braucht bestimmt ewig, um ihn zu identifizieren, wenn nicht irgend jemand auftaucht, der was dazu sagen kann.«

»Was vermutlich nicht passieren wird.«

»Mein Gott, deshalb haben sie ihn umgebracht. Sie wissen, dass wir ihn nicht identifizieren können.«

Sirenen ertönten. Wir sahen uns an.

»Du musst dich jetzt entscheiden, Marc. Wenn wir hier bleiben, gehen wir ins Gefängnis. Sie werden glauben, dass er ein Komplize von uns war und wir ihn umgebracht haben. Ich vermute, die Entführer wussten das. Die Nachbarn werden aussagen, dass es ruhig war, bis wir hier aufgetaucht sind. Plötzlich quiet-schen Reifen und es wird geschossen. Ich will damit nicht sagen, dass wir es am Ende nicht klären können.«

»Aber das dauert«, sagte ich.

»Ja.«

»Und die kleine Chance, die sich hier geboten hat, wird vorbei sein. Die Cops werden den Fall auf ihre Weise bearbeiten. Selbst wenn sie uns weiterhelfen können, selbst wenn sie uns glauben, werden sie jede Menge Staub aufwirbeln.«

»Eins noch«, sagte sie.

»Was?«

»Die Kidnapper haben uns eine Falle gestellt. Also müssen sie von dem Q-Logger gewusst haben.«

»Das war uns doch schon klar.«

»Aber jetzt frage ich mich, wie sie ihn gefunden haben?«

Ich blickte auf, erinnerte mich an die Warnung in der Lösegeldforderung. »Eine undichte Stelle?«

»Jetzt kann ich das nicht mehr ausschließen.«

Wir gingen zum Wagen. Ich legte ihr die Hand auf den Arm. Sie blutete noch immer. Ihr Auge war fast zugeschwollen. Ich sah sie an, und wieder gewann ein Urtrieb in mir die Oberhand: Ich wollte sie beschützen. »Wenn wir fliehen, sieht es aus, als wären wir schuldig«, sagte ich. »Mich stört das nicht - ich hab nichts zu verlieren -, aber was ist mit dir?«

Sie antwortete leise: »Ich habe auch nichts zu verlieren.«

»Du brauchst einen Arzt«, sagte ich.

Rachel lächelte fast. »Bist du nicht einer?«

»Auch wieder wahr.«

Es war keine Zeit, die Vor- und Nachteile abzuwägen. Wir mussten handeln. Wir stiegen in Zias Wagen. Ich riss ihn herum und fuhr hinten durch die Woodland-Road-Zufahrt hinaus. Gedanken - vernünftige, klare Gedanken - drangen langsam in den Vordergrund. Als ich richtig darüber nachdachte, wo wir uns befanden und was wir hier taten, lastete die Wahrheit so schwer auf mir, dass sie mich fast zerquetscht hätte. Fast hätte ich angehalten. Rachel bemerkte es.

»Was ist?«, fragte sie.

»Warum fliehen wir?«

»Ich kann dir nicht ganz folgen.«

»Wir hatten gehofft, meine Tochter zu finden. Oder zumindest diejenigen, die sie auf dem Gewissen haben. Wir dachten, wir hätten eine kleine Chance.«

»Ja.«

»Aber kapiert du denn nicht? Die Chance, wenn es wirklich eine gegeben hat, ist vorbei. Der Kerl dahinten ist tot. Wir wissen, dass er Ausländer ist, aber was bringt uns das? Wir wissen nicht, wer er ist. Das ist eine Sackgasse. Und andere Hinweise haben wir nicht.«

Plötzlich huschte ein freches Lächeln über Rachels Miene. Sie griff in ihre Tasche und hielt etwas ins Licht. Ein Handy. Meins war es nicht. Und ihres auch nicht. »Vielleicht doch«, sagte sie.

34

Als Erstes«, sagte Rachel, »müssen wir diesen Wagen loswerden.«

»Der Wagen«, sagte ich und schüttelte den Kopf, als ich an den Schaden dachte. »Wenn diese Suche mich nicht umbringt, dann tut Zia es.«

Rachel rang sich ein weiteres Lächeln ab. Wir steckten jetzt so tief drin und hatten die Angst so weit hinter uns gelassen, dass wir sogar ein wenig Ruhe gefunden hatten. Ich überlegte, wo wir hinfahren sollten, aber eigentlich gab es nur eine Möglichkeit.

»Lenny und Cheryl«, sagte ich.

»Was ist mit ihnen?«

»Ihr Haus ist nur vier Blocks von hier weg.«

Es war fünf Uhr morgens. Die Dunkelheit hatte sich dem anbrechenden Tag ergeben. Ich wählte Lennys Privatnummer und hoffte, dass er nicht wieder zum Krankenhaus gefahren war. Er war nach dem ersten Klingeln am Apparat und bellte: »Hallo!«

»Ich habe ein Problem«, sagte ich.

»Ich höre Sirenen.«

»Das ist ein Teil des Problems.«

»Die Polizei hat mich angerufen«, sagte er. »Als du abgehauen bist.«

»Ich brauche deine Hilfe.«

»Ist Rachel bei dir?«, fragte er.

»Ja.«

Es entstand eine unbehagliche Pause. Rachel spielte mit dem Handy des Toten herum. Ich hatte keine Ahnung, was sie suchte. Dann sagte Lenny: »Was ziehst du da ab, Marc?«

»Ich suche Tara. Willst du mir dabei helfen oder nicht?«

Jetzt zögerte er nicht mehr. »Was brauchst du?«

»Wir müssen das Auto, in dem wir unterwegs sind, verstecken und brauchen ein anderes.«

»Und was habt ihr dann vor?«

Ich bog rechts ab. »Wir sind in ein paar Sekunden bei dir. Dann werd ich versuchen, es dir zu erklären.«

Lenny trug eine alte graue, oben geschnürte Trainingshose, Hausschuhe und ein Big-Dog-T-Shirt. Als wir in der Garage waren, drückte er auf einen Knopf und das Tor schloss sich hinter uns. Lenny sah erschöpft aus, aber für Rachel und mich wäre es auch nicht der richtige Tag für Porträtfotos gewesen.

Als Lenny das Blut in Rachels Gesicht sah, trat er einen Schritt zurück. »Scheiße, was war denn los?«

»Hast du Verbandszeug?«, fragte ich.

»In der Küche. Im Schrank über der Spüle.«

Rachel hielt das Handy immer noch in der Hand. »Ich muss ins Internet«, sagte sie.

»Hört zu«, drängte Lenny. »Wir müssen uns unterhalten.«

»Unterhalt dich mit ihm«, erwiderte Rachel. »Ich muss ins Internet.«

»Bei mir im Büro. Du weißt ja, wo das ist.«

Rachel ging ins Haus. Ich folgte ihr in die Küche. Sie ging weiter zum Schlafzimmer. Wir kannten uns hier beide gut aus. Lenny blieb bei mir. Lenny und Cheryl hatten die Küche erst vor kurzem in einer Art französischem Landhausstil renovieren lassen und einen zweiten Kühlschrank gekauft, weil vier Kinder futterten, wie es nur vier Kinder konnten. Die Türen beider Kühlschränke waren voller Zeichnungen, Fotos und bunten Buchstaben. An dem neuen klebte einer dieser magnetischen Gedichtbausätze. Die Worte ICH STEHE ALLEIN UM DAS MEER liefen den Griff hinunter. Ich stöberte im Schrank über der Spüle herum.

»Verrätst du mir, was los ist?«

Ich fand Cheryls Erste-Hilfe-Set und zog es heraus. »Bei meinem Haus hat es eine Schießerei gegeben.«

Ich erzählte Lenny das Wesentliche, während ich den Inhalt des Erste-Hilfe-Sets inspizierte. Es reichte fürs Erste. Schließlich sah ich Lenny an. Der starrte mich mit offenem Mund an. »Du bist vom Tatort eines Mordes geflohen?«

»Was wäre passiert, wenn ich dageblieben wäre?«

»Die Polizei hätte dich mitgenommen.«

»Genau.«

Er schüttelte den Kopf und fuhr leise fort. »Sie glauben nicht mehr, dass du es warst.«

»Wie meinst du das?«

»Sie glauben, Rachel war's.«

Ich sah ihn überrascht an und wusste nicht, was ich sagen sollte.

»Hat sie dir erklärt, wie es zu diesen Fotos gekommen ist?«

»Noch nicht«, sagte ich. Dann fuhr ich fort: »Das begreife ich nicht. Wie kommen sie darauf, dass es Rachel gewesen sein könnte?«

Lenny skizzierte eine Theorie, in der Eifersucht, Wut und das Verdrängen von Schlüsselsituationen direkt vor dem Überfall von entscheidender Bedeutung waren. Ich war so verblüfft, dass ich kein Wort herausbekam. Als ich mich wieder gefangen hatte, sagte ich: »Das ist doch Irrsinn.«

Lenny sagte nichts.

»Der Kerl im Flanellhemd hat gerade versucht, uns umzubringen.«

»Und was ist mit ihm passiert?«

»Hab ich dir doch erzählt. Er war nicht allein. Sie haben ihn erschossen.«

»Hast du die anderen gesehen?«

»Nein. Rachel ...« Ich merkte, worauf er hinauswollte. »Ach komm, Lenny. Das glaubst du doch selber nicht.«

»Ich will wissen, was mit den Fotos auf dieser CD ist, Marc.«

»Gut, fragen wir sie.«

Als wir die Küche verließen, sah ich Cheryl auf der Treppe. Sie sah mit verschränkten Armen auf mich herab. Ich glaube nicht, dass ich diesen Ausdruck je zuvor in ihrem Gesicht gesehen

hatte. Ich blieb stehen. Auf dem Teppich war etwas Blut, wahrscheinlich von Rachel. An der Wand hing so ein Fotostudio-Bild mit ihren vier Kindern, die versuchten, in zusammenpassenden weißen Rollkragenpullovern vor einem weißen Hintergrund natürlich auszusehen. Kinder und so viel Weiß.

»Ich kümmere mich darum«, sagte Lenny zu ihr. »Geh wieder ins Bett.«

Wir durchquerten das Wohnzimmer. Eine DVD-Hülle vom neuesten Disney-Film lag auf dem Fernseher. Fast wäre ich über einen Wiffle-Ball und einen Plastikschläger gestolpert. Ein Monopoly-Brett mit Pokemon-Figuren lag auf dem Fußboden. Es war offenbar mitten im Spiel verlassen worden, und jemand, vermutlich eins der Kinder, hatte NICHT ANFASSEN! auf einen Zettel gekritzelt und ihn in die Mitte gelegt. Als wir am Kamin vorbeikamen, fiel mir auf, dass Lenny und Cheryl vor kurzem neue Fotos aufgehängt hatten. Die Kinder waren älter geworden, auf den Bildern wie auch im Leben. Aber das älteste Foto, auf dem wir vier beim Ball zu sehen waren, hing nicht mehr da. Ich wusste nicht, was das bedeutete. Wahrscheinlich nichts. Vielleicht hatten Lenny und Cheryl aber auch ihren eigenen Rat befolgt: Man musste aufhören, in der Vergangenheit zu leben.

Rachel saß über die Tastatur gebeugt an Lennys Schreibtisch. Das Blut an ihrem Hals war getrocknet. Ihr Ohr sah schlimm aus. Als wir hereinkamen, warf sie uns nur einen kurzen Blick zu und tippte dann weiter. Ich untersuchte ihr Ohr. Es war ziemlich lädiert. Die Kugel hatte den oberen Teil mitgenommen und auch die Kopfhaut abgeschürft. Zwei, drei Zentimeter weiter - ach, wahrscheinlich hätte schon einer genügt - und sie wäre tot gewesen. Rachel beachtete mich nicht, selbst als ich die Wunde desinfizierte und einen Verband anlegte. Das reichte erst: einmal. Sobald wir etwas Zeit hatten, würde ich sie richtig versorgen.

»Treffer«, sagte Rachel plötzlich. Sie lächelte und drückte eine Taste. Der Drucker begann zu surren.

Lenny nickte mir zu. Ich fixierte den Verband und sagte: »Rachel?«

Sie blickte zu mir auf.

»Ich muss mit dir reden«, sagte ich.

»Nein«, entgegnete sie. »Wir müssen hier raus. Ich hab gerade eine heiße Spur entdeckt.«

*

Lenny blieb, wo er war. Cheryl kam mit verschränkten Armen ins Zimmer. »Was für eine Spur?«, fragte ich.

»Ich bin die Anrufliste des Handys durchgegangen«, sagte Rachel.

»So was kannst du?«

»Die ist ganz leicht zugänglich, Marc«, sagte sie und ich hörte die Ungeduld in ihrer Stimme. »Die Liste mit eingehenden und abgehenden Anrufen. Das geht bei praktisch jedem Handy.«

»Okay.«

»Die abgehenden Anrufe haben nichts gebracht. Die Nummern waren nicht abgespeichert, das heißt, wenn er irgendwen angerufen hat, war die Nummer gesperrt.«

Ich versuchte, ihr zu folgen. »Okay.«

»Bei den eingehenden Anrufen sieht das anders aus. Es stand nur ein einziger auf der Liste. Nach der internen Uhr war das ziemlich genau um Mitternacht. Ich habe die Telefonnummer gerade im umgekehrten Nummernverzeichnis bei switchboard.com nachgesehen. Es ist ein Privatanschluss. Ein Verne Dayton in Huntersville, New Jersey.«

Weder Name noch Ort sagten mir etwas. »Wo ist Huntersville?«

»Das hab ich bei MapQuest nachgesehen. Es liegt an der

Grenze zu Pennsylvania. Ich hab mich bis auf ein paar hundert Meter rangezoomt. Das Haus steht ganz allein. Hektarweise Land mitten im Nichts.«

Das Frösteln breitete sich von meinem Herzen im ganzen Körper aus. »Ich brauche deinen Wagen.«

»Moment noch«, sagte Lenny. »Zuerst brauchen wir mal ein paar Antworten.«

Rachel stand auf. »Du willst wissen, was es mit den Fotos auf der CD auf sich hat?«

»Das wäre ein Anfang.«

»Ich bin tatsächlich die Person auf den Fotos. Ja, ich war da. Der Rest geht euch nichts an. Marc bin ich eine Erklärung schuldig, euch nicht. Was noch?«

Ausnahmsweise wusste Lenny einmal nicht, was er sagen sollte.

»Außerdem wollt ihr wissen, ob ich meinen Mann umgebracht habe, stimmt's?« Sie sah Cheryl an. »Glaubst du, dass ich Jerry umgebracht habe?«

»Ich weiß nicht mehr, was ich glauben soll«, antwortete Cheryl. »Aber ich will, dass ihr beide hier verschwindet.«

»Cheryl«, sagte Lenny.

Sie sah ihn mit einem Blick an, der ein anstürmendes Nashorn zu Boden gestreckt hätte. »Sie hätten das nicht in unser Haus bringen dürfen.«

»Er ist unser bester Freund. Er ist der Patenonkel unseres Sohnes.«

»Das macht es nur noch schlimmer. Er bringt die Gefahr zu uns nach Hause. In das Leben unserer Kinder.«

»Ach komm, Cheryl. Du übertreibst.«

»Nein«, sagte ich. »Sie hat Recht. Wir müssen sehen, dass wir hier rauskommen. Gib mir den Schlüssel.«

Rachel nahm den Zettel aus dem Drucker. »Wegbeschreibung«, erläuterte sie.

Ich nickte und sah Lenny an. Er ließ den Kopfhängen, wippte auf den Füßen auf und ab. Wieder dachte ich an unsere Kindheit. »Sollten wir nicht Tickner und Regan anrufen?«, fragte er.

»Um ihnen was zu sagen?«

»Ich kann es ihnen erklären«, sagte er. »Wenn Tara wirklich dort ist...«, er brach ab, schüttelte den Kopf, als wäre ihm gerade eingefallen, wie albern der Gedanke war, »... haben sie die bessere Ausrüstung, falls man irgendwo rein muss.«

»Sie haben das mit Rachels Sender rausbekommen.«

»Was?«

»Die Entführer. Wir wissen nicht, wie. Aber sie haben ihn gefunden. Du brauchst nur eins und eins zusammenzuzählen, Lenny. In der Lösegeldforderung haben sie uns gewarnt, dass sie einen Informanten im innersten Kreis haben. Beim ersten Mal wussten sie, dass ich die Cops eingeweiht hatte. Beim zweiten Mal wissen sie von dem Sender.«

»Und das soll ein Beweis sein?«

»Meinst du, ich hab Zeit, nach einem Beweis zu suchen?«

Lennys Miene verdüsterte sich.

»Du weißt, dass ich das nicht riskieren kann.«

»ja«, sagte er. »Ich weiß.«

Lenny griff in die Tasche und gab mir den Schlüssel. Wir waren schon weg.

35

Als Regan und Tickner den Anruf wegen der Schießerei am Seidman-Haus erhielten, sprangen sie auf. Sie waren gerade auf dem Weg zum Fahrstuhl, als Tickners Handy klingelte.

Eine steife, übertrieben förmliche Stimme sagte: »Special Agent Tickner?«

»Am Apparat.«

»Hier spricht Special Agent Claudia Fisher.«

Tickner kannte den Namen. Wahrscheinlich war er ihr auch schon ein- oder zweimal begegnet. »Was gibt's?«, fragte er.

»Wo sind Sie jetzt?«, wollte sie wissen.

»Im New York Presbyterian Hospital. Aber ich bin gerade auf dem Weg nach New Jersey.«

»Nein«, sagte sie. »Kommen Sie bitte sofort zum Polizeihauptquartier.«

Tickner sah auf die Uhr. Es war erst fünf Uhr morgens. »Jetzt?«

»Ja, das beinhaltet der Begriff sofort.«

»Darf ich fragen, worum es geht?«

»Der stellvertretende Direktor Joseph Pistillo möchte Sie sprechen.«

Pistillo? Das gab ihm zu denken. Pistillo war der Top-Agent an der Ostküste. Er war der Chef des Chefs von Tickners Chef. »Ich bin gerade auf dem Weg zu einem Tatort.«

»Das ist keine Bitte«, sagte Fisher. »Direktor Pistillo erwartet sie hier innerhalb der nächsten halben Stunde.«

Die Leitung wurde unterbrochen. Langsam ließ Tickner die Hand sinken.

»Was war das denn?«, fragte Regan.

»Ich muss weg«, sagte Tickner und ging den Flur entlang.

»Wohin?«

»Der Boss will mich sehen.«

»Jetzt?«

»Jetzt sofort.« Tickner hatte schon den halben Flur hinter sich gebracht. »Rufen Sie mich an, wenn Sie was erfahren.«

*

»Es fällt mir nicht leicht, darüber zu reden«, sagte Rachel.

Ich fuhr. Die unbeantworteten Fragen hatten sich gehäuft, be-

gegangen. Es war mein Leben. Jerry hat sich in mich verliebt. Ich fühlte mich geschmeichelt. Aber ich kann nicht sagen, ob ich ihn je wirklich geliebt habe.«

Sie schwieg. Ich spürte, dass sie mich ansah. Ich blickte weiter auf die Straße.

»Hast du Monica geliebt?«, fragte sie. »Ich meine, richtig geliebt?«

Meine Schultermuskeln verspannten sich. »Was ist denn das für eine Frage?«

Sie wartete einen Augenblick. Dann sagte sie: »Tut mir Leid. Das steht mir nicht zu.«

Das Schweigen wurde immer unerträglicher. Ich versuchte, ruhiger zu atmen. »Du wolltest von den Fotos erzählen.«

»Ja.« Rachel fing an, nervös herumzuzappeln. Sie trug nur einen Ring, den sie jetzt um den Finger drehte und hoch und runter schob. »Als Jerry gestorben ist ...«

»Erschossen worden ist«, unterbrach ich.

Wieder spürte ich ihren Blick auf mir. »Erschossen worden ist, ja.«

»Hast du ihn erschossen?«

»So wird das nichts, Marc.«

»Was wird nichts?«

»Du bist jetzt schon sauer.«

»Ich will nur wissen, ob du deinen Mann erschossen hast.«

»Ich will es auf meine Art erzählen, okay?«

Ihre Stimme klang eisern. Ich machte einen Rückzieher und zuckte die Achseln. Wie du meinst. »Als er gestorben ist, bin ich fast durchgedreht. Ich wurde gezwungen, zu kündigen. Alles, was ich hatte - meine Freunde, meine Arbeit, großer Gott, mein ganzes Leben -, war mit dem FBI verknüpft. Jetzt war es weg. Ich habe angefangen zu trinken. Ich bin immer tiefer in eine Depression gerutscht. Bis ich ganz unten war. Wenn man ganz unten ist, versucht

man alles, um wieder nach oben zu kommen. Man greift nach jedem Strohalm. Und dabei wird man immer verzweifelter.«

Wir wurden etwas langsamer, weil wir uns einer Kreuzung näherten.

»Ich kriege das nicht so raus, wie ich es meine«, sagte sie.

Dann war ich von mir selbst überrascht. Ich unterdrückte meine Wut und legte meine Hand auf ihre. »Erzähl einfach weiter, okay?«

Sie nickte und fuhr mit gesenktem Blick fort, wobei sie meine Hand anstarrte. Ich ließ sie dort liegen. »Irgendwann nachts, als ich zu viel getrunken hatte, hab ich deine Nummer gewählt.«

Ich erinnerte mich an das, was Regan mir von der Liste der Anrufe erzählt hatte. »Wann war das?«

»Ein paar Monate vor dem Überfall.«

»War Monica am Apparat?«, fragte ich.

»Nein. Dein Anrufbeantworter. Ich - ich weiß, wie albern das klingt - ich habe eine Nachricht für dich hinterlassen.«

Langsam zog ich meine Hand zurück. »Was genau hast du gesagt?«

»Weiß ich nicht mehr. Ich war betrunken. Ich habe geweint. Ich nehme an, ich habe gesagt, dass ich dich vermisse und hoffe, dass du zurückrufst. Ich glaube nicht, dass ich noch weiter gegangen bin.«

»Ich habe die Nachricht nie erhalten«, sagte ich.

»Das ist mir inzwischen auch klar geworden.«

Etwas klickte in mir. »Das heißt«, sagte ich, »Monica hat sie abgehört.«

Ein paar Monate vor dem Überfall, dachte ich. Damals war Monica vollkommen verunsichert gewesen. Und in der Zeit hatten wir auch ernsthafte Probleme miteinander gehabt. Mir fiel noch mehr ein. Zum Beispiel, wie oft Monica damals nachts geweint hatte.

Ich erinnerte mich, dass Edgar mir erzählt hatte, dass sie zum Psychiater gegangen war. Und ich, der ich von alledem nichts gewusst hatte, war mit ihr in Lennys und Cheryls Haus gegangen und hatte sie mit dem Foto konfrontiert, auf dem meine Exfreundin zu sehen war - meine Exfreundin, die nachts bei uns angerufen und gesagt hatte, dass sie mich vermisste.

»Mein Gott«, sagte ich. »Kein Wunder, dass sie einen Privatdetektiv angeheuert hat. Sie wollte wissen, ob ich fremdgehe. Wahrscheinlich hat sie ihm von deinem Anruf und unserer gemeinsamen Vergangenheit erzählt.«

Sie sagte nichts.

»Du hast meine Frage noch nicht beantwortet, Rachel. Was wolltest du vor dem Krankenhaus?«

»Ich war in New Jersey, um meine Mutter zu besuchen«, fing sie an. Sie sprach jetzt stockend. »Ich hatte dir doch erzählt, dass sie sich in West Orange eine Wohnung gekauft hat.«

»Und? Willst du mir erzählen, dass sie als Patientin bei uns im Haus lag?«

»Nein.« Wieder schwieg sie. Ich konzentrierte mich aufs Fahren. Fast hätte ich aus alter Gewohnheit das Radio angestellt, um überhaupt irgendwas zu tun. »Muss ich das wirklich noch sagen?«

»Ja, ich denke schon«, sagte ich. Aber eigentlich war es mir klar. Ich hatte begriffen.

Ihre Stimme klang vollkommen leidenschaftslos. »Mein Mann ist tot. Mein Job ist weg. Ich habe alles verloren. Ich hatte öfter mit Cheryl gesprochen. Aus ihren Erzählungen konnte ich schließen, dass ihr, du und deine Frau, Probleme hattet.« Sie sah mich an. »Jetzt komm schon, Marc. Du weißt, dass wir nie ganz über unsere Trennung weggekommen sind. Also bin ich zum Krankenhaus gegangen, um mit dir zu reden. Ich weiß nicht, was ich mir davon versprochen habe. War ich wirklich so naiv, zu glauben, dass du mich einfach so in die Arme schließt? Vielleicht, ich weiß

es wirklich nicht. Und dann stand ich da und hab versucht, den Mut aufzubringen. Ich war sogar in deinem Stockwerk. Aber dann hab ich's doch nicht über mich gebracht - nicht wegen Monica oder Tara. Ich wünschte, ich könnte behaupten, dass ich so selbstlos gewesen wäre. War ich aber nicht.«

»Und warum hast du's dann nicht getan?«

»Ich bin wieder gegangen, weil ich dachte, du würdest mich zurückweisen, und ich wusste nicht, ob ich das ausgehalten hätte.«

Dann schwiegen wir. Ich wusste nicht, was ich sagen sollte. Ich wusste nicht einmal, wie ich mich fühlte.

»Bist du wütend?«, fragte sie.

»Ich weiß nicht.«

Wir fuhren weiter. Ich wollte unbedingt das Richtige tun. Ich überlegte, was das sein könnte. Wir starrten stur geradeaus. Die Spannung ließ nicht nach. Schließlich sagte ich: »Es spielt keine Rolle mehr. Das Einzige, was zählt, ist die Suche nach Tara.«

Ich sah Rachel an. Eine Träne lief ihr die Wange hinunter. Dann erschien das Schild vor uns - klein, dezent, leicht zu übersehen. Darauf stand nichts weiter als: HUNTERSVILLE. Rachel wischte die Träne weg und setzte sich auf. »Dann wollen wir uns mal darauf konzentrieren.«

*

Der stellvertretende Direktor Joseph Pistillo saß an seinem Schreibtisch und schrieb. Er war ein großer, breitschultriger Mann mit Glatze, einer jener bejahrten Männer, bei deren Anblick einem Hafearbeiter und Kneipenschlägereien in den Sinn kamen - reichlich Kraft ohne Angebermuskulatur. Pistillo war wohl schon über sechzig. Gerüchten zufolge sollte er bald in Pension gehen.

Special Agent Claudia Fisher führte Tickner ins Büro und schloss die Tür hinter sich, als sie ging. Tickner nahm die Sonnenbrille ab, verschränkte die Hände hinter dem Rücken und

blieb stehen. Er wurde nicht aufgefordert, Platz zu nehmen. Er wurde nicht begrüßt, sie schüttelten sich nicht die Hände, salu- tierten nicht, nichts dergleichen.

Ohne ihn anzusehen, sagte Pistillo: »Ich höre, Sie haben sich nach dem Tod von Special Agent Jerry Camp erkundigt.«

In Tickners Kopf schrillten die Alarmglocken. Mann, das war aber schnell gegangen. Er hatte erst vor ein paar Stunden ange- fangen, Nachforschungen anzustellen. »Ja, Sir.«

Pistillo schrieb weiter. »Er war Ihr Ausbilder in Quantico, nicht wahr?«

»Ja, Sir.«

»Er war ein großartiger Ausbilder.«

»Einer der besten, Sir.«

»Der beste, Agent.«

»Ja, Sir.«

»Ihre Erkundigungen über seinen Tod«, fuhr Pistillo fort, »ste- hen die in irgendeinem Zusammenhang mit Ihrer früheren Bezie- hung zu Special Agent Camp?«

»Nein, Sir.«

Pistillo hörte auf zu schreiben. Er legte den Kugelschreiber aus der Hand und faltete seine Maurerhände auf dem Schreibtisch. »Und warum wollen Sie dann etwas darüber wissen?«

Tickner ging seine Antwort nach Fallgruben und Fußangeln durch. »Der Name seiner Frau ist im Zuge einer anderen Ermitt- lung aufgetaucht, an der ich derzeit arbeite.«

»Handelt es sich dabei um den Mord- und Entführungsfall Seidman?«

»Ja, Sir.«

Pistillo zog die Brauen zusammen und legte die Stirn in Falten. »Glauben Sie, es gibt eine Verbindung zwischen dem tragischen, durch einen Schuss verursachten Unfalltod von Jerry Camp und der Entführung von Tara Seidman?«

Vorsichtig, dachte Tickner. Ganz vorsichtig. »Ich muss diese Möglichkeit in Betracht ziehen.«

»Nein, Agent Tickner, das müssen Sie nicht.«

Tickner sagte nichts.

»Wenn Sie eine Verbindung zwischen Rachel Mills und dem Fall Seidman herstellen können, dann tun Sie das. Beweisen Sie, dass sie etwas damit zu tun hatte. Aber Camps Tod hat nichts damit zu tun.«

»Es könnte Zusammenhänge geben«, beharrte Tickner.

»Nein«, sagte Pistillo in einem Ton, der keinen Raum für Zweifel ließ, »die gibt es nicht.«

»Aber ich muss untersuchen ...«

»Agent Tickner?«

»Ja, Sir.«

»Ich habe mir die Akte schon angesehen«, sagte Pistillo. »Mehr noch, ich war persönlich an den Ermittlungen zu Jerry Camps Tod beteiligt. Er war mein Freund. Ist das klar?«

Tickner antwortete nicht.

»Ich bin der festen Überzeugung, dass es sich bei diesem Schuss um einen tragischen Unfall gehandelt hat. Und das bedeutet, dass Sie, Agent Tickner ...«, Pistillo zeigte mit einem fleischigen Finger auf Tickners Brust, »... diese Überzeugung teilen. Habe ich mich deutlich genug ausgedrückt?«

Die beiden Männer starrten sich an. Tickner war kein Idiot. Er mochte seine Arbeit beim FBI. Er wollte Karriere machen. Einen Mann in Pistillos Position gegen sich aufzubringen, zahlte sich nicht aus. Also wandte er als Erster den Blick ab.

»Ja, Sir.«

Pistillo entspannte sich. Er nahm seinen Kugelschreiber wieder in die Hand. »Tara Seidman ist jetzt seit über einem Jahr verschwunden. Gibt es irgendwelche Hinweise darauf, dass sie noch am Leben ist?«

»Nein, Sir.«

»Dann ist es nicht mehr unser Fall.« Er fing wieder an zu schreiben und machte keinen Hehl daraus, dass das Gespräch damit beendet war. »Überlassen Sie's der örtlichen Polizei.«

*

New Jersey ist der am dichtesten besiedelte Bundesstaat in unserem Land. Das überrascht niemanden. New Jersey hat Städte, Vororte und viel Industrie. Auch das überrascht kaum jemanden. New Jersey nennt man den Garden State, und es hat viele ländliche Gebiete. Das überrascht viele.

Schon bevor wir in Huntersville ankamen, hatten die Zeichen menschlichen Lebens - im Gegensatz zum tierischen und pflanzlichen - stetig abgenommen. Es gab nur wenige Häuser. Wir waren an einem Gemischtwarenladen vorbeigekommen, der direkt aus der Fernsehserie *Mayberry RFD* hätte stammen können, doch die Fenster waren mit Brettern vernagelt. Auf den nächsten fünf Kilometern bogen wir fünfmal ab. Ich sah keine Häuser und keine Autos.

Wir waren mitten im dichten Wald. Ich bog ein letztes Mal ab und fuhr einen Berg hinauf. Ein Hirsch - schon der vierte, den ich hier sah - sprang über die Straße. Er war weit genug weg, so dass keine Unfallgefahr bestand. Langsam stieg der Verdacht in mir auf, dass man das »Jäger« im Namen Huntersville wörtlich nehmen durfte.

»Es muss gleich rechts von uns sein«, meinte Rachel.

Ein paar Sekunden später entdeckte ich einen Briefkasten. Ich fuhr langsamer, suchte nach einem Haus oder einem anderen Gebäude. Doch ich sah nur Bäume.

»Fahr weiter«, sagte Rachel.

Ich verstand. Wir konnten nicht einfach vor der Tür vorfahren. Nach etwa einem halben Kilometer stießen wir auf eine

kleine Senke neben der Straße. Ich fuhr hinein und stellte den Motor ab. Mein Herz fing an zu rasen. Es war sechs Uhr morgens. Es wurde allmählich hell.

»Kannst du mit einer Pistole umgehen?«, fragte Rachel.

»Ich habe früher mal mit der von meinem Vater auf dem Schießstand geübt.«

Sie drückte mir eine Waffe in die Hand. Ich starrte sie an, als hätte ich gerade einen sechsten Finger entdeckt. Auch sie hatte ihre Pistole gezogen. »Woher hast du die?«, fragte ich.

»Aus eurem Garten. Von dem Toten.«

»Mein Gott.«

Sie zuckte die Achseln, als wollte sie sagen: Hey, man kann nie *wissen*. Ich sah mir die Pistole noch einmal an und plötzlich kam mir ein Gedanke: War das die Waffe, mit der man auf mich geschossen hatte? Oder die, mit der Monica umgebracht worden war?

Damit ließ ich es gut sein. Wir hatten keine Zeit für solche Zimperlichkeiten. Rachel war bereits ausgestiegen. Ich folgte ihr. Wir gingen durch den Wald. Es gab keinen Weg. Wir suchten uns einen. Rachel ging vor. Sie steckte ihre Pistole hinten in den Hosensack. Ich nicht, ich weiß nicht, warum. Ich wollte die Waffe in der Hand haben. Ausgebleichte orangefarbene »NO TRESPASSING«-Schilder wiesen darauf hin, dass das Betreten des Grundstücks verboten war. Das Wort NO war in riesiger Schrift gedruckt, der Rest, sozusagen die Erläuterung des offensichtlich gemeinten, war viel kleiner.

Wir gingen weiter in die Richtung, in der wir die Zufahrt vermuteten. Als wir sie entdeckt hatten, hielten wir uns parallel zu dem unbefestigten Fahrweg. Nach ein paar Minuten blieb Rachel stehen. Fast wäre ich in sie hineingelaufen. Sie deutete nach vorn. Ein Gebäude.

Es sah aus wie eine Scheune. Jetzt wurden wir vorsichtiger. Wir

huschten geduckt von Baum zu Baum und versuchten, in Deckung zu bleiben. Wir sprachen nicht. Nach einer Weile hörte ich Musik. Country, glaube ich, aber ich kenne mich da nicht sehr gut aus. Vor mir öffnete sich eine Lichtung. Da stand wirklich eine Scheune. Es sah aus, als würde sie gerade abgerissen. Es gab auch noch ein anderes Gebäude - eine Art Ranch, oder auch nur ein ausgebauter Wohnwagen.

Wir schlichen bis an den Waldrand. Dort spähten wir hinter Bäumen hervor. Im Hof stand ein Traktor. Daneben parkte ein alter Trans Am auf ein paar Wegplatten. Direkt vor der Ranch stand ein weißer, aufgemotzter Sportwagen - manche Leute würden ihn wohl als Flitzer bezeichnen - mit einem breiten, schwarzen Streifen auf der Motorhaube. Er sah aus wie ein Camaro.

Der Wald endete hier, aber wir waren noch etwa zwanzig Meter vom Ranchgebäude entfernt. Das Gras war kniehoch. Rachel zog ihre Pistole. Ich hatte meine noch in der Hand. Sie glitt zu Boden und begann, auf das Haus zuzukriechen. Ich folgte ihr. Im Fernsehen sieht das immer ziemlich leicht aus. Man robbt mit angewinkelten Armen voran und lässt den Hintern unten. Die ersten drei Meter ist es auch ziemlich einfach. Dann wird es schwieriger. Meine Ellbogen schmerzten. Das Gras geriet mir in Nase und Mund. Ich leide nicht an Heuschnupfen oder sonstigen Allergien, aber wir scheuchten alles Mögliche auf. Mücken und ähnliches Getier sann auf Rache, weil wir ihren Schlaf gestört hatten. Die Musik wurde lauter. Der Sänger - er traf fast keinen einzigen Ton - klagte über sein »poor, poor heart«.

Rachel blieb liegen. Ich kroch rechts neben sie. »Alles okay?«, fragte sie.

Ich nickte schwer atmend.

»Vielleicht müssen wir was unternehmen, wenn wir da sind«, sagte sie. »Dann darfst du nicht vollkommen erschöpft sein. Wir können langsam vorrücken wenn es sein muss«

Ich schüttelte den Kopf und kroch weiter. Ich wollte nicht langsamer vorrücken. Langsamer vorrücken kam gar nicht in Frage. Wir kamen näher. Jetzt hatte ich den Camaro klarer im Blick. Er hatte schwarze Schmutzfänger mit der silbernen Silhouette eines hübschen Mädchens darauf an den Hinterrädern. Auf der hinteren Stoßstange waren Aufkleber. Auf einem stand: SCHUSSWAFFEN BRINGEN KEINE MENSCHEN UM. ABER SIE MACHEN ES LEICHTER.

Rachel und ich lagen fast ohne Deckung am Rand des hohen Grases, als ein Hund zu bellen anfang. Wir erstarrten.

Es gibt verschiedene Arten von Hundegebell. Das Kläffen eines nervenden Schoßhunds. Das satte Begrüßungs- »Wuff« eines freundlichen Golden Retrievers. Das Warnegebell eines im Prinzip harmlosen Haustiers. Und es gibt das gutturale, heisere Blaffen eines Schrottplatz-Wachhunds, bei dem einem das Blut in den Adern gerinnt.

Dieses Bellen gehörte in die letzte Kategorie.

Vor dem Hund hatte ich nicht besonders viel Angst. Schließlich hatte ich eine Pistole. Es war einfacher, dachte ich, sie gegen einen Hund als gegen einen Menschen einzusetzen. Aber ich fürchtete natürlich, dass das Bellen von dem Bewohner der Ranch gehört wurde. Also warteten wir. Nach ein oder zwei Minuten verstummte der Hund. Wir behielten die Tür der Ranch im Auge. Ich weiß nicht, was wir getan hätten, wenn jemand herausgekommen wäre. Was wäre passiert, wenn uns jemand entdeckt hätte? Wir hätten nicht schießen können.

Wir wussten ja gar nichts. Die Tatsache, dass von Verne Daytons Haus aus das Handy eines Toten angerufen worden war, besagte nicht viel. Wir hatten keine Ahnung, ob meine Tochter hier war oder nicht.

Eigentlich wussten wir überhaupt nichts.

Im Hof lagen viele Radkappen. Die aufgehende Sonne spie-

gelte sich darin. Ich entdeckte einen Haufen grüne Kartons. Und irgendwie zogen sie meinen Blick auf sich. Ich vergaß alle Vorsicht und begann, näher heranzukriechen.

»Warte«, flüsterte Rachel.

Aber ich konnte nicht warten. Ich musste mir diese Kartons aus der Nähe ansehen. Sie hatten irgendetwas ... aber ich wusste nicht, was es war. Ich robbte zum Traktor hinüber und versteckte mich dahinter. Wieder sah ich zu den Schachteln hinüber, jetzt hatte ich es. Die Kartons waren tatsächlich grün. Außerdem war das Bild eines lächelnden Babys darauf.

Windeln.

Rachel war neben mir. Ich schluckte. Große Windelkartons. Discountpackungen aus dem Supermarkt. Rachel hatte sie auch entdeckt. Sie legte mir die Hand auf den Arm, ermahnte mich, ruhig zu bleiben. Wir ließen uns wieder auf den Boden sinken. Sie bedeutete mir, dass wir zu einem Seitenfenster kriechen sollten. Mit einem Nicken deutete ich an, dass ich verstanden hatte. Jetzt plärrte ein langes Geigensolo aus der Stereoanlage.

Wir lagen beide auf dem Boden, als ich etwas Kaltes in meinem Nacken spürte. Ohne den Kopf zu bewegen, sah ich zu Rachel hinüber. Auch sie hatte einen Gewehrlauf am Hinterkopf.

Eine Stimme sagte: »Waffen fallen lassen.«

Es war eine Männerstimme. Rachel hielt ihre Pistole in der rechten Hand direkt vor ihrem Gesicht. Sie ließ sie los. Ein Arbeitsstiefel trat vor und kickte sie weg. Ich versuchte unsere Chancen einzuschätzen. Ein einzelner Mann. So viel hatte ich inzwischen gesehen. Ein Mann mit zwei Gewehren. Möglicherweise konnte ich etwas tun. Nicht dass ich es rechtzeitig schaffen würde, aber vielleicht konnte Rachel sich befreien. Als mein Blick ihre Augen traf, sah ich die Panik darin. Sie wusste, was ich dachte. Dann grub sich das Gewehr tiefer in meinen Nacken und

»Vergiss es, Chef. Ich kann genauso gut zwei Gehirne über den Hof verteilen wie eins.«

Meine Gedanken rasten, blieben aber immer wieder in Sackgassen stecken. Also ließ ich die Pistole los und sah zu, wie der Mann unsere Hoffnung mit einem Tritt zunichte machte.

36

Liegen bleiben!«

»Ich bin Agentin des Federal Bureau of Investigations«, sagte Rachel.

»Halt's Maul.«

Die Gesichter noch immer in den Staub gedrückt, ließ er uns die Hände über dem Kopf zusammenlegen. Er drückte mir das Knie ins Rückgrat. Ich verzog das Gesicht vor Schmerz. Mit aller Kraft riss der Mann meine Arme nach hinten und hätte sie mir dabei fast ausgekugelt. Gekonnt band er meine Handgelenke mit flexiblen Nylonfesseln zusammen. Sie fühlten sich an wie diese unglaublich komplizierten Plastikbänder, mit denen Spielzeug zusammengebunden wird, damit es nicht aus dem Laden geklaut wird.

»Die Beine zusammen.«

Mit einer weiteren Fessel band er meine Füße zusammen. Er stieß sich von meinem Rücken ab. Dann kümmerte er sich um Rachel. Ich wollte schon irgendetwas Ritterliches rufen wie »Lassen Sie sie in Ruhe!«, wusste jedoch, dass das bestenfalls vergeblich sein würde. Ich sagte nichts.

»Ich bin FBI-Agentin«, wiederholte Rachel.

»Das hab ich schon beim ersten Mal verstanden.«

Er stemmte ihr ein Knie in den Rücken und zog ihre Hände nach hinten. Sie stöhnte vor Schmerz auf.

Der Mann beachtete mich nicht. Als ich mich auf den Rücken drehte und ihn zum ersten Mal richtig ansah, kam es mir vor, als wäre ich in eine Zeitschleife geraten. Kein Zweifel - der Camaro gehörte ihm. Seine Haare waren so lang wie die eines Eishockeyspielers aus den Achtzigern, möglicherweise mit einer Dauerwelle, und in einem seltsamen orangefarbenen Blondton. Er hatte sie hinter die Ohren geklemmt und zu einer Art Nackenspeller gestylt, den man allenfalls noch aus *Night Ranger*-Musikvideos kannte. Er trug einen dürrtigen blonden Schnurrbart, der notfalls auch als Milchbart durchgegangen wäre. Auf seinem T-Shirt stand UNIVERSITY OF SMITH AND WESSON: Seine Jeans war unnatürlich dunkelblau und wirkte sehr steif.

Als er Rachels Hände gefesselt hatte, sagte er: »Hoch mit Ihnen, Kleine. Wir beide gehen ein bisschen spazieren.«

Rachel legte so viel Strenge in ihre Stimme, wie sie konnte: »Haben Sie nicht gehört?«, sagte sie, während ihr die Haare über die Augen fielen. »Ich bin Rachel Mills ...«

»Und ich bin Verne Dayton. Na und?«

»Ich bin FBI-Agentin.«

»Auf Ihrem Ausweis steht, dass Sie im Ruhestand sind.« Verne Dayton lächelte. Er war zwar nicht zahnlos, eignete sich jedoch auch für ein Zahnarzt-Werbefoto. Der rechte obere Schneidezahn war vollkommen nach innen gebogen, wie eine Tür, die nur an einer Angel hing. »Bisschen jung für die Rente, finden Sie nicht?«

»Ich mache Sondereinsätze. Die wissen, dass ich hier bin.«

»Echt? Sagen Sie's nicht. Da hinten wartet ein Haufen Agenten auf Sie, und wenn die in drei Minuten nichts von Ihnen gehört haben, stürmen sie die Ranch. Wollten Sie das grade sagen, Rachel?«

Sie brach ab. Er hatte ihren Bluff durchschaut. Sie kam nicht weiter.

»Aufstehen«, sagte er noch einmal und zog ihre Arme hoch.

Rachel kam stolpernd auf die Beine.

»Wo bringen Sie sie hin?«, fragte ich.

Er antwortete nicht. Sie gingen zur Scheune. »Hey!«, rief ich, und in meiner Stimme schwang Hilflosigkeit mit. »Hey, kommen Sie zurück!« Aber sie gingen weiter. Rachel wehrte sich, aber ihre Hände waren hinter dem Rücken zusammengebunden. Immer, wenn sie sich zu heftig bewegte, hob er sie an und zwang sie damit, sich nach vorne zu beugen. Schließlich gab sie auf und ging einfach mit.

Die Angst fraß sich in mich hinein. Verzweifelt suchte ich nach irgendetwas, womit ich mich befreien konnte. Die Pistolen? Nein, die hatte er mitgenommen. Und selbst wenn sie noch da gewesen wären, was hätte ich damit machen sollen? Auf die Fesseln zielen und mit den Zähnen abdrücken? Ich überlegte, ob ich mich auf den Rücken drehen sollte, doch das hätte mir auch nicht weitergeholfen. Und was jetzt? Ich begann, wie eine Raupe zum Traktor zu kriechen. Ich suchte eine Klinge oder zumindest eine scharfe Kante, an der ich die Fesseln aufschneiden könnte.

Mit einem Quietschen wurde die Scheunentür geöffnet. Als ich hinübersah, verschwanden sie gerade darin. Dann fiel die Tür hinter ihnen zu. Der Knall verhallte. Die Musik - es musste eine Kassette oder CD gewesen sein - war zu Ende. Jetzt war es still. Und von Rachel war nichts mehr zu sehen.

Ich musste die Hände frei bekommen.

Ich kroch weiter, hob den Hintern an und schob mich mit den Beinen vorwärts. Endlich erreichte ich den Traktor. Ich suchte nach etwas Scharfkantigem. Nichts. Mein Blick wanderte zur Scheune.

»Rachel!«, schrie ich.

Meine Stimme hallte durch die Stille. Sonst geschah nichts. Mein Herz begann, Purzelbäume zu schlagen.

Mein Gott. Was sollte ich tun?

Ich drehte mich auf den Rücken und setzte mich auf. Den Rücken an den Traktor gelehnt, stemmte ich mich hoch. Die Scheune hatte ich klar im Blick. Ich wusste nicht, was mir das bringen sollte. Dort rührte sich immer noch nichts. Es war auch nichts zu hören. Mein Blick streifte über den Hof. Verzweifelt suchte ich nach irgendetwas, das mir eine Eingebung gegeben hätte. Aber ich fand nichts.

Ich überlegte, ob ich es bei dem Camaro probieren sollte. So ein Waffennarr hatte wahrscheinlich immer zwei bis drei Pistolen irgendwo versteckt. Vielleicht hatte er auch eine im Wagen. Aber selbst wenn ich rechtzeitig hinkam, wie hätte ich die Tür öffnen sollen? Wie nach der Waffe suchen? Wie damit schießen, falls ich eine fand?

Nein, als Erstes musste ich die Fessel loswerden.

Ich suchte auf dem Boden nach ... ich kann es gar nicht sagen. Einem scharfen Stein. Einer zerbrochenen Bierflasche. Irgendwas. Ich fragte mich, wie viel Zeit vergangen war, seit sie in der Scheune verschwunden waren. Ich fragte mich, was er mit Rachel machte. Meine Kehle schnürte sich zusammen.

»Rachel!«

Aus dem Hall hörte ich die Verzweiflung heraus. Das machte mir Angst. Aber wieder bekam ich keine Antwort.

Scheiße, was war da drin los?

Erneut suchte ich den Traktor nach einer Kante ab, die mir helfen könnte, mich von meinen Fesseln zu befreien. Da war Rost. Viel Rost. Ging das? Konnte ich die Fessel an einer rostigen Ecke durchscheuern? Ich konnte es mir nicht recht vorstellen, hatte aber keine andere Wahl.

Ich kniete mich hin, drückte meine Handgelenke an eine rostige Kante und bewegte mich auf und ab wie ein Bär, der sich am Baumstamm den Rücken kratzt. Meine Arme rutschten zur Seite,

meine Haut schrammte über den Rost und Schmerz schoss mir den Arm hinauf. Wieder sah ich zur Scheune, horchte noch einmal, hörte aber immer noch nichts.

Ich scheuerte weiter.

Das Problem war, dass ich einzig und allein nach Gefühl vorgehen konnte. Ich drehte den Kopf, so weit es ging, konnte meine Handgelenke jedoch nicht sehen. Brachte das überhaupt irgendwas? Ich hatte keine Ahnung. Aber was sollte ich sonst tun? Also bewegte ich die Handgelenke weiter auf und ab und versuchte, die Arbeit zu unterstützen, indem ich die Arme auseinander zog wie ein Herkules in einem B-Film.

Ich weiß nicht, wie lange es dauerte. Wahrscheinlich kaum mehr als zwei oder drei Minuten, obwohl es mir viel länger vorkam. Die Fessel riss nicht und machte auch keine Anstalten, sich zu lockern. Trotzdem hörte ich erst auf, als ich ein Quietschen hörte. Das Scheunentor wurde geöffnet. Erst sah ich nichts. Dann kam der Hinterwäldler mit dem Nackenspoiler raus. Allein. Er kam auf mich zu.

»Wo ist sie?«

Ohne ein Wort beugte Verne Dayton sich herunter und überprüfte meine Fesseln. Ich konnte ihn riechen. Er roch nach getrocknetem Gras und Schweiß. Er musterte meine Hände. Ich sah auf den Boden. Da waren Blutflecken. Zweifellos von mir. Plötzlich hatte ich eine Idee.

Ich lehnte mich nach hinten und zielte mit einem Kopfstoß auf ihn.

Ich weiß, was für eine verheerende Wirkung ein richtiger Kopfstoß haben kann. Ich habe Gesichter operiert, die durch solche Stöße zerstört worden waren.

Das würde mir nicht gelingen.

Meine Haltung war ungünstig. Meine Hände und Füße waren gefesselt. Ich kniete und war nach hinten verdreht. Mein Schä-

del traf ihn nicht auf die Nase oder an einem anderen weichen Teil im Gesichts. Ich erwischte ihn an der Stirn. Wir hörten ein dumpfes *Donk* wie in einem alten Schwarz-Weiß-Film. Verne Dayton fiel fluchend hintenüber. Ich verlor vollkommen das Gleichgewicht und knallte direkt aufs Gesicht. Die rechte Wange schlug zuerst auf den Boden. Ich hörte meine Zähne klappern. Aber Schmerz konnte mir nichts mehr anhaben. Ich sah ihn an. Er schüttelte benommen den Kopf. An der Stirn hatte er eine kleine Platzwunde.

Jetzt oder nie.

Immer noch gefesselt, kroch ich auf ihn zu. Doch ich war zu langsam.

Verne Dayton lehnte sich zurück und hob einen Arbeitsstiefel. Als ich nahe genug war, trat er mir ins Gesicht, als wollte er einen Waldbrand ersticken. Ich fiel hintenüber. Er schob sich etwas von mir weg und griff nach seinem Gewehr.

»Keine Bewegung!« Mit den Fingern betastete er die Verletzung an seiner Stirn. Ungläubig betrachtete er das Blut. »Sind Sie wahnsinnig?«

Ich lag auf dem Rücken und atmete schwer. Ich nahm nicht an, dass ich mir etwas gebrochen hatte, aber andererseits wusste ich auch nicht, ob das noch eine Rolle spielte. Er kam auf mich zu und versetzte mir einen Tritt in die Rippen. Der Schmerz schoss mir wie ein heißes Messer in die Brust. Ich rollte zur Seite. Er ergriff meine Hände und fing an, mich über den Boden zu schleifen. Ich versuchte, die Beine unter den Körper zu bekommen. Er war stark wie ein Bulle. Die Stufen vor dem Wohnwagen hielten ihn nicht auf. Er schleifte mich hinauf, stieß die Tür mit der Schulter auf und warf mich wie einen Sack Torf hinein.

Mit einem dumpfen Schlag landete ich auf dem Boden. Verne Dayton trat ein und schloss die Tür. Ich sah mich um. Größtenteils entsprach der Raum dem, was ich erwartet hatte, doch es gab

auch ein paar Überraschungen. Das Erwartete: An den Wänden hingen Gewehre. Antike Musketen und Flinten. Außerdem hing dort der obligate Hirschkopf, eine gerahmte Mitgliedsurkunde der *National Rifle Association* auf den Namen Verne Dayton und eine gesteppte Amerikanische Flagge. Das Überraschende: Es war makellos sauber, und viele Leute hätten die Einrichtung geschmackvoll genannt. In der Ecke stand ein Laufstall, aber es lagen keine Spielsachen darin herum. Die waren in so einer Plastikkommode mit verschiedenfarbigen Schubladen verstaut. Die Schubladen waren beschriftet.

Verne Dayton setzte sich und sah mich an. Ich lag noch immer auf dem Bauch. Er richtete kurz seine Frisur, indem er ein paar Strähnen nach hinten schob und sie sich hinter die Ohren klemmte. Sein Gesicht war schmal. Alles an ihm wirkte hinterwäldlerisch.

»Haben Sie sie so zusammengeschlagen?«, fragte er.

Im ersten Moment wusste ich nicht, wovon er sprach. Dann fiel mir ein, dass er Rachels Verletzungen gesehen hatte. »Nein.«

»Macht Sie das an? Eine Frau zusammenschlagen?«

»Was haben Sie mit ihr gemacht?«

Er zog einen Revolver, öffnete die Trommel und steckte eine Patrone hinein. Er drehte sie zurecht und richtete ihn auf mein Knie. »Wer hat Sie geschickt?«

»Niemand.«

»Soll ich abdrücken?«

Ich hatte genug, rollte mich auf den Rücken und wartete auf den Schuss. Aber er schoss nicht. Er ließ mich gewähren und hielt den Revolver auf mich gerichtet. Ich setzte mich auf und sah ihm in die Augen. Das schien ihn zu verwirren. Er trat einen Schritt zurück.

»Wo ist meine Tochter?«, fragte ich.

»Hä?« Er legte den Kopf schief. »Soll das ein Witz sein?«

Ich sah es in seinen Augen. Das war nicht gespielt. Er hatte keine Ahnung, wovon ich redete.

»Sie tauchen hier mit Waffen auf«, sagte er, wobei sein Gesicht rot anlief. »Wollen Sie mich umbringen? Meine Frau? Meine Kinder?« Verne hob den Revolver und zielte jetzt auf mein Gesicht. »Nennen Sie mir einen guten Grund dafür, dass ich Ihnen nicht das Hirn wegblase und Sie im Wald verscharre.«

Kinder. Er hat Kinder gesagt. Irgendetwas an dieser ganzen Sache ergab plötzlich überhaupt keinen Sinn mehr. Ich entschloss mich, es drauf ankommen zu lassen. »Hören Sie«, sagte ich. »Mein Name ist Marc Seidman. Vor achtzehn Monaten ist meine Frau ermordet und meine Tochter entführt worden.«

»Was quatschen Sie da?«

»Bitte, lassen Sie mich erklären.«

»Momentchen.« Vernes Augen wurden schmal. Er rieb sich das Kinn. »Ich erinnere mich daran. Aus dem Fernsehen. Sie haben auch ein paar Schüsse abgeknippt, stimmt's?«

»Ja.«

»Und warum wollen Sie mir meine Waffen wegnehmen?«

Ich schloss die Augen. »Ich will Ihnen Ihre Waffen nicht wegnehmen«, sagte ich. »Ich bin hier ...«, ich wusste nicht, wie ich das ausdrücken sollte, »... ich suche meine Tochter.«

Es dauerte einen Moment, bis er das begriff. Dann klappte sein Unterkiefer runter. »Sie glauben, ich hab was damit zu tun gehabt?«

»Ich weiß es nicht.«

»Wie wär's, wenn Sie mir das mal erklären.«

Das tat ich. Ich erzählte ihm alles. In meinen Ohren klang es verrückt, aber Verne hörte aufmerksam zu. Er war voll konzentriert. Am Ende sagte ich: »Der Mann, der das getan hat - oder zumindest irgendwie daran beteiligt war - das weiß ich nicht genau.

Wir haben sein Handy. Er hat nur einen Anruf bekommen. Und zwar von hier.«

Verne überlegte. »Dieser Mann. Wie hieß er?«

»Das wissen wir nicht.«

»Ich rufe viele Leute an, Marc.«

»Wir wissen, dass der Anruf gestern Nacht gemacht wurde.«

Verne schüttelte den Kopf. »Nein. Ausgeschlossen.«

»Wie meinen Sie das?«

»Ich war die letzte Nacht nicht zu Hause. Ich war unterwegs, hab was ausgeliefert. Ich bin erst 'ne halbe Stunde vor Ihnen zurückgekommen. Hab Sie entdeckt, als Munch - mein Hund - angefangen hat, so tief zu knurren. Das Bellen bedeutet nicht viel. Aber wenn er so tief knurrt, dann ist jemand in der Nähe.«

»Moment. War gestern überhaupt niemand hier?«

Er zuckte die Achseln. »Doch, schon, meine Frau und die Jungs. Aber die Jungs sind drei und sechs Jahre alt. Ich glaub nicht, dass die bei dem angerufen haben. Und ich kenne Kat. So spät nachts telefoniert die auch nicht mehr.«

»Kat?«, fragte ich.

»Meine Frau. Kat. Abkürzung für Katarina. Sie ist aus Serbien.«

*

»Soll ich Ihnen ein Bier mitbringen, Marc?«

Ich war selbst überrascht, als ich mich sagen hörte: »Das wäre nett, Verne.«

Verne Dayton hatte die Plastikfesseln durchgeschnitten. Ich rieb mir die schmerzenden Handgelenke. Rachel saß neben mir. Er hatte ihr nichts getan. Er hatte uns trennen wollen, zum Teil, wie er sagte, weil er dachte, ich hätte sie so zugerichtet und sie dann gezwungen, mir zu helfen. Verne besaß eine wertvolle Waffensammlung - viele Gewehre waren noch funktionstüchtig -,

und viel zu viele Leute interessierten sich etwas zu sehr dafür. Er dachte, wir gehörten auch dazu.

»Ein Bud?«

»Gerne.«

»Und Sie, Rachel?«

»Nein, danke.«

»Eine Cola vielleicht? Oder Eiswasser?«

»Wasser wäre prima, danke.«

Verne lächelte, was nicht unbedingt ein schöner Anblick war. »Kein Problem.« Wieder rieb ich mir die Handgelenke. Er sah es und grinste. »Die haben wir im Golfkrieg benutzt. Damit hat man die Iraker im Griff, das sag ich Ihnen.«

Er verschwand in der Küche. Ich sah Rachel an. Sie zuckte die Achseln. Verne kam mit zwei Budweisern und einem Glas Wasser zurück. Er verteilte die Getränke und hob die Flasche, damit ich mit ihm anstoßen konnte. Ich tat es. Er setzte sich.

»Ich hab selbst zwei Kinder. Jungs. Verne junior und Perry. Wenn denen was passieren würde ...« Verne stieß einen tiefen Pfiff aus und schüttelte den Kopf. »Ich weiß nicht, wie Sie jeden Morgen aus dem Bett kommen.«

»Ich suche nach ihr und hoffe, dass ich sie finde«, sagte ich.

Verne nickte zustimmend. »Ich glaub, das versteh ich. Solange man sich nichts vormacht, wenn Sie wissen, was ich meine?« Er sah Rachel an. »Und Sie sind vollkommen sicher, dass es meine Telefonnummer war?«

Rachel holte das Handy aus ihrer Tasche. Sie drückte ein paar Tasten und zeigte ihm das Display. Nachdem Verne mit den Lippen eine Winston aus der Schachtel gezogen hatte, schüttelte er den Kopf. »Kapier ich nicht.«

»Wir hoffen, dass Ihre Frau uns weiterhelfen kann.«

Er nickte langsam. »Sie hat mir 'n Zettel geschrieben, auf dem steht, dass sie einkaufen fährt. Kat macht das gern frühmorgens.

Im A&P-Supermarkt. Der hat rund um die Uhr offen.« Er wurde still. Ich glaube, Verne war etwas hin- und hergerissen. Er wollte uns helfen, wollte jedoch nicht wahrhaben, dass seine Frau um Mitternacht mit einem anderen Mann telefoniert hatte. Er hob den Kopf. »Rachel, soll ich Ihnen ein paar frische Verbände besorgen?«

»Nicht nötig, danke.«

»Sind Sie sicher?«

»Ja, danke.« Sie hielt das Wasserglas in beiden Händen. »Verne, darf ich fragen, wie Sie und Katarina sich kennen gelernt haben?«

»Online«, sagte er. »Sie wissen schon, so eine Website für ausländische Bräute. Cherry Orchid heißt die. Früher hat man das Mail Order genannt, aber das machen die jetzt nicht mehr. Jedenfalls geht man da auf die Website. Da sind Bilder von Frauen aus der ganzen Welt drauf - Osteuropa, Russland, den Philippinen, von überall. Da stehen dann die Maße, ein kurzer Lebenslauf, Hobbys und Abneigungen und so was. Wenn einem eine gefällt, kann man die Adresse kaufen. Man kriegt auch Rabatt, wenn man mehr als einer schreiben will.«

Rachel und ich sahen uns kurz an. »Wie lange ist das her?«

»Sieben Jahre. Am Anfang haben wir uns E-Mails geschickt und so. Kat hat auf 'nem Bauernhof in Serbien gewohnt. Ihre Eltern hatten nichts. Sie musste sechs Kilometer laufen, um an den Internet-Anschluss ranzukommen. Ich wollte dann auch mal bei ihr anrufen, wissen Sie, und am Telefon mit ihr reden, aber die hatten gar keins. Deshalb musste sie immer mich anrufen. Und dann hat sie plötzlich gesagt, dass sie nach Amerika überkommt. Um mich kennen zu lernen.«

Verne hob die Hände, als wollte er jeden Protest im Keim ersticken. »Und, na ja, da fragt so ein Mädchen normalerweise, ob man ihr nicht ein bisschen Geld schicken kann, Sie wissen

schon, Dollars fürs Flugticket und so. Darauf hatte ich mich schon eingestellt. Aber Kat hat nicht nach Geld gefragt. Sie ist auf eigene Kosten rüber gekommen. Ich hab sie in New York City abgeholt. Wir haben uns kennen gelernt, und nach drei Wochen waren wir verheiratet. Ein Jahr später kam Verne junior, und Perry drei Jahre danach.«

Er trank einen kräftigen Schluck Bier. Ich folgte seinem Beispiel. Wunderbar, wie die kühle Flüssigkeit meine Kehle hinabfloss.

»Hören Sie, ich weiß, was Sie denken«, sagte Verne. »Aber das stimmt nicht. Kat und ich sind echt glücklich. Vorher war ich mit 'ner la amerikanischen Kneifzange verheiratet. Die hat die ganze Zeit nur gejammert und gemault. Ich würd' nicht genug Geld verdienen. Sie wollte lieber zu Hause bleiben und gar nichts tun. Wenn ich sie gebeten hab, eine Ladung Wäsche zu waschen, ist sie mit diesem Emanzen-Mist auf mich losgegangen. Die hat mich nur runtergezogen und allen erzählt, was ich für ein Versager bin. Bei Kat läuft das anders. Ob's mir gefällt, dass sie das Haus hübsch und gemütlich macht? Klar, das ist mir wichtig. Und wenn ich draußen in der Hitze arbeite, holt Kat mir ein Bier, ohne dass ich mir 'n Vortrag aus 'ner Frauenzeitschrift anhören muss. Was soll daran falsch sein?«

Wir antworteten nicht.

»Überlegen Sie mal, okay? Warum fühlen sich zwei Menschen zueinander hingezogen? Vielleicht das Aussehen? Geld? Weil einer 'nen wichtigen Beruf hat? Alle tun sich zusammen, weil sie sich irgendwas davon versprechen. Geben und Nehmen, oder? Ich hab 'ne liebevolle Frau gesucht, die mir hilft, Kinder aufzuziehen, und sich ums Haus kümmert. Und ich wollte 'ne Partnerin, 'ne Frau, ich weiß nicht, die einfach nett zu mir ist. Die hab ich. Kat wollte raus aus ihrem schrecklichen Leben. Die waren da so arm, dass sogar Dreck schon so was wie Luxus war. Wir haben es

beide gut getroffen. Im Januar waren wir mit den Kindern unten in Disneyworld. Wir wandern gern und fahren Kanu. Verne junior und Perry sind nette Jungs. Hey, ich bin vielleicht ein bisschen einfach gestrickt - Blödsinn - ich *bin* einfach gestrickt. Ich liebe meine Gewehre, Jagen und Angeln - und vor allem meine Familie.«

Verne senkte den Kopf. Seine Haare fielen ihm wie ein Vorhang vors Gesicht. Er begann, das Etikett von der Bierflasche zu pulen. »In manchen Ländern - wahrscheinlich in den meisten, was weiß ich - werden Ehen von den Eltern arrangiert. Und früher war das hier auch so. Die Eltern haben entschieden. Sie haben ihre Kinder zum Heiraten gezwungen. Na ja, also Kat und mich hat niemand zu irgendwas gezwungen. Sie kann jederzeit gehen. Genau wie ich. Aber wir sind jetzt schon sieben Jahre zusammen. Ich bin glücklich. Sie auch.«

Dann zuckte er die Achseln. »Das hab ich jedenfalls gedacht.«

Wir tranken schweigend.

»Verne?«, sagte ich.

»Ja.«

»Sie sind ein interessanter Mann.«

Er lachte, aber ich sah die Angst in seinen Augen. Er versuchte sie zu verbergen, indem er noch einen Schluck Bier trank. Verne hatte sich hier ein Leben aufgebaut. Ein schönes Leben. Das ist komisch. Ich bin nicht gut darin, Menschen einzuschätzen. Mein erster Eindruck ist meist falsch. Ich sehe diesen langhaarigen, waffenstarrenden Redneck mit seinem Monster-Truck-Rallye-Outfit und den Auto-Aufklebern und erfahre, dass er eine Mail-Order-Braut aus Serbien hat. Wie soll man da vorurteilsfrei bleiben? Aber je länger ich ihm zuhörte, desto netter fand ich ihn. Ich musste ihm mindestens genauso fremd gewesen sein wie er mir. Ich war mit einer Pistole in der Hand zu seinem Haus geschlichen. Doch als ich angefangen hatte, meine Geschichte zu

erzählen, hatte Verne sofort gehandelt. Er wusste, dass ich die Wahrheit sagte.

Wir hörten, wie ein Wagen vorfuhr. Verne trat ans Fenster und sah hinaus. Er lächelte schwach und etwas traurig. Seine Familie kam nach Hause. Er liebte sie. Eindringlinge waren mit Waffen zu seinem Heim gekommen, und er hatte getan, was in seiner Macht lag, um es zu schützen. Und womöglich würde ich jetzt bei dem Versuch, meine Familie wieder zusammenzubringen, seine auseinander reißen.

»Schaut, Daddy ist zu Hause!«

Das musste Katarina sein. Der osteuropäische Akzent war nicht zu überhören - ob vom Balkan oder einem der ehemaligen Sowjetstaaten, konnte ich nicht sagen. Ich hörte das fröhliche Kreischen kleiner Kinder. Vernes Lächeln wurde etwas breiter. Er trat auf die Veranda vor dem Haus. Rachel und ich blieben sitzen. Wir hörten Kinderfüße die Stufen hinaufrennen. Es dauerte fast zwei Minuten, bis die Begrüßung beendet war. Ich starrte auf meine Hände. Verne sagte etwas von Geschenken, die noch im Truck lägen. Die Kinder rannten hin.

Die Tür wurde geöffnet. Verne kam Arm in Arm mit seiner Frau ins Haus.

»Marc, Rachel, das ist Kat, meine Frau.«

Sie war bildhübsch. Sie trug ihr langes Haar offen. Das gelbe Sommerkleid war schulterfrei. Sie hatte fast schneeweiße Haut und eisblaue Augen. Sie bewegte sich anders, so dass ich sie wohl auch für eine Ausländerin gehalten hätte, wenn ich es nicht gewusst hätte. Vielleicht war das aber auch nur eine Projektion. Ich versuchte, ihr Alter zu schätzen. Sie wäre noch als Mitte zwanzig durchgegangen, doch die Falten unter ihren Augen deuteten an, dass ich wahrscheinlich zehn Jahre daneben lag.

»Hi«, sagte ich.

Rachel und ich erhoben uns und begrüßten sie. Ihre zierliche

Hand hatte einen kraftvollen Händedruck. Katarina lächelte weiter, wie es sich für eine gute Gastgeberin gehörte, auch wenn es ihr ganz offensichtlich schwer fiel. Sie starrte Rachel und ihre Verletzungen an. Es war wohl auch ein ziemlich schockierender Anblick. Ich hatte mich fast schon daran gewöhnt.

Immer noch lächelnd, wandte Katarina sich an Verne, als wollte sie eine Frage stellen. Er sagte: »Ich versuche, ihnen zu helfen.«
»Ihnen zu helfen?«, wiederholte sie.

Die Kinder hatten ihre Geschenke gefunden und johlten herum. Verne und Katarina schienen es nicht zu hören. Sie sahen sich an. Er hielt ihre Hand. »Der Mann dort ...«, er deutete mit dem Kinn auf mich, »... jemand hat seine Frau ermordet und seine kleine Tochter entführt.«

Sie legte eine Hand auf den Mund.

»Sie suchen die Tochter.«

Katarina rührte sich nicht. Verne drehte sich zu Rachel um und gab ihr mit einem Nicken zu verstehen, dass sie anfangen sollte.

»Mrs Dayton«, sagte Rachel, »haben Sie gestern Nacht jemanden angerufen?«

Katarinas Kopf zuckte zurück, als wäre sie gerade zu Tode erschrocken. Dann sah sie mich an, als wäre ich eine Art Zirkus-Kuriosität. Sie wandte sich an Rachel. »Ich weiß nicht, was Sie wollen.«

»Wir haben die Information aus einem Telefon«, sagte Rachel. »Gestern gegen Mitternacht ist vom Telefon in diesem Haus ein bestimmtes Handy angerufen worden. Wir nehmen an, dass Sie das waren.«

»Nein, das ist unmöglich.« Katarinas Augen schossen hin und her, als suchten sie nach einem Ausweg. Verne hielt noch immer ihre Hand. Er versuchte, ihr in die Augen zu sehen, aber sie wich seinem Blick aus. »Ach, warten Sie«, sagte sie. »Ich glaube, ich weiß.«

Wir warteten.

»Gestern Nacht, als ich geschlafen habe, hat das Telefon geklingelt.« Sie versuchte, wieder zu lächeln, doch es hielt nicht lange vor. »Ich weiß nicht, wie spät es war. Sehr spät. Ich dachte, dass du das vielleicht bist, Verne.« Sie sah ihn an und jetzt hielt das Lächeln. Er erwiderte es. »Aber als ich rangegangen bin, hat sich niemand gemeldet. Dann ist mir was eingefallen, was ich mal im Fernsehen gesehen habe. Stern, sechs, neun. Wenn man das drückt, ruft man beim Anrufer zurück. Das hab ich gemacht. Ein Mann war dran. Aber es war nicht Verne, also hab ich wieder aufgelegt.«

Sie sah uns erwartungsvoll an. Rachel und ich warfen uns einen kurzen Blick zu. Verne lächelte immer noch, aber seine Schultern sanken herab. Er ließ ihre Hand los und fiel fast auf die Couch.

Katarina machte sich auf den Weg zur Küche. »Willst du noch ein Bier, Verne?«

»Nein, Schatz. Ich will, dass du dich hier neben mich setzt.«

Sie zögerte, tat jedoch, was er verlangte. Stocksteif nahm sie neben ihm Platz. Verne richtete sich auf und nahm wieder ihre Hand.

»Ich will, dass du mir zuhörst, okay?«

Sie nickte. Draußen kreischten die Kinder vor Freude. Es mag etwas abgedroschen klingen, aber es gibt nicht viel, das es mit ungehemmtem Kinderlachen aufnehmen kann. Katarina sah Verne mit einer solchen Intensität an, dass ich mich fast abgewandt hätte.

»Du weißt doch, wie sehr wir unsere Jungs lieben, oder?«

Sie nickte.

»Stell dir vor, jemand nimmt sie uns weg. Stell dir vor, das ist schon vor über einem Jahr passiert. Überleg mal. Stell dir vor, jemand hat, sagen wir mal, Perry gestohlen, und wir kriegen

über ein Jahr lang nicht raus, wo er ist.« Er deutete auf mich. »Der Mann da, er weiß nicht, was mit seiner kleinen Tochter passiert ist.«

Ihr standen Tränen in den Augen.

»Wir müssen ihm helfen, Kat. Egal, was du weißt. Egal, was du getan hast. Das interessiert mich nicht. Wenn es irgendwelche Geheimnisse gibt, dann müssen die jetzt hier auf den Tisch. Hinterher ziehen wir einen Schlusstrich unter das Ganze. Ich kann fast alles verzeihen. Aber ich weiß nicht, ob ich dir verzeihen kann, wenn du dem Mann und seinem kleinen Mädchen nicht hilfst.«

Sie senkte den Kopf und sagte nichts.

Rachel legte noch einen drauf. »Falls es Ihnen darum geht, den Mann, den Sie angerufen haben, zu schützen: Das hat sich erledigt. Er ist tot. Er wurde ein paar Stunden nach Ihrem Telefonat erschossen.«

Katarina blickte weiter zu Boden. Ich stand auf und fing an, im Zimmer auf und ab zu gehen. Von draußen hörte ich weiteres Schreien und Johlen. Ich ging zum Fenster und sah hinaus. Verne junior - der Junge sah aus wie sechs - rief: »Eins, zwei, drei, ich komme!« Er würde seinen versteckten Bruder problemlos finden. Perry war zwar nicht zu sehen, man hörte ihn aber hinter dem Camaro lachen. Verne junior tat kurz so, als suche er woanders. Dann drehte er sich um, schlich zum Camaro und schrie: »Buh!«

Perry trat immer noch lachend hinter dem Wagen hervor und rannte los. Als ich das Gesicht des Jungen sah, spürte ich, wie meine seit langem aus den Fugen geratene Welt einen weiteren Schlag hinnehmen musste. Verstehen Sie, ich kannte Perry.

Er war der kleine Junge, den ich gestern Abend in dem Honda gesehen hatte.

Tickner parkte vor Seidmans Haus. Das gelbe Flatterband war noch nicht aufgespannt worden, aber es warteten schon sechs Streifenwagen und zwei Fernseh Übertragungswagen. Er überlegte, ob es eine gute Idee war, sich vor laufenden Kameras dem Tatort zu nähern. Pistillo, sein Boss, hatte ihm seinen Standpunkt ziemlich deutlich klar gemacht. Doch dann fühlte Tickner sich sicher genug. Wenn er ins Bild kam, konnte er einfach die Wahrheit sagen: Er war hergekommen, um der örtlichen Polizei mitzuteilen, dass er nicht mehr an dem Fall arbeitete.

Tickner fand Regan bei der Leiche im Garten. »Wer ist das?«

»Keine Papiere«, sagte Regan. »Wir haben seine Fingerabdrücke eingeschickt. Mal sehen, was die rauskriegen.«

Beide betrachteten die am Boden liegende Leiche.

»Auf den passt die Beschreibung, die Seidman uns letztes Jahr gegeben hat«, meinte Tickner.

»Ja.«

»Und was bedeutet das jetzt?«

Regan zuckte die Achseln.

»Was haben Sie bisher rausgekriegt?«

»Die Nachbarn haben erst Schüsse gehört. Dann Reifenquietschen. Ein BMW Mini ist über den Rasen gefahren. Dann wurde noch ein paar Mal geschossen. Sie haben Seidman gesehen. Ein Nachbar meint, vielleicht war eine Frau dabei.«

»Wahrscheinlich Rachel Mills«, sagte Tickner. Er sah in den morgendlichen Himmel hinauf. »Und was sagt uns das?«

»Vielleicht hat das Opfer für Rachel gearbeitet, und sie hat ihn zum Schweigen gebracht.«

»Vor Seidmans Augen?«

Regan zuckte die Achseln. »Beim BMW Mini hat's allerdings

geklingelt. Mir ist eingefallen, dass Seidmans Partnerin einen hatte. Zia Leroux.«

»Dann hat die ihm also geholfen, aus dem Krankenhaus zu entkommen.«

»Wir haben eine Fahndung nach dem Wagen eingeleitet.«

»Den haben sie doch bestimmt längst wieder ausgetauscht.«

»Ja, wahrscheinlich.« Dann brach Regan ab. »Oha.«

»Was ist?«

Er deutete auf Tickners Gesicht. »Sie tragen keine Sonnenbrille.«

Tickner lächelte. »Schlechtes Vorzeichen?«

»So wie der Fall bisher läuft? Könnte eher ein gutes sein.«

»Ich bin nur hier, weil ich Ihnen sagen muss, dass ich nicht mehr an dem Fall arbeite. Und zwar nicht nur ich, sondern das FBI. Wenn Sie irgendwie beweisen können, dass das Mädchen noch lebt...«

»... und wir wissen beide, dass das nicht so ist...«

»... oder dass sie aus New Jersey in einen anderen Bundesstaat gebracht worden ist, kann ich vermutlich wieder einsteigen. Aber der Fall ist nicht mehr als vordringlich eingestuft.«

»Zurück zum Terrorismus, Lloyd?«

Tickner nickte. Noch einmal sah er zum Himmel empor. Schon komisch, ohne die Sonnenbrille.

»Was wollte Ihr Boss eigentlich?«

»Mir mitteilen, was ich Ihnen gerade gesagt habe.«

»Mhm. Sonst noch was?«

Tickner zuckte die Achseln. »Dass FBI-Agent Jerry Camp erschossen wurde, war ein Unfall.«

»Ihr Boss hat Sie morgens um sechs in sein Büro bestellt, um Ihnen das zu sagen?«

»Ja.«

»Hoppla.«

»Er hat den Fall nicht nur persönlich bearbeitet, er war auch mit dem Opfer befreundet.«

Regan schüttelte den Kopf. »Heißt das, Rachel Mills hat einflussreiche Freunde?«

»Absolut nicht. Wenn Sie sie für den Mord oder die Entführung Seidmans dran kriegen können, dann nur zu.«

»Aber der Tod von Jerry Camp bleibt außen vor.«

»Genau.«

Jemand rief etwas. Sie schauten zu ihm hinüber. Im Nachbargarten hatte eine Pistole gelegen. Sie rochen kurz dran und stellten fest, dass sie vor kurzem abgefeuert worden war.

»Wie praktisch«, meinte Regan.

»Kann man so sagen.«

»Irgendwelche Ideen?«

»Nein.« Tickner sah ihn an. »Ist Ihr Fall, Bob. War schon immer Ihrer. Viel Glück.«

»Danke.«

Tickner machte sich auf den Weg.

»Hey, Lloyd?«, rief Regan ihm nach.

Tickner blieb stehen. Vorsichtig wurde die Pistole eingepackt. Regan starrte erst sie, dann die Leiche zu seinen Füßen an.

»Wir haben immer noch keine Ahnung, was hier abgeht, oder?«

Tickner ging zu seinem Wagen. »Nicht die Bohne.«

*

Katarina hatte die Hände im Schoß gefaltet. »Ist er wirklich tot?«

»Ja«, sagte Rachel.

Verne stand mit verschränkten Armen da und schäumte vor Wut. Und zwar, seit ich erzählt hatte, dass Perry das Kind war, das ich im Honda Accord gesehen hatte.

»Er heißt Pavel. Er war mein Bruder.«

Wir warteten darauf, dass sie weitersprach.

»Er war kein guter Mensch. Das weiß ich schon lange. Er konnte grausam sein. Im Kosovo wird man so. Aber ein Baby entführen?« Sie schüttelte den Kopf.

»Was ist passiert?«, fragte Rachel.

Aber sie sah ihren Mann an. »Verne?«

Er reagierte nicht.

»Ich habe dich belogen, Verne. Ich habe dich in vielem belogen.«

Er schob sich die Haare hinter die Ohren und blinzelte. Er befeuchtete seine Lippen mit der Zunge. Doch er sah sie nicht an.

»Ich komme nicht von einer Farm«, sagte sie. »Mein Vater ist gestorben, als ich drei war. Meine Mutter hat jede Arbeit gemacht, die sie kriegen konnte. Aber es hat nicht gereicht. Wir waren zu arm. Wir haben Brotreste aus dem Müll gesucht. Pavel hat auf der Straße gebettelt und gestohlen. Ich habe mit vierzehn angefangen, in Sex-Clubs zu arbeiten. Du kannst dir nicht vorstellen, was das für ein Leben war, aber im Kosovo kommt man da nicht wieder raus. Ich kann gar nicht sagen, wie oft ich mich umbringen wollte.«

Sie hob den Kopf und wandte sich ihrem Mann zu. Aber Verne sah sie noch immer nicht an. »Sieh mich an«, sagte sie. Als er es nicht tat, beugte sie sich zu ihm. »Verne?«

»Hier geht's nicht um uns«, sagte er. »Erzähl ihnen einfach, was sie wissen müssen.«

Katarina legte die Hände wieder in den Schoß. »Wenn man eine Weile so gelebt hat, denkt man nicht mehr an Flucht. Man denkt nicht mehr an schöne Dinge, Glück oder irgend so was. Man verhält sich wie ein Tier. Man jagt einfach, um zu überleben. Und ich weiß nicht mal, warum man das will. Aber eines Tages kam Pavel zu mir. Er hat gesagt, er weiß, wie ich da rauskommen kann.«

Katarina verstummte. Rachel rückte näher an sie heran. Ich überließ ihr die Gesprächsführung. Sie hatte Erfahrung mit Verhören, und außerdem, auch wenn das jetzt sexistisch klingt, hatte ich den Eindruck, dass Katarina sich lieber von einer Frau ausquetschen ließ.

»Wie?«, fragte Rachel.

»Mein Bruder hat gesagt, er kann Geld besorgen und uns nach Amerika bringen, wenn ich schwanger werde.«

Ich dachte - korrigiere: ich hoffte -, ich hätte mich verhört. Vernes Kopf fuhr herum. Diesmal war Katarina vorbereitet. Sie sah ihm fest in die Augen.

»Das kapier ich nicht«, sagte Verne.

»Als Prostituierte bin ich ein bisschen was wert. Aber ein Baby ist mehr wert. Wenn ich schwanger werde, würde uns jemand nach Amerika bringen. Die geben uns auch Geld.«

Es wurde still im Zimmer. Wie von weit her, als fernes Echo hörte ich die spielenden Kinder vor dem Haus. Ich überwand als Erster meine Benommenheit und sagte: »Die bezahlen Sie ...«, ich hörte Entsetzen und Unglauben in meiner Stimme, »... für das Baby?«

»Ja.«

Verne sagte: »Herrgott.«

»Du kannst das nicht verstehen.«

»Oh, ich versteh das schon«, sagte Verne. »Hast du mitgespielt?«

»Ja.«

Verne wandte sich ab, als hätte man ihn geohrfeigt. Seine Hand hob sich und packte den Vorhang. Er betrachtete seine spielenden Kinder.

»Wenn man bei uns zu Hause ein Kind bekommt, wird es in ein schreckliches Waisenhaus gesteckt. In Amerika wollen viele Leute Kinder adoptieren. Aber das ist schwierig. Und es dauert

lange. Manchmal länger als ein Jahr. Das Baby lebt solange im Elend. Die Eltern müssen die Beamten bestechen. Das System ist sehr korrupt.«

»Schon klar«, sagte Verne. »Du hast es zum Wohl der Menschheit getan.«

»Nein, ich habe es für mich getan. Nur für mich, okay?«

Verne zuckte zusammen. Rachel legte Katarina eine Hand aufs Knie. »Dann sind Sie also hier rüber geflogen?«

»Ja. Pavel und ich.«

»Und dann?«

»Wir haben in einem Motel gewohnt. Ich bin immer zu einer Frau mit weißen Haaren gegangen. Sie hat mich untersucht und aufgepasst, dass ich vernünftig esse. Sie hat mir Geld für Lebensmittel gegeben.«

Rachel nickte aufmunternd. »Wo haben Sie das Baby bekommen?«

»Weiß ich nicht. Ein Lieferwagen ohne Fenster hat mich abgeholt. Die Frau mit weißen Haaren war dabei. Sie hat das Baby zur Welt gebracht. Ich weiß noch, dass ich es weinen gehört habe. Dann haben sie es mir weggenommen. Ich weiß nicht mal, ob es ein Mädchen oder ein Junge war. Sie haben uns zum Motel zurückgefahren. Die Frau mit den weißen Haaren hat uns das Geld gegeben.«

Katarina zuckte die Achseln.

Mir war, als wäre mein Blut in den Adern erstarrt. Ich versuchte, das Entsetzen zu verdrängen und zu überlegen. Ich sah Rachel an, wollte sie fragen, wie ... doch sie schüttelte den Kopf. Jetzt war nicht der richtige Zeitpunkt für Schlussfolgerungen. Erst mussten wir so viele Informationen wie möglich sammeln.

»Ich fand es schön hier«, fuhr Katarina nach einer Pause fort. »Sie denken, dass Sie ein wunderbares Land haben, aber Sie haben ja keine Ahnung. Ich wollte unbedingt in Amerika bleiben.

Aber das Geld wurde langsam knapp. Ich habe Möglichkeiten gesucht, da rauszukommen. Dann bin ich einer Frau begegnet, die mir von der Website erzählt hat. Man gibt seinen Namen an, und die Männer schreiben einem. Eine Hure würden sie nicht wollen, hat sie mir gesagt. Also habe ich mir den Lebenslauf mit dem Bauernhof ausgedacht. Wenn ein Mann nach meiner Anschrift gefragt hat, habe ich ihm eine E-Mail-Adresse gegeben. Drei Monate später habe ich Verne kennen gelernt.«

Vernes Kinn fiel immer weiter herunter. »Du meinst, die ganze Zeit, als wir uns geschrieben haben ...«

»War ich in Amerika, ja.«

Er schüttelte den Kopf. »Hat überhaupt irgendwas von dem gestimmt, was du mir erzählt hast?«

»Alles, was wichtig ist.«

Verne schnaubte abfällig.

»Was war mit Pavel?«, fragte Rachel und brachte uns wieder aufs Thema. »Wo ist er hingegangen?«

»Weiß ich nicht. Ich weiß nur, dass er manchmal wieder zurück nach Serbien gefahren ist. Er hat andere Mädchen gesucht und rüber gebracht. Für Finderlohn. Manchmal hat er sich bei mir gemeldet. Wenn er ein paar Dollar gebraucht hat, halb ich sie ihm gegeben. Es war wirklich nur Kleinkram. Bis gestern.«

Katarina sah Verne an. »Die Kinder haben bestimmt Hunger.«

»Die können warten.«

»Was ist gestern passiert?«, fragte Rachel.

»Pavel hat am späten Nachmittag angerufen. Er hat gesagt, er muss mich sofort sehen. Mir hat das nicht gefallen. Ich habe gefragt, was er will. Er hat gesagt, er erzählt es mir, wenn er hier ist, und ich soll mir keine Sorgen machen. Ich hab nicht gewusst, was ich sagen soll.«

»Wie wär's mit nein?«, fauchte Verne.

»Ich konnte nicht Nein sagen.«

»Wieso nicht?«

Sie antwortete nicht.

»Ach, verstehe. Du hattest Angst, dass er mir die Wahrheit sagt. Oder etwa nicht?«

»Ich weiß nicht.«

»Was zum Teufel soll denn das heißen?«

»Ja, ich hatte Angst, dass er dir die Wahrheit sagt.« Wieder sah sie ihren Mann an. »Und ich habe gebetet, dass er's tut.«

Rachel versuchte, uns wieder auf Kurs zu bringen. »Was ist passiert, als Ihr Bruder hier war?«

Tränen stiegen ihr in die Augen.

»Katarina?«

»Er hat gesagt, er muss Perry mitnehmen.«

Vernes Augen wurden riesengroß.

Katarinas Brust fing an zu beben, als bekäme sie kaum noch Luft. »Ich hab Nein gesagt. Ich hab gesagt, er soll die Finger von meinen Kindern lassen. Er hat mich bedroht. Er hat gesagt, er erzählt Verne alles. Ich hab gesagt, das ist mir egal. Ich wollte nicht, dass er Perry mitnimmt. Dann hat er mich in den Bauch geschlagen. Ich bin hingefallen. Er hat mir versprochen, dass er Perry in ein paar Stunden wiederbringt. Er hat versprochen, dass niemandem was passiert, wenn ich nichts verrate. Aber wenn ich Verne anrufe, oder die Polizei, dann bringt er Perry um.«

Verne hatte die Hände zu Fäusten geballt. Sein Gesicht war rot angelaufen.

»Ich hab versucht, ihn aufzuhalten. Ich wollte aufstehen, aber Pavel hat mich wieder zurückgestoßen. Und dann ...«, ihre Stimme wurde leise, »... dann ist er weggefahren. Mit Perry. Die nächsten sechs Stunden waren die längsten meines Lebens.« Aus dem Augenwinkel sah sie mich schuldbewusst an. Ich wusste, was sie dachte. Sie hatte diese schreckliche Erfahrung sechs Stunden lang durchgestanden. Ich lebte seit anderthalb Jahren damit.

»Ich hab nicht gewusst, was ich tun soll. Ich weiß, dass mein Bruder ein schlechter Mensch war. Aber ich konnte mir nicht vorstellen, dass er meinen Kindern etwas tut. Er war ihr Onkel.«

Ich dachte an meine Schwester Stacy und an die Worte, mit denen ich sie verteidigt hatte.

»Die ersten vier Stunden hab ich nur am Fenster gestanden. Das war mir einfach zu viel. Um Mitternacht hab ich ihn dann auf dem Handy angerufen. Er war auf dem Rückweg. Perry geht es gut, hat er gesagt. Es war nichts passiert. Er hat sich bemüht, munter zu klingen, aber irgendwie war seine Stimme komisch. Ich hab gefragt, wo er ist. Er war auf der Route 80 in der Nähe von Paterson. Ich konnte nicht ruhig im Haus sitzen und auf ihn warten. Ich hab gesagt, wir treffen uns auf halbem Weg. Dann hab ich Verne junior ins Auto gepackt und wir sind losgefahren. An der Tankstelle bei der Abfahrt nach Sparta ...« Sie sah Verne an. »Perry hat nichts gefehlt. Du kannst dir nicht vorstellen, wie erleichtert ich war.«

Verne zupfte mit Daumen und Zeigefinger an seiner Unterlippe herum. Wieder sah er zur Seite.

»Als ich gehen wollte, hat Pavel mich am Arm festgehalten. Er hat mich ganz nah an sich rangezogen. Ich hab gesehen, wie viel Angst er hatte. Er hat gesagt, egal was passiert, ich darf niemandem was davon sagen. Wenn sie von mir hören - wenn sie erfahren, dass er eine Schwester hat -, würden sie uns alle umbringen.«

»Wer sind sie?«, fragte Rachel.

»Ich weiß es nicht. Die, für die er gearbeitet hat. Die Leute, die die Babys gekauft haben, glaube ich. Er hat gesagt, sie sind total durchgeknallt.«

»Was haben Sie dann getan?«

Katarina öffnete den Mund, schloss ihn wieder, setzte noch einmal an. »Dann bin ich zum Supermarkt gefahren«, sagte sie

und stieß ein Geräusch hervor, das sogar ein Lachen gewesen sein könnte. »Ich habe den Kindern Saftpackungen gekauft. Ich habe sie beim Einkaufen trinken lassen. Ich wollte einfach was Normales tun. Um - ich weiß nicht - um das alles hinter mich zu bringen.«

Katarina sah Verne an. Ich folgte ihrem Blick. Wieder musterte ich diesen Mann mit den langen Haaren und den schiefen Zähnen. Nach einem Moment drehte er sich zu ihr um.

»Schon gut«, sagte Verne mit der sanftesten Stimme, die ich je gehört habe. »Du hast Angst gehabt. Du hast dein Leben lang Angst gehabt.«

Katarina begann zu schluchzen.

»Ich will, dass du keine Angst mehr haben musst, okay?«

Er ging zu ihr und nahm sie in die Arme. Sie beruhigte sich so weit, dass sie sagen konnte: »Er hat gesagt, sie würden uns was antun. Der ganzen Familie.«

»Dann beschütze ich uns«, sagte Verne einfach. Er sah mich über ihre Schulter hinweg an. »Sie haben mein Kind mitgenommen. Sie haben meine Familie bedroht. Haben Sie verstanden?«

Ich nickte.

»Ich häng da mit drin. Ich bin mit dabei, bis das Ganze zu Ende ist.«

Rachel lehnte sich zurück. Ich sah, wie sie das Gesicht verzog. Ihre Augen schlossen sich. Ich wusste nicht, wie lange sie noch durchhalten würde. Ich rückte näher zu ihr. Sie hob die Hand. »Katarina, wir brauchen Ihre Hilfe. Wo hat Ihr Bruder gewohnt?«

»Das weiß ich nicht.«

»Denken Sie nach. Haben Sie irgendwas von ihm, das uns vielleicht einen Hinweis darauf geben könnte, für wen er gearbeitet hat?«

Sie ließ ihren Mann los. Verne streichelte ihr Haar mit einer Mischung aus Zärtlichkeit und Kraft, um die ich ihn beneidete.

Ich sah Rachel an und fragte mich, ob ich den Mut hätte, das Gleiche zu tun.

»Pavel war gerade im Kosovo«, sagte Katarina. »Und er ist bestimmt nicht mit leeren Händen zurückgekommen.«

Rachel nickte. »Sie glauben, er hat eine schwangere Frau mitgebracht?«

»Das hat er sonst immer gemacht.«

»Wissen Sie, wo sie wohnt?«

»Die Frauen wohnen immer im gleichen Motel - da, wo ich auch gewohnt habe. Es ist in Union City.« Katarina blickte auf. »Sie wollen, dass diese Frau Ihnen hilft, nicht wahr?«

»Ja.«

»Dann muss ich mitkommen. Wahrscheinlich spricht sie kein Englisch.«

Ich sah Verne an. Der nickte. »Ich pass auf die Kinder auf.«

Einen Moment lang rührte sich niemand. Wir mussten unsere Kräfte sammeln, uns umstellen, als wären wir in den schwerelosen Raum eingetreten. Ich nutzte die Zeit und trat hinaus, um Zia anzurufen. Sie meldete sich nach dem ersten Klingeln und legte sofort los.

»Die Cops könnten mithören, also reden wir besser nicht zu lange«, sagte sie.

»Okay.«

»Unser Freund Detective Regan hat bei mir reingeschaut. Er meinte, du hättest wohl mit meinem Wagen das Krankenhaus verlassen. Ich hab dann bei Lenny angerufen. Der hat mir geraten, den Vorwurf weder zu bestätigen noch abzustreiten. Den Rest kannst du dir denken.«

»Danke.«

»Pass auf dich auf.«

»Mach ich doch immer.«

»Klar. Die Cops sind übrigens nicht blöd. Sie meinten, wenn

du den Wagen eines Freundes nehmen kannst, könnten sie ja mal nach dem eines anderen gucken.«

Ich verstand, was sie meinte - Pfoten weg von Lennys Wagen.

»Wir müssen auflegen«, sagte sie. »Mach's gut.«

Die Leitung wurde unterbrochen. Ich ging wieder ins Haus. Verne hatte seinen Waffenschrank aufgeschlossen. Er prüfte ein paar Pistolen. Auf der anderen Seite des Zimmers hatte er einen Safe mit Munition. Der hatte ein Zahlenschloss. Ich schaute ihm über die Schulter. Verne sah mich mit hochgezogenen Augenbrauen an. Mit dieser Ausrüstung hätte man ein europäisches Land erobern können.

Ich erzählte ihnen von meinem Gespräch mit Zia. Verne zögerte keinen Augenblick. Er klopfte mir auf die Schulter und sagte: »Ich hab genau den richtigen Wagen für dich.«

Zehn Minuten später verließen Katarina, Rachel und ich in einem weißen Camaro die Ranch.

38

Wir fanden die schwangere Frau auf Anhieb.

Bevor wir in Vernes Wagen losrührten, war Rachel noch unter die Dusche gesprungen und hatte das Blut und den Ruß abgewaschen. Ich hatte noch schnell ihren Verband gewechselt, und Katarina hatte ihr ein geblümtes Sommerkleid geliehen - eins von denen, die locker sitzen, aber genau richtig fallen. Rachels Haare waren tropfnass und lockig, als wir in den Wagen stiegen. Die Abschürfungen und Schwellungen kümmerten mich nicht - ich hatte noch nie im Leben eine schönere Frau gesehen.

Wir fuhren los. Katarina hatte darauf bestanden, hinten auf dem Notsitz Platz zu nehmen, also saßen Rachel und ich vorne. An-

fangs schwiegen wir. Wir waren wohl in einer Art Dekompressionsphase.

»Was Verne gesagt hat«, fing Rachel an, »über Geheimnisse, die jetzt auf den Tisch müssen, damit man einen Schlusstrich ziehen kann.«

Ich fuhr weiter.

»Ich hab meinen Mann nicht umgebracht, Marc.«

Es schien ihr nichts auszumachen, dass Katarina im Wagen saß. Mich störte es auch nicht. »Offiziell heißt es, es war ein Unfall«, sagte ich.

»Das ist gelogen.« Sie holte tief Luft. Sie brauchte eine Weile, um sich zu sammeln. Ich ließ ihr Zeit.

»Ich war Jerrys zweite Frau. Er hatte zwei Kinder aus erster Ehe. Sein Sohn Derrick ist spastisch gelähmt. Die Kosten waren einfach absurd. Außerdem war Jerry nie gut mit Geld und so, aber er hat getan, was er konnte. Und für den Fall, dass ihm was zustößt, hatte er eine hohe Lebensversicherung abgeschlossen.«

Ich sah aus dem Augenwinkel ihre Hände. Sie spielte nicht mit den Fingern herum und hatte sie auch nicht zu Fäusten geballt. Die Hände lagen einfach in ihrem Schoß.

»Unsere Ehe ist immer mehr den Bach runtergegangen. Aus diversen Gründen. Einige kennst du schon. Ich habe ihn nicht richtig geliebt. Ich glaube, das hat er gespürt. Aber vor allem war Jerry manisch-depressiv. Und als er dann aufgehört hat, seine Medikamente zu nehmen, ist es noch schlimmer geworden. Irgendwann habe ich die Scheidung eingereicht.«

Ich sah sie kurz an. Sie biss sich auf die Unterlippe und blinzelte.

»An dem Tag, als die Papiere zugestellt wurden, hat Jerry sich in den Kopf geschossen. Ich habe ihn tot am Küchentisch gefunden. Neben ihm lag ein Umschlag mit meinem Namen. Ich habe seine Handschrift gleich erkannt. Ich habe ihn aufgemacht. Es

war nur ein einziges Blatt Papier drin, und auf dem stand nur ein Wort: Miststück.«

Katarina legte Rachel tröstend die Hand auf die Schulter. Ich konzentrierte mich voll und ganz auf die Straße.

»Ich glaube, Jerry hat das absichtlich so gemacht«, sagte sie, »weil er wusste, dass mir auf diese Weise nur eine Möglichkeit blieb.«

»Und welche?«, fragte ich.

»Bei Selbstmord zahlt die Lebensversicherung nicht. Derrick hätte seine Behandlung nicht fortsetzen können. Das konnte ich nicht zulassen. Ich habe einen meiner früheren Chefs angerufen, einen Freund von Jerry, Joseph Pistillo. Er ist eine ganz große Nummer beim FBI. Der hat ein paar von seinen Leuten geschickt, und wir haben es dann so eingerichtet, dass es wie ein Unfall aussah. Die offizielle Version lautet, dass ich ihn für einen Einbrecher gehalten habe. Die Örtliche Polizei und die Versicherungen wurden genötigt, das abzusegnen.« Sie zuckte die Achseln.

»Und warum hast du das FBI hinterher verlassen?«, fragte ich.

»Weil die anderen Agenten und Mitarbeiter es uns nicht abgenommen haben. Sie dachten alle, ich hätte eine Affäre mit einem hohen Tier. Vor den Gerüchten konnte mich auch Pistillo nicht schützen. Es hätte nicht gut ausgesehen. Und ich hatte keine Möglichkeit, mich selbst dagegen zu verteidigen. Ich habe versucht, es auszusitzen, aber als unerwünschte Person kommt man beim FBI nicht weit.«

Sie ließ den Kopf gegen die Lehne sinken und blickte aus dem Seitenfenster. Ich wusste nicht, was ich mit der Geschichte anfangen sollte. Ich wusste auch nicht, was ich mit der ganzen Situation anfangen sollte. Ich wünschte, ich hätte etwas Tröstliches sagen können. Doch mir fiel nichts ein. Ich fuhr einfach weiter, bis wir endlich an dem Motel in Union City ankamen.

Katarina ging zur Rezeption und tat, als spräche sie nur Serbo-

kroatisch. Sie fuchtelte hysterisch herum, bis der Angestellte sich nicht mehr anders zu helfen wusste, als ihr die Zimmernummer der einzigen anderen Person im Hause auf einen Zettel zu schreiben, die anscheinend dieselbe Sprache beherrschte. Wir waren im Geschäft.

Das Zimmer des schwangeren Mädchens war eher ein kleines Appartement als das, was man in einem normalen Straßenmotel erwartete. Ich sage schwangeres *Mädchen*, weil Tatjana - so nannte sie sich - behauptete, sechzehn zu sein. Ich vermute, dass sie jünger war. Tatjana hatte eingefallene Augen wie ein Kind, das direkt einem Kriegsbericht aus dem Fernsehen entsprungen ist - was hier tatsächlich der Fall sein konnte.

Ich blieb zurück, stand fast noch draußen. Rachel wartete neben mir. Tatjana sprach kein Englisch. Katarina übernahm die Gesprächsführung. Sie unterhielt sich fast zehn Minuten mit Tatjana. Dann schwiegen sie. Tatjana seufzte, öffnete die Schublade am Telefentisch und reichte Katarina einen Zettel. Katarina küsste sie auf die Wange und kam zu uns.

»Sie hat Angst«, sagte Katarina. »Sie kannte nur Pavel. Er ist gestern weggegangen und hat ihr gesagt, sie darf unter keinen Umständen das Zimmer verlassen.«

Ich sah Tatjana an und versuchte, ihr aufmunternd zuzulächeln, was mir jedoch nicht überzeugend gelang.

»Was hat sie gesagt?«, fragte Rachel.

»Natürlich weiß sie nichts. Genau wie ich damals. Sie ist nur sicher, dass ihr Baby ein gutes Zuhause bekommt.«

»Was ist mit dem Zettel, den sie Ihnen gegeben hat?«

Katarina zeigte ihn uns. »Das ist eine Telefonnummer. Die soll sie im Notfall anrufen und dann vier Mal die Neun eintippen.«

»Ein Piepser«, sagte ich.

»Ja, das glaube ich auch.«

Ich sah Rachel an. »Können wir den zurückverfolgen?«

»Ich kann mir nicht vorstellen, dass wir da was finden. Einen Piepser kann man sich ohne weiteres unter falschem Namen besorgen.«

»Dann rufen wir da an«, sagte ich. Ich sah Katarina an. »Hat Tatjana außer Ihrem Bruder noch jemanden getroffen?«

»Nein.«

»Dann können Sie auch mit denen sprechen«, sagte ich. »Sie geben sich für Tatjana aus. Sie erzählen demjenigen, der sich meldet, dass Sie Schmerzen haben und bluten oder irgend so was.«

»Stopp«, wehrte Rachel ab. »Immer langsam.«

»Wir müssen jemanden herlocken«, sagte ich.

»Und was dann?«

»Wie *was dann*? Du verhörst sie. Ist das nicht dein Job, Rachel?«

»Ich bin keine FBI-Agentin mehr. Und selbst wenn, können wir sie nicht einfach so überfallen. Versetz dich mal in ihre Lage. Stell dir vor, du kommst hier an, und ich fange an, dich mit Fragen zu bombardieren. Was würdest du tun, wenn du in so eine Geschichte verwickelt wärst?«

»Einen Deal aushandeln.«

»Möglich. Oder du würdest dichtmachen und einen Anwalt verlangen. Was dann?«

Ich überlegte kurz. »Wenn jemand einen Anwalt will«, sagte ich, »lässt du ihn mit mir allein.«

Rachel glotzte mich an. »Ist das dein Ernst?«

»Wir reden über das Leben meiner Tochter.«

»Inzwischen reden wir über das Leben vieler Kinder, Marc. Diese Leute kaufen Babys. Wir müssen ihnen das Handwerk legen.«

»Und was sollen wir deiner Meinung nach tun?«

»Wir rufen den Piepser an. Wie du vorgeschlagen hast. Aber Tatjana muss mit ihnen reden, damit jemand herkommt, der sie untersucht. Wir sehen das Autokennzeichen. Wenn er wieder fährt, verfolgen wir ihn und stellen fest, wer er ist.«

»Das kapier ich nicht«, sagte ich. »Warum kann Katarina nicht anrufen?«

»Weil der, der dann kommt, doch wohl die Person untersuchen will, mit der er telefoniert hat. Katarinas und Tatjanas Stimmen klingen vollkommen verschieden. Dann merkt er, dass hier was faul ist.«

»Aber warum so kompliziert? Wir haben ihn hier direkt vor unserer Nase. Warum sollen wir das Risiko eingehen, ihn wieder wegfahren zu lassen?«

Rachel schloss kurz die Augen. Dann sagte sie: »Marc, überleg doch mal. Wenn die merken, dass wir hinter ihnen her sind, was werden sie dann machen?«

Ich schwieg.

»Und eins will ich noch klarstellen. Es geht jetzt nicht mehr nur um Tara. Wir müssen diese Typen zur Strecke bringen.«

»Und wenn wir uns hier einfach auf sie stürzen, sind sie gewarnt.«

»Genau.«

Für mich war das Nebensache. Ich wollte nur Tara wiederhaben. Wenn die Cops oder das FBI diese Kerle vor Gericht bringen wollten, war ich ganz auf ihrer Seite. Aber im Grunde interessierte es mich nicht.

Katarina erläuterte Tatjana unseren Plan. Ich merkte, dass sie nicht darauf ansprang. Das junge Mädchen war wie versteinert vor Angst. Immer wieder schüttelte sie abweisend den Kopf. Die Zeit verging - Zeit, die wir wirklich nicht hatten. Ich rastete aus und tat etwas ziemlich Dummes. Ich nahm den Telefonhörer ab, wählte die Piepser-Nummer und drückte vier Mal die Neun. Tatjana erstarrte.

»Mach schon«, sagte ich.

Katarina übersetzte.

Die nächsten zwei Minuten sagte keiner etwas. Wir starrten Tatjana nur an. Als das Telefon klingelte, gefiel mir der Ausdruck

in den Augen des jungen Mädchens überhaupt nicht. Katarina redete mit eindringlicher Stimme auf sie ein. Tatjana schüttelte den Kopf und verschränkte die Arme. Das Telefon klingelte zum dritten Mal. Dann zum vierten.

Ich zog meine Pistole.

Rachel sagte: »Marc?«

Ich hielt die Waffe in der Hand. »Weiß sie, dass es um das Leben meiner Tochter geht?«

Katarina stieß einen serbokroatischen Wortschwall hervor. Ich sah Tatjana fest in die Augen. Sie reagierte nicht. Ich hob die Pistole und drückte ab. Die Lampe explodierte und der Schuss hallte durchs Zimmer. Alle zuckten zusammen. Noch so eine Dummheit. Das war mir klar. Ich glaube allerdings, in diesem Moment war es mir egal.

»Marc!«

Rachel legte mir die Hand auf den Arm. Ich schüttelte sie ab. Ich sah Katarina an. »Sag ihr, wenn die auflegen ...«

Ich führte den Satz nicht zu Ende. Katarina sprach hastig mit Tatjana. Ich hatte die Hand wieder gesenkt, umklammerte die Pistole aber immer noch. Tatjana hatte den Blick immer noch auf mich geheftet. Schweiß sammelte sich auf meiner Stirn. Ich begann zu zittern. Als Tatjana das sah, wurde ihre Miene weicher.

»Bitte«, sagte ich.

Beim sechsten Klingeln nahm Tatjana den Hörer ab und fing an zu sprechen.

Ich sah Katarina an. Sie lauschte dem Gespräch und nickte mir dann zu. Ich ging wieder auf die andere Seite des Zimmers hinüber. Die Pistole hatte ich immer noch in der Hand. Rachel starrte mich an. Aber ich hielt ihrem Blick stand.

Rachel blinzelte als Erste.

Wir parkten den Camaro vor dem Restaurant nebenan und warteten.

Wir sagten nicht viel und schauten überall hin, um uns nicht ansehen zu müssen, wie Fremde in einem Fahrstuhl. Ich wusste nicht, was ich sagen sollte. Ich wusste nicht einmal, wie mir zumute war. Ich hatte Schüsse abgefeuert und war ziemlich nah daran gewesen, einen Teenager zu bedrohen. Schlimmer noch, ich glaube nicht einmal, dass mir das etwas ausmachte. Die Auswirkungen, sofern es überhaupt welche geben würde, waren weit weg, ferne dunkle Wolken, die langsam über uns aufzogen, sich jedoch ebenso gut auch wieder verziehen konnten.

Ich schaltete das Radio ein und suchte den lokalen Nachrichtensender. Fast rechnete ich damit, dass jemand sagte: *Wir unterbrechen das Programm für eine dringende Fahndungsmeldung*, dann unsere Namen nannte, Personenbeschreibungen abgab und vielleicht noch zur Vorsicht aufrief, weil wir bewaffnet und gefährlich wären. Aber es gab keine Fahndungsmeldung und auch keinen Bericht über eine Schießerei in Kasselton.

Rachel und ich saßen immer noch vorne, während Katarina sich auf dem Notsitz hingelegt hatte. Rachel hatte ihren Palm Pilot eingeschaltet und hielt den Stift einsatzbereit in der Hand. Ich überlegte, ob ich Lenny anrufen sollte, dachte dann aber an Zias Warnung. Sie würden mithören. Ich hatte sowieso nicht viel Neues zu erzählen - höchstens, dass ich eine schwangere Sechzehnjährige mit einer unregistrierten Pistole bedroht hatte, die ich der Leiche eines Mannes abgenommen hatte, der in meinem Garten erschossen worden war. Diese Details würden Lenny dem Anwalt gewiss keine große Freude bereiten.

»Glaubst du, sie hilft uns?«, fragte ich.

Rachel zuckte die Achseln.

Tatjana hatte versprochen, uns zu unterstützen. Ich wusste nicht, ob wir ihr trauen konnten. Um auf Nummer Sicher zu ge-

hen, hatte ich den Telefonstecker herausgezogen und das Kabel mitgenommen. Ich hatte das Zimmer nach Papier und Schreibgeräten durchsucht, damit sie ihren Besuchern nichts aufschreiben und die Nachricht zuschieben konnte. Aber da war nichts zu finden gewesen. Außerdem hatte Rachel Katarina von ihrem Handy aus angerufen und es als Abhörgerät auf das Fenstersims gelegt. Katarina hielt ihr Handy parat. Sie würde wieder übersetzen.

Eine halbe Stunde später rauschte ein goldfarbener Lexus SC 430 vor das Motel. Ich stieß einen leisen Pfiff aus. Ein Kollege hatte sich kürzlich so einen Wagen gekauft. Er hatte sechzig Riesen dafür hingeblättert. Die Frau, die ausstieg, hatte einen dichten, weißen Igelhaarschnitt. Sie trug ein sehr enges weißes Hemd und eine dazu passende weiße Hose, so eng, dass sie stellenweise unter der Haut zu sitzen schien. Ihre Arme waren gebräunt und durchtrainiert. Sie hatte diesen Look, Sie wissen schon, den Look der heißen Mütter in den Tennisclubs.

Rachel und ich sahen Katarina an. Die nickte feierlich. »Das ist sie. Das ist die Frau, die mein Baby zur Welt gebracht hat.«

Rachel fing an, auf ihrem Palm Pilot herum zu tippen. »Was machst du da?«, wollte ich wissen.

»Ich gebe das Kennzeichen und den Autotyp ein. In ein paar Minuten müssten wir wissen, auf wen der Wagen angemeldet ist.«

»Wie geht denn das?«

»Das ist nicht weiter schwierig«, sagte Rachel. »Jeder, der in der Strafverfolgung arbeitet, hat seine Verbindungen. Und wenn man keine hat, bezahlt man jemanden bei der Meldestelle. Üblich sind fünfhundert Dollar.«

»Bist du online oder so?«

Sie nickte. »Ein Funkmodem. Harold Fisher, ein Freund von mir, ist ein freiberuflicher Technik-Freak. Er fand's nicht gut, wie das FBI mich behandelt hat.«

»Und jetzt hilft er dir?«

»Ja.«

Die weißhaarige Frau holte eine Tasche aus dem Wagen, in der sich vermutlich medizinische Instrumente befanden. Sie setzte eine Designer-Sonnenbrille auf, eilte zu Tatjanas Appartement und klopfte. Tatjana öffnete die Tür und ließ sie herein.

Ich drehte mich um und sah Katarina an. Sie hatte das Mikrofon ihres Handys ausgestellt. »Tatjana sagt, es geht ihr jetzt besser. Die Frau ist böse, weil sie ohne Grund angerufen hat.« Sie schwieg.

»Haben Sie schon einen Namen gehört?«

Katarina schüttelte den Kopf. »Die Frau will sie untersuchen.« Rachel startete ihren winzigen Palm Pilot an wie eine Kristallkugel. »Treffer.«

»Was ist?«

»Denise Vanech. 47 Riverview Avenue, Ridgewood, New Jersey. Sechszwanzig Jahre alt. Keine unbezahlten Strafzettel.«

»So schnell geht das?«

Sie zuckte die Achseln. »Harold braucht nur das Kennzeichen einzugeben. Er schaut mal, was er sonst noch so über sie rauskriegt.« Sie fing wieder an, mit dem Stift herum zu tippen. »Ich geb den Namen inzwischen mal bei Google ein.«

»Bei der Suchmaschine?«

»Ja. Und du wirst dich wundern, was man da alles findet.«

Das hatte sogar ich schon mitgekriegt. Ich hatte mal meinen eigenen Namen eingegeben; ich weiß nicht mehr, warum. Zia und ich waren betrunken und haben es aus Spaß gemacht. Sie nennt es *Ego-Surfen*.

»Sie sagen nicht viel.« Katarinas Gesicht war zu einer konzentrierten Maske erstarrt. »Vielleicht untersucht sie sie gerade.«

Ich sah Rachel an. »Zwei Treffer bei Google«, sagte sie. »Der erste ist eine Website vom Bergen-County-Planungsausschuss. Sie hat eine Ausnahmegenehmigung beantragt, um ihr Grund-

stück zu teilen. Dem Antrag wurde nicht stattgegeben. Der zweite ist interessanter. Die Seite von einer Ehemaligenvereinigung. Darauf sind College-Abgänger aufgeführt, zu denen sie gerne Kontakt aufnehmen würde.«

»Von welchem College?«, fragte ich.

»University of Philadelphia Family Nurse and Midwifery.«

Ein Krankenpfleger- und Hebammen-College. Das passte.

Katarina sagte: »Sie sind fertig.«

»Das ging aber schnell«, sagte ich.

»Sehr schnell.«

Katarina lauschte weiter. »Die Frau sagt Tatjana, dass sie aufpassen soll. Sie soll ordentlich essen, damit es dem Baby gut geht. Sie soll anrufen, wenn sie sich wieder schlecht fühlt.«

Ich sah Rachel an. »Klingt schon freundlicher als am Anfang.«

Rachel nickte. Die Frau, die wir für Denise Vanech hielten, kam aus dem Motel. Sie ging mit hoch erhobendem Kopf und neckisch wackelndem Hintern. Das weiße Stretchhemd war gerippt und, wie ich feststellen musste, ziemlich durchsichtig. Sie stieg in ihren Wagen und fuhr los.

Ich ließ den Camaro an. Der Motor rührte und hustete wie ein langjähriger Raucher. In sicherem Abstand folgte ich dem Lexus. Wir machten uns keine großen Sorgen, dass wir sie verlieren könnten. Wir wussten ja jetzt, wo sie wohnte.

»Ich kapiere das immer noch nicht«, sagte ich zu Rachel. »Wieso können die einfach so Babys kaufen?«

»Sie suchen sich extrem verzweifelte Frauen. Sie locken sie mit Geldversprechungen und einem soliden, angenehmen Zuhause für ihr Kind.«

»Aber um ein Kind zu adoptieren«, sagte ich, »muss man eine ziemliche Prozedur über sich ergehen lassen. Das ist echt nervenaufreibend. Ich weiß das von ein paar ausländischen Kindern - Kinder mit entstellten Gesichtern -, die hier rüber gebracht wer-

den sollten. Der Papierkram ist unbeschreiblich. Es ist praktisch unmöglich.«

»Dazu fällt mir auch nichts ein, Marc.«

Denise Vanech fuhr auf die New Jersey Turnpike Richtung Norden. Das war der Weg zurück nach Ridgewood. Ich ließ den Camaro noch zehn Meter weiter zurückfallen. Dann ging der rechte Blinker an, und der Lexus bog an der Vince-Lombardi-Raststätte ab. Denise Vanech stellte den Wagen ab und ging hinein. Ich parkte am Rand der Einfahrt und sah Rachel an. Sie biss sich auf die Unterlippe.

»Vielleicht muss sie auf die Toilette«, meinte ich.

»Sie hat sich im Bad gewaschen, nachdem sie Tatjana untersucht hat. Warum ist sie da nicht gegangen?«

»Vielleicht hat sie Hunger.«

»Sieht sie aus, als würde sie regelmäßig bei Burger King essen, Marc?«

»Und was machen wir jetzt?«

Rachel zögerte kurz. Dann packte sie den Türgriff. »Setz mich vorm Eingang ab.«

*

Denise Vanech war sich ziemlich sicher, dass Tatjana simuliert hatte.

Das Mädchen hatte behauptet, Blutungen gehabt zu haben. Denise hatte sich die Laken angesehen. Sie waren nicht gewechselt worden, und trotzdem war kein Blut darauf. Die Bodenfliesen waren auch sauber. Der Toilettensitz war sauber. Nirgends war Blut zu sehen.

Das allein besagte natürlich nicht viel. Möglicherweise hatte das Mädchen es weggewischt. Doch das war nicht alles. Die gynäkologische Untersuchung hatte keinerlei Anzeichen irgendeines Problems erbracht. Nichts. Nicht die kleinste rote Verfä-

bung. Auch an ihren Schamhaaren war kein Blut gewesen. Nach der Untersuchung hatte Denise sich die Dusche angesehen. Knochentrocken. Das Mädchen hatte vor nicht einmal einer Stunde angerufen. Sie hatte behauptet, sie würde stark bluten.

Da stimmte etwas nicht.

Dazu kam das seltsame Verhalten des Mädchens. Die Mädchen waren immer verängstigt. So weit, so gut. Denise hatte Jugoslawien im Alter von neun Jahren verlassen, noch in Titos relativ friedlicher Regierungszeit, und sie wusste, was für ein Höllenloch das war. Dieses Mädchen, das da auch noch Krieg und Zerstörung erlebt hatte, musste sich in den USA vorkommen wie auf dem Mars. Doch das war eine andere Angst gewesen. Normalerweise sahen die Mädchen Denise an wie eine Mutter oder eine Art Heilsbringerin und betrachteten sie mit banger Hoffnung. Dieses Mädchen jedoch hatte seinen Blick abgewandt. Es hatte zu viel herumgezappelt. Und da war noch etwas. Tatjana war von Pavel hergebracht worden. Er kümmerte sich normalerweise gut um seine Mädchen. Aber er war nicht da gewesen. Denise hatte schon nach ihm fragen wollen, sich dann jedoch entschlossen, abzuwarten und das Ganze laufen zu lassen. Wenn alles in Ordnung war, würde das Mädchen Pavel schon erwähnen.

Hatte sie aber nicht getan.

Es war eindeutig etwas faul an der Sache.

Denise wollte keinen Verdacht erregen. Sie beeilte sich, die Untersuchung abzuschließen, und eilte wieder hinaus. Im Schutz der Sonnenbrille sah sie sich nach möglichen Lieferwagen mit Überwachungsanlagen um. Nichts. Sie suchte nach deutlich erkennbaren Zivilstreifen. Wieder nichts. Natürlich war sie keine Expertin. Obwohl sie seit fast zehn Jahren mit Steve Bacard zusammenarbeitete, hatte es nie Schwierigkeiten gegeben. Vielleicht war sie deshalb sorglos geworden.

Als sie wieder im Wagen saß, griff Denise nach ihrem Handy.

Sie wollte Bacard anrufen. Nein, lieber nicht. Wenn jemand hinter ihnen her war, konnte er das zurückverfolgen. Denise überlegte, ob sie eine Telefonzelle an der nächsten Tankstelle benutzen sollte. Aber auch damit würden sie rechnen. Als sie das Schild für die Raststätte sah, fiel ihr ein, dass dort eine lange Reihe Münzfernsprecher stand. Von da konnte sie anrufen. Wenn sie sich beeilte, würde man sie nicht sehen und auch nicht feststellen können, welchen Apparat sie benutzt hatte.

Aber war das wirklich sicher?

Sie überlegte kurz, was für Möglichkeiten sie sonst noch hatte. Angenommen, sie wurde wirklich beschattet. Dann wäre es absolut verkehrt, zu Bacards Büro zu fahren. Sie konnte warten und ihn von zu Hause aus anrufen. Aber vielleicht hatten sie ihr Telefon angezapft. Der Anruf aus einer großen Reihe Münzfernsprecher schien ihr die sicherste Methode zu sein.

Denise griff sich eine Serviette und fasste den Hörer damit an, um keine Fingerabdrücke zu hinterlassen. Sie gab Acht, ihn nicht abzuwischen. Auf dem Hörer waren wahrscheinlich schon zig Fingerabdrücke, und warum sollte man den Verfolgern die Arbeit erleichtern?

Steve Bacard meldete sich. »Hallo?«

Als sie den Stress in seiner Stimme hörte, sank ihr Mut. »Wo ist Pavel?«, fragte sie.

»Denise?«

»Ja.«

»Warum fragst du?«

»Ich war gerade bei seinem Mädchen. Da stimmt was nicht.«

»Oh Gott«, stöhnte er. »Was ist passiert?«

»Das Mädchen hat den Piepser angerufen. Sie sagte, sie hätte Blutungen, aber ich glaube, sie hat gelogen.«

Bacard antwortete nicht.

»Steve?«

»Fahr nach Hause. Sprich mit niemand.«

»Okay.« Denise sah, wie ein weißer Camaro vorfuhr. Sie runzelte die Stirn. Hatte sie den nicht schon mal gesehen?

»Hast du irgendwelche Unterlagen bei dir zu Hause?«, fragte Bacard.

»Nein, natürlich nicht.«

»Bist du sicher?«

»Hundertprozentig.«

»Okay. Gut.«

Eine Frau stieg aus dem Camaro. Selbst aus dieser Entfernung sah Denise den Verband an ihrem Ohr.

»Fahr nach Hause«, wiederholte Bacard.

Bevor die Frau sich umdrehen konnte, hängte Denise den Hörer ein und verschwand in der Toilette.

*

Als er klein war, hatte Steve Bacard die alte Batman-Fernsehserie geliebt. Er wusste noch, dass alle Folgen fast gleich angingen. Ein Verbrechen wurde verübt. Commissioner Gordon und Chief O'Hara erschienen. Die beiden Witzfiguren von den Strafverfolgungsbehörden blickten grimmig drein. Sie diskutierten die Lage und kamen zu dem Schluss, dass es nur einen Ausweg gab. Dann griff Commissioner Gordon zum Hörer des roten Batphones. Batman nahm ab, versprach, alles wieder in Ordnung zu bringen, wandte sich an Robin und sagte: »Zu den Batpoles!«

Er starrte das Telefon mit einem flauen Gefühl im Magen an. Er rief keinen Helden zu Hilfe. Ganz im Gegenteil. Aber hier ging's ums Überleben. Schöne Reden und Rechtfertigungen waren etwas für Friedenszeiten. Im Krieg, wenn es um Leben und Tod ging, war es einfacher: Wir oder die? Er nahm den Hörer ab und wählte die Nummer.

Lydia meldete sich freundlich. »Hallo, Steven.«

- »Ich brauche euch noch mal.«
»Schlimm?«
»Sehr schlimm.«
»Wir sind schon unterwegs«, sagte sie.

39

Als ich reingegangen bin«, berichtete Rachel, »war sie in der Toilette. Aber ich glaube, sie hat vorher telefoniert.«

»Wieso?«

»In der Toilette war eine Schlange. Es standen nur zwei Leute zwischen uns. Das hätten mehr sein müssen.«

»Können wir irgendwie rauskriegen, wen sie angerufen hat?«

»Nicht auf die Schnelle. Da sind alle Telefone in Betrieb. Selbst wenn ich vollen Zugang zu FBI-Daten hätte, würde das eine ganze Weile dauern.«

»Also bleiben wir hinter ihr.«

»Ja.« Sie drehte sich um. »Habt ihr eine Karte im Wagen?«

Katarina lächelte. »Jede Menge. Verne mag Karten. Welt? USA? New Jersey?«

»New Jersey.«

Sie griff in die Tasche hinter meinem Sitz und reichte Rachel den Straßenatlas. Rachel nahm die Kappe von einem Filzstift und fing an, die Strecke zu markieren.

»Was machst du da?«, wollte ich wissen.

»Weiß ich auch noch nicht.«

Das Handy klingelte. Ich meldete mich.

»Ist bei euch alles in Ordnung?«

»Ja, Verne. Alles klar.«

»Meine Schwester passt auf die Kinder auf. Ich bin im Pickup auf dem Weg nach Osten. Wo wollt ihr jetzt hin?«

Ich sagte ihm, dass wir auf dem Weg nach Ridgewood waren. Er kannte den Ort.

»Ich brauch so zwanzig Minuten bis dahin«, meinte er. »Treffen wir uns doch vor der Ridgewood Coffee Company am Wilsey Square.«

»Wir sind vielleicht beim Haus der Hebamme«, sagte ich.

»Dann warte ich.«

»Okay.«

»Hey, Marc«, sagte Verne, »ich will ja nicht sentimental werden oder so, aber falls jemand erschossen werden soll...«

»Dann sag ich Bescheid.«

An der Linwood Avenue bog der Lexus ab. Wir ließen uns noch ein Stück zurückfallen. Rachel sah weiter abwechselnd auf den Palm Pilot und ihre Markierungen im Straßenatlas. Wir kamen in die Vororte. Denise Vanech bog nach links in die Waltherly Road.

»Sie fährt eindeutig nach Hause«, sagte Rachel. »Lass sie fahren. Wir müssen überlegen.«

Ich traute meinen Ohren nicht. »Was meinst du mit überlegen? Wir müssen mit ihr reden.«

»Nein, noch nicht. Ich hab eine Idee.«

»Und wie sieht die aus?«

»Ein paar Minuten brauch ich noch.«

Ich wurde langsamer und fuhr am Valley Hospital in die Van Dien Street. Ich sah Katarina an. Sie lächelte schwach. Rachel arbeitete weiter. Ich sah auf die Autouhr. Verne war jetzt wahrscheinlich am Treffpunkt. Ich fuhr die North Maple Street in Richtung Ridgewood Avenue hinauf. Vor einem Laden namens Duxiana war ein Parkplatz frei. Ich nahm ihn. Vernes Pickup stand auf der gegenüberliegenden Straßenseite. Er hatte Zierfelgen und zwei Aufkleber auf der Stoßstange. Auf einem stand CHARLTON HESTON FOR PRESIDENT, auf dem anderen SEH

ICH AUS WIE EINE HÄMORRHOIDE? ALSO BLEIB MIR VOM ARSCH.

Das Zentrum von Ridgewood war eine Mischung aus Postkarten-Pracht des frühen zwanzigsten Jahrhunderts und modernem Einkaufszentrum mit schicken Ford-Courts. Die meisten alten Tante-Emma-Läden waren verschwunden. Nur die unabhängige Buchhandlung florierte noch. Es gab ein edles Matratzengeschäft, einen hübschen Laden, der Krimskrams aus den Sechzigern verkaufte, mehrere Boutiquen, Schönheitssalons und Juweliere. Und auch ein paar von den allgegenwärtigen Ketten hatten ihre Filialen hier: Gap, Williams-Sonoma und der unvermeidliche Starbucks-Coffeeshop versandelten das Stadtbild. Aber in erster Linie war der Ort zu einer Fressmeile geworden: einem Sammelsurium von Restaurants für viel zu viele Geschmacksrichtungen und die unterschiedlichsten Budgets. Jedes Land, das einem einfiel, hatte hier ein Bistro. Wenn man einen Stein, und sei es noch so kraftlos, in eine beliebige Richtung warf, traf man mindestens drei Fressstände.

Wir stiegen aus. Rachel nahm den Straßenatlas und den Palm Pilot mit. Sie arbeitete sogar im Gehen weiter. Verne saß bereits im Cafe und quatschte den stämmigen Typen hinter dem Tresen voll. Er trug eine John-Deere-Baseballkappe und ein T-Shirt mit der Aufschrift: MOOSEHEAD: A GREAT BEER AND A NEW EXPERIENCE FOR A MOOSE.

Wir setzten uns an einen Tisch.

»Und? Was geht ab?«, fragte Verne.

Ich überließ es Katarina, ihn auf den neusten Stand zu bringen, und beobachtete Rachel. Jedes Mal, wenn ich ansetzte, um etwas zu sagen, hob sie den Zeigefinger und bedeutete mir, still zu sein.

Ich sagte Verne, er solle Katarina nach Hause bringen. Wir bräuchten ihre Hilfe nicht mehr. Sie sollten lieber bei den Kindern bleiben. Er zögerte.

Es ging schon auf zehn Uhr zu. Ich war nicht übermäßig müde. Schlafmangel macht mir nicht viel aus - nicht einmal, wenn der Adrenalinspiegel nicht so hoch ist wie in dieser Situation. Das liegt wohl an den vielen medizinischen Praktika und dem nächtlichen Bereitschaftsdienst.

»Treffer«, sagte Rachel wieder.

»Was ist?«

Rachel sah weiter auf den Palm Pilot und streckte die Hand aus. »Gib mir dein Handy.«

»Was willst du damit?«

»Gib's mir einfach, ja?«

Ich reichte ihr das Handy. Sie tippte eine Nummer ein und verzog sich in die hintere Ecke des Cafes. Katarina ging auf die Toilette. Verne stieß mich mit dem Ellbogen an und deutete auf Rachel.

»Liebt ihr euch?«

»Es ist ziemlich kompliziert«, sagte ich.

»Nur wenn du ein Idiot bist.«

Vielleicht habe ich die Achseln gezuckt.

»Entweder ihr liebt euch oder nicht«, sagte Verne. »Alles andere ist was für Idioten.«

»Hast du das heute Morgen auch so gesehen?«

Er überlegte. »Das was Kat erzählt hat, was sie früher gemacht hat, spielt keine große Rolle. Sie hat einen guten Kern. Ich teile seit acht Jahren ein Bett mit dieser Frau. Ich weiß, dass da ein guter Kern ist.«

»So gut kenne ich Rachel nicht.«

»Doch, tust du. Guck sie dir doch an.« Das tat ich. Und ich spürte, wie Unbeschwertheit und Freude mich durchfluteten. »Sie ist verprügelt worden. Sie hat einen Schuss abgekriggt, verdammt noch mal.« Er schwieg. Ich habe ihn nicht angesehen, würde aber wetten, dass er empört seine Mähne schüttelte.

»Weißt du, was du bist, wenn du sie dir durch die Lappen gehen lässt?«

»Ein Idiot.«

»Ein Profi-Vollidiot. Amateur bist du dann keiner mehr.«

Rachel beendete das Telefonat und kam zu uns. Vielleicht lag es an Vernes Worten, aber ich hätte schwören können, dass ich tief in ihren Augen ein bisschen Feuer sah. Dieses Kleid, die zerzausten Haare und das selbstbewusste Euch-werd-ich's-zeigen-Lächeln versetzten mich zurück in die Vergangenheit.

Das Gefühl hielt nicht lange vor. Gerade mal einen winzigen Moment. Doch vielleicht reichte das schon.

»Treffer?«, fragte ich.

»Volltreffer und versenkt.« Sie fing wieder an, mit dem Stift auf dem Palm Pilot herum zu tippen. »Eins muss ich noch eben rauskriegen. Guckt euch doch in der Zwischenzeit mal den Straßenatlas an.«

Ich zog ihn zu mir herüber. Verne sah mir über die Schulter. Er roch nach Motoröl. Die aufgeschlagene Karte wies alle möglichen Markierungen auf - kleine Sterne, Kreuze, aber die dickste Linie war eine umständliche Route. Ich erkannte sie wieder.

»Das ist die Strecke, die die Entführer gestern gefahren sind«, sagte ich. »Als wir sie verfolgt haben.«

»Genau.«

»Was bedeuten die Sterne und das ganze Zeug da?«

»Okay. Erstens: Guck dir mal die Strecke an. Nach Norden, über die Tappan Zee Bridge. Dann nach Westen. Dann nach Süden, wieder nach Westen. Dann zurück nach Osten und nach Süden.«

»Sie wollten Zeit gewinnen«, meinte ich

»Genau. Haben wir uns ja schon gedacht. Sie brauchten Zeit, um den Hinterhalt bei dir zu Hause zu legen. Aber überleg noch mal. Wir gehen davon aus, dass jemand von der Polizei oder dem FBI sie vor unserem Q-Logger gewarnt hat, stimmt's?«

»Und?«

»Und bis du im Krankenhaus warst, hat niemand von dem Q-Logger gewusst. Das bedeutet, dass sie zumindest zu Anfang der Fahrt nicht wissen konnten, dass ich sie beschattet habe.«

Ich konnte ihr nicht ganz folgen, sagte aber »Ja?«.

»Bezahlst du deine Telefonrechnung online?«, fragte sie.

Der Themenwechsel verunsicherte mich einen Moment.

»Klar«, sagte ich.

»Du kriegst also eine Benachrichtigung per E-Mail, stimmt's? Dann klickst du auf den Link, gibst dein Passwort ein und kannst dir die Liste der Anrufe anschauen. Wahrscheinlich gibt's sogar noch einen Link zu einem umgekehrten Nummernverzeichnis - so dass du auf eine Telefonnummer klicken kannst und siehst, wen du angerufen hast.«

Ich nickte.

»Also, ich habe Denise Vanechs letzte Telefonrechnung.« Sie hob eine Hand. »Keine Sorge. Das ist auch nicht besonders schwierig. Mit etwas mehr Zeit hätte wahrscheinlich auch Harold das Passwort umgehen und in ihr System eindringen können, aber eine gute Connection oder Schmiergeld sind doch noch einfacher. Mit diesen Internet-Abrechnungen geht das jetzt leichter als je zuvor.«

»Harold hat dir online ihre Rechnung geschickt?«

»Ja. Ms Vanech telefoniert ziemlich viel. Deshalb habe ich so lange gebraucht. Ich habe die Gespräche sortiert und die Namen und Adressen rausgesucht.«

»Und dabei ist dir ein Name ins Auge gesprungen.«

»Nein. Eine Adresse. Ich wollte sehen, ob sie jemanden angerufen hat, der an der Route der Entführer wohnt.«

Jetzt begriff ich, worauf sie hinauswollte. »Und ich nehme an, das hat sie getan.«

»Allerdings. Wir haben doch vor dem MetroVista-Bürokomplex angehalten?«

»Ja.«

»Im letzten Monat hat Denise Vanech sechs Mal in der Anwaltskanzlei eines Steven Bacard angerufen.« Rachel zeigte auf einen Stern, den sie in die Karte gezeichnet hatte. »Im MetroVista.«

»Ein Anwalt?«

»Harold schaut mal, was er so herausbekommt, aber ich habe den Namen einfach wieder bei Google eingegeben. Man kriegt eine Menge Treffer für den Namen Steven Bacard.«

»In welchem Kontext?«

Wieder lächelte Rachel. »Sein Spezialgebiet sind Adoptionen.« Verne sagte: »Heilige Mutter Gottes.«

Ich lehnte mich zurück und versuchte, das alles zu verarbeiten. Warnlampen blinkten auf, doch ich wusste nicht, was sie bedeuteten. Katarina kam zurück. Verne erzählte ihr, was wir erfahren hatten. Wir näherten uns dem Ziel, das wusste ich. Aber ich fühlte mich völlig verwirrt. Mein Handy - Zias, um genau zu sein - klingelte. Ich erkannte die angezeigte Telefonnummer. Es war Lenny. Ich überlegte, ob ich rangehen sollte, dachte an das Gespräch mit Zia. Aber Lenny wusste natürlich, dass wir eventuell abgehört wurden. Schließlich hatte er Zia gewarnt.

Ich drückte die Annahme-Taste.

»Lass mich zuerst reden«, sagte Lenny, bevor ich auch nur ein Hallo herausbekommen hatte. »Für die Akten, falls dieses Gespräch aufgezeichnet wird. Hier handelt es sich um ein Telefonat zwischen einem Anwalt und seinem Mandanten. Es kann also nicht vor Gericht verwendet werden. Marc, sag nicht, wo du bist. Erzähl mir nichts, was mich zwingen würde, zu lügen. Verstanden?«

»Ja.«

»Hat eure Fahrt Früchte getragen?«, fragte er.

»Nicht die Frucht, die wir gesucht haben. Jedenfalls noch nicht. Aber wir sind sehr nah dran.«

»Kann ich irgendwie helfen?«

»Nein, ich glaube nicht.« Dann: »Warte.« Mir fiel wieder ein, dass Lenny der Rechtsbeistand meiner Schwester gewesen war, als die verhaftet wurde. »Hat Stacy je mit dir über Adoptionen gesprochen?«

»Wie meinst du das?«

»Hat Stacy je überlegt, ob sie ein Baby zur Adoption freigeben soll, oder sonst irgendwas über eine Adoption gesagt?«

»Nein. Hat das was mit der Entführung zu tun?«

»Wäre möglich.«

»Mir fällt dazu nichts ein. Hör zu, wir werden womöglich abgehört, also lass mich eben loswerden, warum ich anrufe. Bei deinem Haus wurde eine Leiche gefunden. Ein Mann, der zwei Schüsse in den Kopf bekommen hat.« Lenny wusste, dass ich das wusste. Wahrscheinlich war es für mögliche Lauscher gedacht. »Die Leiche konnte noch nicht identifiziert werden, aber im Garten der Christies wurde die Mordwaffe gefunden.«

Das überraschte mich nicht. Rachel war gleich davon ausgegangen, dass sie uns die Waffe irgendwie unterschieben würden.

»Das Interessante daran ist, Marc, dass es sich bei der Mordwaffe um deine alte Pistole handelt, die seit dem Überfall auf dein Haus verschwunden war. Sie haben einen ballistischen Test gemacht. Auf Monica und dich wurde doch damals mit unterschiedlichen .38ern geschossen, erinnerst du dich?«

»Ja.«

»Also, die Pistole - *deine* Pistole - ist eine von den beiden, die damals benutzt worden sind.«

Ich schloss die Augen. Rachel fragte fast unhörbar: »Was ist?«

»Ich leg lieber wieder auf«, sagte Lenny. »Wenn du willst, schau ich mir die Sache mit Stacy und der Adoption an. Mal sehen, ob ich was finde.«

»Danke.«

»Sei vorsichtig.«

Er legte auf. Ich sah Rachel an und erzählte ihr vom Ergebnis des ballistischen Tests. Sie lehnte sich zurück und biss sich auf die Unterlippe - noch so eine vertraute Gewohnheit aus der Zeit, als wir zusammen gewesen waren. »Das bedeutet also«, sagte sie, »dass Pavel und die anderen irgendwas mit dem ersten Überfall zu tun haben.«

»Hast du immer noch daran gezweifelt?«

»Vor ein paar Stunden haben wir noch gedacht, die ganze Sache wäre ein einziger großer Schwindel. Wir dachten, diese Typen wüssten gerade genug, um uns einzureden, sie hätten Tara, damit sie deinem Schwiegervater das Lösegeld aus der Tasche ziehen können. Jetzt wissen wir es besser. Sie müssen etwas mit der ursprünglichen Entführung zu tun haben.«

Das hörte sich zwar logisch an, aber irgendwie gefiel es mir trotzdem nicht. »Und was machen wir jetzt?«, fragte ich.

»Eigentlich müssten wir diesem Anwalt, Steven Bacard, einen Besuch abstatten«, sagte Rachel. »Wir wissen allerdings nicht, ob er der Kopf der Sache oder auch nur ein kleines Licht ist. Denise Vanech könnte ebenso gut hinter dem Ganzen stecken und er nur für sie arbeiten. Oder sie arbeiten beide für einen Dritten. Und wenn wir uns auf Bacard stürzen, wird er kein Wort mehr sagen. Er ist Anwalt. Er wird klug genug sein, nicht mit uns zu reden.«

»Und was schlägst du stattdessen vor?«

»Ich weiß nicht«, sagte sie. »Vielleicht sollten wir jetzt das FBI hinzuziehen. Die könnten sein Büro durchsuchen.«

Ich schüttelte den Kopf. »Das dauert zu lange.«

»Wir müssten sie dazu bringen, sich zu beeilen.«

»Selbst wenn sie uns glauben - und das ist wirklich nicht gesagt -, wie schnell ginge das dann?«

»Ich weiß es nicht, Marc.«

Das gefiel mir nicht. »Was ist, wenn Denise Vanech Verdacht geschöpft hat? Was ist, wenn Tatjana Angst kriegt und sie noch mal anruft? Was ist, wenn es diesen Informanten wirklich gibt? Das sind mir zu viele Unsicherheitsfaktoren, Rachel.«

»Und was sollen wir deiner Meinung nach tun?«

»Einen Zwei-Fronten-Angriff starten«, sagte ich, ohne lange darüber nachgedacht zu haben. Wir hatten ein Problem. Plötzlich hatte ich die Lösung vor Augen. »Du übernimmst Denise Vanech. Ich kümmerge mich um Steven Bacard. Wir schlagen gleichzeitig zu.«

»Marc, er ist Anwalt. Er wird dir nichts sagen.«

Ich sah sie an. Sie begriff. Verne richtete sich auf und piffte leise zwischen den Zähnen.

»Willst du ihm drohen?«, fragte Rachel.

»Wir reden über das Leben meiner Tochter.«

»Und du redest davon, das Recht in die eigene Hand zu nehmen.« Nach einer kurzen Pause fügte sie hinzu: »Wieder mal.«

»Und?«

»Du hast ein schwangeres Mädchen mit einer Pistole bedroht.«

»Ich wollte sie einschüchtern, sonst nichts. Ich hätte ihr nichts getan.«

»Das Gesetz ...«

»Das Gesetz hat meiner Tochter kein bisschen geholfen«, entgegnete ich und beherrschte mich mühsam. Aus dem Augenwinkel sah ich, wie Verne meine Empörung mit einem Nicken bekräftigte. »Die vergeuden ihre Zeit damit, dir hinterherzulaufen.«

Sie zuckte zusammen. »Mir?«

»Lenny hat's mir erzählt, als wir bei ihm waren. Sie glauben, du warst es. Ganz allein. Ohne mich. Und dass du davon besessen bist, mich zurückzugewinnen, oder so.«

»Was?«

Ich stand auf. »Hör zu, ich fahr zu diesem Bacard. Ich will nie-

mandem wehtun, aber wenn er etwas über meine Tochter weiß, werde ich es rauskriegen.«

Verne hob die Faust. »Gut so.«

Ich fragte ihn, ob ich den Camaro noch kurz behalten konnte. Er versicherte mir noch einmal, dass er voll und ganz hinter mir stand. Ich dachte, Rachel würde weiter mit mir streiten. Aber sie tat es nicht. Vielleicht hatte sie eingesehen, dass ich mich nicht davon abbringen lassen würde. Oder - das war wohl wahrscheinlicher - sie war perplex, weil sich ihre ehemaligen Kollegen auf sie als einzige Verdächtige eingeschossen hatten.

»Ich fahre mit dir«, sagte Rachel.

»Nein.« Meine Stimme ließ keinen Widerspruch zu. Ich hatte keine Ahnung, was ich dort tun sollte, wusste jedoch, dass ich zu vielem fähig war. »Wir machen es so, wie ich eben vorgeschlagen habe.« Ich merkte, dass ich in meinen Chirurgen-Ton verfallen war. »Nimm Katarinas Handy mit. Ich ruf dich an, wenn ich vor Bacards Büro bin. Wir schlagen gleichzeitig bei ihm und Denise Vanech zu.«

Ich wartete ihre Antwort nicht ab. Ich ging zum Camaro und machte mich auf den Weg zum Metro Vista-Bürokomplex.

40

Lydia musterte ihre Umgebung. Sie hatte weniger Deckung, als ihr lieb war, doch das ließ sich nicht ändern. Sie trug die stachelige, blonde Perücke, die nach Steven Bacards Beschreibung der Frisur von Denise Vanech ähnelte. Forsch klopfte sie an die Apartementtür.

Am Fenster neben der Tür bewegte sich der Vorhang. Lydia lächelte. »Tatjana?«

Keine Antwort.

Steven hatte ihr gesagt, dass Tatjana fast kein Englisch sprach. Anfangs hatte Lydia nicht gewusst, wie sie die Sache angehen sollte. Die Zeit wurde knapp. Alles musste abgeblasen, jeder zum Schweigen gebracht werden. Wenn das jemand sagte, der Blut so wenig ausstehen konnte wie Bacard, ergaben sich die Konsequenzen von selbst. Lydia und Heshy hatten sich getrennt. Sie war hierher gekommen. Hinterher würden sie sich wieder treffen.

»Alles in Ordnung, Tatjana«, sagte sie durch die geschlossene Tür. »Ich bin hier, um dir zu helfen.«

Es rührte sich nichts.

»Ich bin eine Freundin von Pavel«, sagte sie. »Pavel kennst du doch.«

Der Vorhang bewegte sich. Einen kurzen Moment lang war das dünne, kindliche Gesicht einer jungen Frau zu sehen. Lydia nickte ihr zu. Aber die Frau öffnete die Tür immer noch nicht. Lydia sah sich um. Keiner beachtete sie, trotzdem fühlte sie sich schutzlos. Sie musste sich beeilen.

»Warte«, sagte Lydia. Dann griff sie, ohne das Fenster aus dem Blick zu lassen, in ihre Handtasche. Sie zog einen Zettel und einen Kugelschreiber heraus. Sie schrieb etwas auf den Zettel und achtete darauf, dass sie dabei vom Fenster aus gut zu sehen war. Sie steckte den Kugelschreiber wieder ein und trat an die Glasscheibe. Lydia drückte den Zettel so dagegen, dass Tatjana ihn lesen konnte.

Als würde man eine verängstigte Katze unter der Couch hervorlocken. Tatjana bewegte sich langsam. Sie kam ans Fenster. Lydia blieb ruhig stehen, als wollte sie sie nicht erschrecken. Tatjana beugte sich. Jetzt konnte Lydia das Gesicht des Mädchens erkennen. Sie kniff die Augen zusammen und versuchte zu lesen, was auf dem Zettel stand.

Als Tatjana nahe genug war, drückte Lydia den Lauf ihrer Pis-

tole ans Fenster und zielte zwischen die Augen des Mädchens. Im letzten Moment versuchte Tatjana noch auszuweichen. Doch es war zu spät. Die Kugel durchschlug das Glas und drang in Tatjanas rechtes Auge. Blut spritzte. Lydia drückte noch einmal ab, wobei sie die Waffe instinktiv etwas senkte.

Der Schuss traf das zusammenbrechende Mädchen mitten in die Stirn. Aber die zweite Kugel war überflüssig gewesen. Der erste Schuss war durchs Auge direkt ins Hirn gedrungen und hatte Tatjana sofort getötet.

Lydia eilte davon. Sie riskierte einen Blick hinter sich. Nichts. Am benachbarten Einkaufszentrum warf sie die Perücke und die weiße Jacke in den Müll. Ihr Wagen stand auf einem Parkplatz einen Kilometer weiter.

Als ich am MetroVista war, rief ich Rachel an. Sie saß in ihrem Wagen, am anderen Ende der Straße, in der Denise Vanechs Haus stand. Wir waren bereit.

Ich weiß nicht, was ich mir vorgestellt hatte. Ich hatte wohl gedacht, ich würde einfach in Bacards Büro plätzen, ihm die Pistole unter die Nase halten und Antworten fordern. Den ganz normalen Empfangsbereich hatte ich nicht eingeplant - Steven Bacard hatte ein piekfeines Wartezimmer mit Sekretärin. Zwei Leute saßen in den Sesseln - allem Anschein nach ein Ehepaar. Der Mann hatte sich in die hier ausliegende *Sports Illustrated* versenkt. Seine Frau schien Schmerzen zu haben. Sie versuchte, mir zuzulächeln, doch es gelang ihr nur mit Mühe.

Mir wurde klar, dass ich ziemlich abgerissen aussehen musste. Ich trug immer noch die OP-Kluft, hatte mich länger nicht mehr rasiert, und meine Augen waren zweifelsohne vom Schlafmangel gerötet. Meine Haare standen vermutlich hoch wie in einem Lehrbuch für Comiczeichner zum Eintrag »Gerade aufgestanden«.

Die Sekretärin saß hinter einem dieser Schiebefenster, die ich meist mit Zahnarztpraxen in Verbindung bringe. Die Frau - auf einem kleinen Namensschild stand Agnes Weiss - lächelte mich freundlich an.

»Was kann ich für Sie tun?«

»Ich möchte Mr Bacard sprechen.«

»Haben Sie einen Termin?« Sie war freundlich, ihr Tonfall enthielt jedoch einen Hauch Ironie. Sie kannte die Antwort.

»Es ist ein Notfall«, sagte ich.

»Verstehe. Sind Sie ein Mandant von uns, Mr ...«

»Doktor«, fauchte ich instinktiv zurück. »Sagen Sie ihm, Dr. Marc Seidman muss ihn auf der Stelle sprechen. Sagen Sie, es handelt sich um einen Notfall.«

Das junge Paar sah uns an. Das freundliche Lächeln der Sekretärin begann zu verblassen. »Mr Bacard hat heute sehr viele Termine.« Sie schlug den Terminkalender auf. »Ich schaue mal nach, wann was frei ist, ja?«

»Agnes, sehen Sie mich an.«

Sie tat es.

Ich musterte sie mit meiner ernstesten, Sie-könnten-sterben-wenn-ich-nicht-sofort-operiere-Miene. »Sagen Sie ihm, dass Dr. Seidman hier ist. Sagen Sie ihm, dass es sich um einen Notfall handelt. Sagen Sie ihm, wenn er nicht sofort mit mir spricht, gehe ich zur Polizei.«

Das junge Paar wechselte Blicke.

Agnes rutschte auf ihrem Stuhl zurück. »Wenn Sie eben Platz...«

»Sagen Sie's ihm.«

»Sir, wenn Sie nicht sofort zurücktreten, rufe ich den Sicherheitsdienst.«

Ich trat einen Schritt zurück. Schließlich konnte ich jederzeit wieder vortreten. Agnes griff nicht zum Telefon. Ich trat noch ei-

nen Schritt zurück. Sie schloss das Schiebefenster. Das Paar sah mich an. Der Mann sagte: »Sie deckt ihn.«

Die Frau mahnte: »Jack!«

Jack beachtete sie nicht. »Bacard ist vor einer halben Stunde abgehauen. Die Sekretärin sagt die ganze Zeit, er kommt gleich zurück.«

Ich hatte eine Wand mit Fotos gesehen. Die betrachtete ich jetzt näher. Auf allen war derselbe Mann zu sehen, zusammen mit diversen Politikern, mehr oder weniger Prominenten und fett gewordenen Ex-Sportlern. Steven Bacard, wie ich annahm. Ich sah mir das Gesicht des Mannes an - pausbäckig, fliehendes Kinn, Country-Club-Glanz.

Ich bedankte mich bei Jack und ging zur Tür. Bacards Büro lag im ersten Stock, daher entschloss ich mich, am Eingang zu warten. So konnte ich ihn auf neutralem Gebiet überraschen, bevor Agnes die Chance hatte, ihn zu warnen. Fünf Minuten vergingen. Mehrere Anzugträger kamen vorbei, geplagt von ihrem Tag mit Druckertonern und Briefbeschwerern, die Rücken gebeugt von kofferraumgroßen Aktentaschen. Ich schritt im Flur auf und ab.

Ein weiteres Paar kam herein. An ihren zaghaften Schritten und den leidenden Blicken erkannte ich sofort, dass auch sie auf dem Weg zu Bacards Büro waren. Ich sah ihnen nach und fragte mich, was sie hierher geführt hatte. Ich sah ihre Hochzeit vor mir, wie sie sich an den Händen hielten, sich freimütig küssten und sich vor dem Aufstehen liebten. Ich sah, wie es mit ihnen beruflich bergauf ging. Ich sah, wie sie einen Stich verspürten und erste Versuche machten, Kinder zu zeugen, das Warten-wir-bis-zum-nächsten-Monat-Achselzucken, wenn die Tests negativ ausfielen, die langsam aufkeimenden Sorgen. Ein Jahr verstreicht. Immer noch nichts. Die ersten Freunde bekommen Kinder und reden von nichts anderem mehr. Ihre Eltern fragen, wann sie En-

kel bekommen. Ich sah, wie sie einen Arzt aufsuchten - *einen Spezialisten* -, die endlosen Tests bei der Frau, die Demütigung, in einen Becher masturbieren zu müssen, die privaten Fragen, die Blut' und Urinproben. Weitere Jahre vergehen. Die Freunde sind fremd geworden. Beim Sex geht es nur noch um Fortpflanzung. Er wird geplant. Und immer spielt eine gewisse Traurigkeit mit hinein. Er hört auf, ihre Hand zu halten. Sie wendet sich nachts ab, es sei denn, sie hatte gerade ihren Eisprung. Ich sah die Medikamente, das Menogon, die absurd teure In-vitro-Fertilisation, den Arbeitsausfall, das Blättern in Kalendern, die immer gleichen Tests, das niederschmetternde Ergebnis.

Und jetzt waren sie hier.

Nein, ich wusste nicht, ob irgendetwas davon wirklich geschehen war. Aber ich nahm an, dass ich nicht allzu falsch lag. Wie weit würden sie gehen, um dieses Leiden zu beenden? Wie viel würden sie bezahlen?

»Oh Gott! Oh Gott!«

Ich fuhr herum. Ein Mann kam durch die Tür gestürzt.

»Rufen Sie die Polizei an!«

Ich lief auf ihn zu. »Was ist passiert?«

Ich hörte noch einen Schrei und rannte nach draußen. Noch ein Schrei. Höher, wohl eine Frau. Ich wandte mich nach rechts. Zwei Frauen flohen aus der Tiefgarage. Ich rannte die Rampe hinunter und am Tor vorbei, an dem man sein Parkticket zieht. Wieder rief jemand um Hilfe und forderte die Leute auf, die Polizei zu rufen.

Vor mir sprach ein Wachmann in ein Funkgerät. Auch er rannte los. Ich folgte ihm. Als wir um eine Ecke kamen, hielt der Wachmann an. Eine Frau stand neben ihm. Sie hatte die Hände an die Wangen gedrückt und schrie. Ich rannte zu ihnen und blickte zu Boden.

Der Leichnam klemmte zwischen zwei Autos. Die Augen starr-

ten leer ins Nichts. Sein Gesicht war immer noch pausbäckig, mit fliehendem Kinn und Country-Club-Glanz. Das Blut lief aus einer Kopfwunde. Die Welt geriet wieder ins Wanken.

Steven Bacard, meine womöglich letzte Hoffnung, war tot.

41

Rachel drückte den Klingelknopf. Denise Vanech hatte so einen Angeber-Gong, der die Tonleiter einmal rauf und dann wieder runter spielte. Die Sonne stand inzwischen hoch am wolkenlosen, blauen Himmel. Auf der Straße marschierten zwei Walker mit winzigen malvenfarbenen Hanteln in den Händen vorbei.

Sie nickten Rachel zu, ohne ihre Schritte zu verlangsamen. Rachel erwiderte das Nicken.

Die Gegensprechanlage knisterte. »Ja?«

»Denise Vanech?«

»Wer ist da, bitte?«

»Mein Name ist Rachel Mills. Ich habe für das FBI gearbeitet.«

»Sagten Sie *habe gearbeitet*?«

»**Ja.**«

»Was wollen Sie?«

»Wir müssen uns unterhalten, Ms Vanech.«

»Worüber?«

Rachel seufzte. »Könnten Sie bitte die Tür öffnen?«

»Nicht, solange ich nicht weiß, worum es geht.«

»Das junge Mädchen, dass Sie in Union City besucht haben. Es geht um sie. Unter anderem.«

»Tut mir Leid. Ich gebe keine Auskünfte über meine Patienten.«

»Ich sagte unter anderem.«

»Was geht das eine ehemalige FBI-Agentin überhaupt an?«

»Wäre es Ihnen lieber, wenn ich einen aktiven Agenten hinzuziehe?«

»Was Sie tun, interessiert mich nicht, Ms Mills. Ich habe Ihnen nichts zu sagen. Wenn jemand vom FBI Fragen an mich hat, kann er meinen Anwalt anrufen.«

»Verstehe«, sagte Rachel. »Meinen Sie Mr Steven Bacard?«

Einen Moment war es still. Rachel sah zu ihrem Wagen hinüber.

»Ms Vanech?«

»Ich brauche nicht mit Ihnen zu reden.«

»Ja, da haben Sie Recht. Ich könnte auch von Tür zu Tür gehen und mit den Nachbarn reden.«

»Und was wollen Sie die fragen?«

»Ich könnte zum Beispiel fragen, ob sie irgendwas über den Babyhandel wissen, der über dieses Haus abgewickelt wird.«

Die Tür wurde schnell geöffnet. Denise Vanech streckte ihren braun gebrannten Kopf mit den weißen Haaren heraus.

»Ich verklage Sie wegen Verleumdung.«

»Wegen übler Nachrede«, verbesserte Rachel.

»Was?«

»Üble Nachrede. Bei Verleumdung weiß ich, dass es nicht stimmt. Wenn ich weiß, dass es stimmt, heißt es üble Nachrede. Sie meinen üble Nachrede. Und in beiden Fällen müssten Sie beweisen, dass es nicht wahr ist. Und das wissen wir beide besser.«

»Sie haben keinen Beweis dafür, dass ich was Unrechtes getan habe.«

»Natürlich habe ich den.«

»Ich habe eine Frau behandelt, die behauptet hat, sie wäre krank. Das ist alles.«

Rachel zeigte auf den Pickup. Katarina stieg aus. »Und was ist mit dieser ehemaligen Patientin?«

Denise Vanech schlug die Hand vor den Mund.

»Sie wird bezeugen, dass Sie ihr Geld für ihr Baby bezahlt haben.«

»Nein, das wird sie nicht. Die werden sie verhaften.«

»Ja, klar, das FBI wird viel lieber eine arme Serbin festnehmen, als einen Ring von Babyschmugglern auffliegen zu lassen. Machen Sie sich doch nicht lächerlich.«

Als Denise Vanech schwieg, stieß Rachel die Tür auf. »Was dagegen, wenn ich reinkomme?«

»Sie verstehen das falsch«, sagte Denise Vanech leise.

»Okay.« Rachel war jetzt im Haus. »Dann sind Sie bestimmt bereit, meine Bedenken zu zerstreuen.«

Plötzlich schien Denise Vanech nicht mehr zu wissen, was sie tun sollte. Sie sah Katarina noch einmal an und schloss leise die Tür. Rachel war schon auf dem Weg ins Wohnzimmer. Es war weiß. Vollkommen weiß. Eine weiße Polstergruppe auf einem weißen Teppich. Weiße Porzellanstatuen von nackten Frauen auf Pferden. Ein weißer Kaffeetisch mit weißen Beistelltischchen und zwei weiße, ergonomisch geformte Stühle ohne Lehnen. Denise folgte ihr hinein. Ihre weiße Kleidung wurde eins mit dem Hintergrund, so dass es fast aussah, als schwebten Kopf und Arme frei im Raum.

»Was wollen Sie?«

»Ich suche ein ganz bestimmtes Kind.«

Denise blickte zur Tür. »Ihres?«

Sie meinte Katarina.

»Nein.«

»Spielt auch keine Rolle. Ich weiß nicht, wo die Kinder hinkommen.«

»Sie sind Hebamme, stimmt's?«

Sie verschränkte die glatten, muskulösen Arme unter ihrem Busen. »Ich beantworte Ihre Fragen nicht.«

»Denise, das meiste weiß ich schon. Sie brauchen nur ein paar kleine Lücken zu füllen.«

Rachel setzte sich auf die Vinyl-Couch. Denise Vanech blieb regungslos stehen. »Sie haben Leute irgendwo im Ausland. Ich weiß nicht, ob in einem oder in mehreren Ländern. Ich weiß nur von Serbien. Also fangen wir da an. Ihre Leute werben dort Mädchen an. Die Mädchen kommen schwanger nach Amerika, sagen am Zoll aber nichts von ihrer Schwangerschaft. Hier bringen sie dann das Baby zur Welt. Wo genau, weiß ich allerdings nicht.«

»Viel wissen Sie nicht.«

Rachel lächelte. »Ich weiß genug.«

Denise stemmte die Hände in die Hüften. Die Pose wirkte so unnatürlich, als hätte sie sie vor dem Spiegel eingeübt.

»Jedenfalls bekommen die Frauen Babys. Sie bezahlen sie dafür. Sie geben die Babys Steven Bacard. Er arbeitet für verzweifelte Paare, die bereit sind, ein bis zwei Augen zuzudrücken. Und die adoptieren das Kind.«

»Das ist eine schöne Geschichte.«

»Und Sie wollen behaupten, ich hätte sie frei erfunden.«

Denise grinste. »Mit großer Fantasie.«

»Okay. Prima.« Sie zog das Handy aus der Tasche. »Dann rufe ich mal das FBI an. Ich werd ihnen von Katarina erzählen. Dann können sie nach Union City fahren und Tatjana in die Mangel nehmen. Sie können die Liste Ihrer Telefongespräche durchgehen, Ihre Kontenbewegungen ...«

Denise fing an, mit den Händen abzuwinken. »Okay, okay. Sagen Sie mir, was Sie wissen wollen. Ich meine, Sie haben gesagt, Sie sind keine FBI-Agentin mehr. Was wollen Sie dann von mir?«

»Ich will wissen, wie das Ganze funktioniert.«

»Wollen Sie mit einsteigen?«

»Nein.«

Denise wartete einen Moment. »Sie haben eben gesagt, Sie suchen ein ganz bestimmtes Kind.«

»Ja.«

»Dann arbeiten Sie also für irgendetwas?«

Rachel schüttelte den Kopf. »Passen Sie auf, Denise. Sie haben im Prinzip keine Wahl. Entweder erzählen Sie mir die Wahrheit, oder Sie verbringen die nächsten Jahre im Knast.«

»Und wenn ich Ihnen erzähle, was ich weiß?«

»Dann halte ich Sie aus der Sache raus«, sagte Rachel. Das war eine Lüge. Aber sie fiel ihr nicht schwer. Die Frau war an einem Babyhandel beteiligt. Rachel würde sie auf keinen Fall davonkommen lassen. Denise setzte sich. Die Bräune war aus ihrem Gesicht gewichen. Sie wirkte älter. Die Falten um Augen und Mund waren tiefer geworden. »Es ist nicht so, wie Sie glauben«, sagte sie.

Rachel wartete.

»Wir tun niemandem etwas zu Leide. Wir helfen den Menschen sogar.«

Denise Vanech nahm ihre - natürlich weiße - Handtasche und kramte eine Zigarette heraus. Sie bot Rachel eine an. Die schüttelte den Kopf.

»Wissen Sie was über Waisenhäuser in armen Ländern?«, fragte Denise.

»Nur das, was ich in PBS-Dokumentarfilmen gesehen habe.«

Denise zündete die Zigarette an und nahm einen tiefen Zug. »Sie sind mehr als grauenhaft. Oft gibt es für vierzig Babys nur eine Krankenschwester. Und die hat keine Ausbildung. Die Stellen werden über politische oder sonstige Seilschaften vergeben. Manche Kinder werden missbraucht. Viele kommen drogenabhängig zur Welt. Die medizinische Versorgung ...«

»Ich hab's begriffen«, sagte Rachel. »Es ist schlimm.«

»Ja.«

»Und?«

»Und wir haben eine Möglichkeit gefunden, einige dieser Kinder zu retten.«

Rachel lehnte sich zurück und schlug die Beine übereinander. Sie merkte, worauf das hinauslief. »Sie bezahlen schwangere Frauen dafür, dass sie hier rüber fliegen und Ihnen ihr Kind verkaufen?«

»Das ist eine Übertreibung«, sagte sie.

Rachel zuckte die Achseln. »Wie würden Sie es ausdrücken?«

»Versetzen Sie sich in ihre Lage. Sie sind eine arme Frau - ich meine wirklich arm -, vielleicht eine Prostituierte oder jemand, der in weiße Sklaverei verwickelt ist. Sie sind der letzte Dreck. Sie haben nichts. Irgendein Mann schwängert Sie. Sie können abtreiben oder, wenn Ihr Glaube das verbietet, Ihr Kind in ein gottverlassenes Waisenhaus stecken.«

»Oder«, ergänzte Rachel, »wenn ich ganz viel Glück habe, gerate ich an Sie?«

»Ja. Wir bieten angemessene medizinische Versorgung. Wir bieten eine finanzielle Entschädigung. Und vor allem sorgen wir dafür, dass Ihr Kind in einem finanziell geordneten Elternhaus liebevoll aufgenommen wird.«

»Finanziell geordnet«, wiederholte Rachel. »Also reich?«

»Die Dienstleistung ist teuer«, gab sie zu. »Aber ich möchte Ihnen eine Frage stellen. Nehmen wir Ihre Freundin da draußen. Katarina war ihr Name, sagten Sie.«

Rachel schwieg.

»Wie würde ihr Leben jetzt aussehen, wenn wir sie nicht hier rüber geholt hätten? Und wie das Leben ihres Kindes?«

»Ich weiß es nicht. Aber ich weiß auch nicht, was Sie mit dem Kind gemacht haben.«

Denise lächelte. »Gut, von mir aus widersprechen Sie ruhig. Aber Sie wissen, was ich meine. Glauben Sie, dem Baby ging es dort besser, bei einer bettelarmen Prostituierten in einem vom Krieg verwüsteten Höllenloch - oder hier, bei einer fürsorglichen Familie in den Vereinigten Staaten?«

»Verstehe«, sagte Rachel, die sich beherrschen musste, um sich nicht zu schütteln. »Sie sind also gewissermaßen die wunderbarste Sozialarbeiterin der Welt. Was Sie hier machen, ist die reine Wohltätigkeit?«

Denise gluckste. »Schauen Sie sich um. Ich habe einen teuren Geschmack. Ich wohne in einer noblen Gegend. Mein Kind geht aufs College. Ich fahre gern nach Europa in den Urlaub. Wir haben ein Haus in den Hamptons. Ich mache das, weil es extrem profitabel ist. Aber was soll's? Wen interessieren meine Motive? Meine Motive ändern nichts an den Zuständen in diesen Waisenhäusern. «

»Ich verstehe immer noch nicht«, sagte Rachel. »Die Frauen verkaufen Ihnen ihre Babys.«

»Sie überlassen uns ihre Babys«, korrigierte sie. »Und wir geben ihnen dafür eine finanzielle Entschädigung ...«

»Ja, ja, nennen Sie es, wie Sie wollen. Sie bekommen das Baby. Die Mutter bekommt Geld. Aber was dann? Es muss doch Papiere für das Kind geben. Sonst würde die Regierung einschreiten. Sie würden Bacard nicht einfach so Adoptionen vermitteln lassen.«

»Stimmt.«

»Wie machen Sie das also?«

Sie lächelte. »Sie wollen mich auffliegen lassen, stimmt's?«

»Ich weiß noch nicht, was ich tun werde.«

Denise Vanech lächelte weiter. »Aber Sie vergessen nicht, dass ich mit Ihnen zusammengearbeitet habe, nicht wahr?«

»Nein.«

Denise Vanech drückte ihre Handflächen aneinander und schloss die Augen. Es sah aus, als betete sie. »Wir engagieren amerikanische Mütter.«

Rachel verzog das Gesicht. »Wie bitte?«

»Sagen wir, Tatjana steht kurz vor der Geburt. Wir könnten Sie, Rachel, dafür anheuern, als Mutter aufzutreten. Sie würden

zur Meldestelle in Ihrem Rathaus gehen. Sie würden sagen, dass Sie schwanger sind und eine Hausgeburt vornehmen werden, so dass es keine Krankenhauspapiere gibt. Die geben Ihnen ein paar Formulare mit. Sie überprüfen nicht, ob Sie wirklich schwanger sind. Wie sollten sie auch? Sie können Sie ja nicht zwangsweise einer gynäkologischen Untersuchung unterziehen.«

Rachel lehnte sich zurück. »Herrgott.«

»Eigentlich ganz einfach. Es gibt keine Aufzeichnungen darüber, dass Tatjana ein Baby bekommt. Aber es gibt welche, dass Sie eins bekommen. Ich bringe das Baby zur Welt. Ich unterzeichne als bei der Geburt anwesende Zeugin, dass Ihr Baby geboren wurde. Damit sind Sie die Mutter. Bacard bereitet die Papiere für die Adoption vor ...« Sie zuckte die Achseln.

»Die Adoptionse Eltern wissen also gar nicht, was da vorgeht?«

»Nein, aber sie schauen auch nicht allzu genau hin. Sie sind verzweifelt. Sie wollen es nicht wissen.«

Rachel fühlte sich plötzlich ausgelaugt.

»Und bevor Sie uns auffliegen lassen«, fuhr Denise fort, »sollten Sie noch etwas anderes bedenken. Wir machen das jetzt seit fast zehn Jahren. Das heißt, zig Kinder leben schon seit Jahren glücklich in ihren Familien. All diese Adoptionen würden für nichtig erklärt werden. Die leiblichen Mütter können hier rüberkommen und ihre Kinder zurückverlangen. Oder Geld dafür verlangen, dass sie stillhalten. Sie würden viele Leben zerstören.«

Rachel schüttelte den Kopf. Das war ihr jetzt zu viel auf einmal. Später. Sie verlor den Faden. Sie musste sich auf das Hauptproblem konzentrieren.

Sie drehte sich um, zog die Schultern hoch und sah Denise in die Augen.

»Und was ist mit Tara Seidman?«

»Wer?«

»Tara Seidman.«

Jetzt sah Denise verwirrt drein. »Moment mal. War das nicht das kleine Mädchen, das in Kasselton entführt worden ist?«

Das Handy klingelte. Rachel sah auf das Display und erkannte Marcs Nummer. Sie wollte gerade die Annahme-Taste drücken, als ein Mann in ihr Gesichtsfeld trat. Ihr stockte der Atem. Denise merkte etwas und drehte sich um. Als sie den Mann sah, fuhr sie zurück.

Es war der Mann aus dem Park.

Er hatte riesige Hände, in denen die Pistole, die er auf Rachel gerichtet hatte, fast wie ein Spielzeug aussah. Er winkte ihr mit den Fingern zu. »Her mit dem Telefon.«

Rachel gab es ihm und versuchte, ihn dabei nicht zu berühren. Der Mann drückte ihr den Pistolenlauf an den Kopf. »Jetzt gib mir deine Pistole.«

Rachel griff in ihre Handtasche. Er forderte sie auf, die Pistole mit zwei Fingern hochzuheben. Sie gehorchte. Das Handy klingelte zum vierten Mal.

Der Mann drückte die Annahme-Taste und sagte: »Dr. Seidman?«

Rachel hörte Marcs überraschte Stimme. »Wer ist da?«

»Wir sind jetzt alle in Denise Vanechs Haus. Kommen Sie unbewaffnet und alleine her. Dann erzähle ich Ihnen von Ihrer Tochter.«

»Wo ist Rachel?«

»Sie ist bei uns. Sie haben eine halbe Stunde. Dann sage ich Ihnen, was Sie wissen müssen. Offenbar neigen Sie dazu, in solchen Situationen auf blöde Ideen zu kommen. Lassen Sie das diesmal lieber, sonst stirbt Ihre Freundin, Ms Mills, als Erste. Ist das klar?«

»Ja.«

Der Mann beendete das Telefonat. Er betrachtete Rachel. Er hatte braune Augen, die zur Mitte hin golden wurden. Sie wirk-

ten fast sanft. Rehaugen. Dann sah der große Mann Denise Vanech an. Sie zuckte zusammen. Ein Lächeln glitt über sein Gesicht.

Rachel sah, was er vorhatte.

Sie schrie »Nein!«, als der große Mann seine Pistole auf Denise Vanech richtete und drei Schüsse abgab. Alle drei trafen sie mitten in die Brust. Denise' Körper erschlaffte. Sie rutschte von der Couch auf den Fußboden. Rachel wollte aufstehen, doch jetzt war die Pistole auf sie gerichtet.

»Sitzen bleiben.«

Rachel gehorchte. Denise Vanech war eindeutig tot. Ihre Augen standen offen. Ihr Blut lief herab, befremdlich rot in einem Meer von Weiß.

42

Und was nun?

Ich hatte Rachel angerufen, um ihr zu erzählen, dass Steven Bacard erschossen worden war. Jetzt hatte dieser Mann sie als Geisel genommen. Okay, was war jetzt mein nächster Schritt? Ich versuchte, darüber nachzudenken, die Fakten sorgfältig zu analysieren, aber dafür reichte die Zeit nicht. Der Mann am Telefon hatte Recht gehabt. Ich war auf blöde Ideen gekommen. Bei der ersten Lösegeldübergabe hatte ich die Polizei und das FBI eingeweiht. Bei der zweiten hatte ich mir eine Ex-FBI-Agentin zu Hilfe geholt. Lange war ich davon ausgegangen, dass meine Entscheidung für das Misslingen der ersten Lösegeldübergabe verantwortlich war. Das dachte ich nicht mehr. Beide Male hatte ich es darauf ankommen lassen, aber jetzt glaube ich, dass es von Anfang an ein abgekartetes Spiel gewesen war. Sie hatten nie vorgehabt, meine Tochter zurückzugeben. Weder vor achtzehn Monaten noch gestern Nacht.

Und auch jetzt nicht.

Vielleicht hatte ich zu lange nach einer Antwort gesucht, die ich schon lange kannte. Verne hatte Verständnis für meine Suche gezeigt, hatte aber auch eine Warnung ausgesprochen. Solange *man sich nichts vormacht*. Aber vielleicht hatte ich mir etwas vorgemacht? Selbst jetzt, wo wir dabei waren, diesen Baby-schmuggelbetrug aufzudecken, hatte ich mir wieder Hoffnungen gemacht. Vielleicht lebte meine Tochter doch noch. Vielleicht war sie irgendwie in diesen Adoptionsschwindel hineingeraten. Natürlich wäre das schrecklich. Aber die Alternative - dass Tara tot war - wäre sehr viel schlimmer.

Ich wusste nicht mehr, was ich glauben sollte.

Ich sah auf die Uhr. Zwanzig Minuten waren vergangen. Ich fragte mich, wie ich vorgehen sollte. Eins nach dem anderen. Ich rief Lenny unter der Privatnummer in seinem Büro an.

»Ein Mann namens Steven Bacard wurde gerade in East Rutherford ermordet«, sagte ich.

»Bacard? Der Anwalt?«

»Kennst du ihn?«

»Ich habe vor ein paar Jahren was mit ihm zusammen bearbeitet«, sagte Lenny. Dann fiel ihm etwas ein: »Oh, Scheiße.«

»Was ist?«

»Du hast nach Stacy und einer Adoption gefragt. Ich hab da erst keine Verbindung gesehen. Aber jetzt, wo du Bacard erwähnst ... Stacy hat nach ihm gefragt. So vor drei, vier Jahren etwa.«

»Was wollte sie von ihm?«

»Ich weiß es nicht. Irgendwie ging's um Mutterschaft oder so was.«

»Was bedeutet das?«

»Keine Ahnung. Ich hab nicht richtig zugehört. Ich hab ihr nur gesagt, sie soll nichts unterschreiben, ehe sie es mir gezeigt

hat.« Dann fragte Lenny: »Woher weißt du, dass er ermordet worden ist?«

»Ich hab gerade seine Leiche gesehen.«

»Halt. Kein weiteres Wort dazu. Die Leitung könnte abgehört werden.«

»Ich brauche deine Hilfe. Ruf die Polizei an. Sie müssen Bacards Unterlagen sicherstellen. Er war der Anführer eines betrügerischen Adoptionsrings. Gut möglich, dass er was mit Taras Entführung zu tun hat.«

»Inwiefern?«

»Ich hab jetzt keine Zeit, das zu erklären.«

»Ja. Okay, ich ruf Tickner und Regan an. Regan sucht dich schon die ganze Zeit.«

»Hab ich mir gedacht.«

Ich legte auf, bevor er weitere Fragen stellen konnte. Ich weiß nicht, was ich mir von der Durchsuchung von Bacards Büro erhoffte. Ich konnte nicht recht glauben, dass die Antwort zu Taras Schicksal im Aktenschrank einer Anwaltskanzlei lag, aber vielleicht täuschte ich mich. Und falls hier etwas schief ging - und die Chancen dafür standen gar nicht schlecht -, sollte irgendjemand dem nachgehen können.

Ich war jetzt in Ridgewood. Ich hatte dem Mann am Telefon keine Sekunde lang geglaubt. Die wollten keine Informationen verkaufen. Sie wollten reinen Tisch machen. Rachel und ich wussten zu viel. Sie lockten mich dorthin, um uns beide umzubringen.

Was also sollte ich tun?

Ich hatte sehr wenig Zeit. Wenn ich sie hinhielt - wenn ich deutlich länger als eine halbe Stunde brauchte -, würde der Mann nervös werden. Das wäre schlecht. Noch einmal überlegte ich, ob ich die Polizei anrufen sollte, doch mir fiel die Warnung bezüglich meiner blöden Ideen ein, und ich machte mir immer

noch Sorgen wegen des Informanten. Ich hatte eine Pistole, und ich konnte damit umgehen. Ich war ein ziemlich guter Schütze, wenn auch bisher nur auf dem Schießstand. Auf Menschen zu schießen war wohl etwas anderes. Vielleicht aber auch nicht. Ich verspürte keine Skrupel mehr, diese Leute umzubringen. Ich weiß nicht einmal, ob ich je welche verspürt hatte.

Einen Block vor Denise Vanechs Haus parkte ich den Wagen, nahm meine Pistole und ging die Straße hinab.

*

Er nannte sie Lydia. Sie nannte ihn Heshy.

Die Frau war vor fünf Minuten angekommen. Sie war zierlich und hübsch und hatte ihre Puppenaugen vor Aufregung weit aufgerissen. Sie stellte sich vor Denise Vanechs Leiche und betrachtete das Blut, das noch immer aus den Wunden herauströpfelte. Rachel blieb still sitzen. Heshy hatte ihr die Hände mit Klebeband hinter dem Rücken gefesselt. Lydia wandte sich an Rachel.

»Macht bestimmt eine Heidenarbeit, den Fleck da wieder rauszukriegen.«

Rachel starrte sie an. Lydia lächelte.

»Finden Sie das nicht komisch?«

»Innerlich«, sagte Rachel, »lach ich mich tot.«

»Sie haben heute ein junges Mädchen besucht. Tatjana, stimmt's?«

Rachel antwortete nicht. Heshy fing an, die Jalousien herunterzulassen.

»Sie ist tot. Ich dachte bloß, das könnte Sie interessieren.«
Lydia setzte sich neben Rachel. »Erinnern Sie sich an die Fernsehserie *Family Laughs*?«

Rachel fragte sich, wie sie mit dieser Situation umgehen sollte. Diese Lydia war zweifellos verrückt. Vorsichtig erwiderte sie: »Ja.«

»Waren Sie ein Fan?«

»Die Serie war kindisch und albern.«

Lydia warf den Kopf in den Nacken und lachte. »Ich habe Trixie gespielt.«

Sie lächelte Rachel an. Die sagte: »Darauf können Sie ja wirklich stolz sein.«

»Oh, das bin ich auch.« Lydia schwieg, legte den Kopf schief und kam ganz nah heran. »Ihnen ist doch klar, dass Sie bald sterben?«

Rachel zuckte mit keiner Wimper. »Dann können Sie mir ja auch erzählen, was Sie mit Tara Seidman gemacht haben.«

»Ach, bitte.« Lydia stand auf. »Ich war Schauspielerin, vergessen Sie das nicht. Ich war beim Fernsehen. Was soll das jetzt? Ist das der Teil der Sendung, in dem wir uns alles erzählen, damit es auch der letzte Trottel im Publikum mitbekommt und der Held sich ungestört anschleichen kann? Tut mir Leid, Schätzchen.« Sie wandte sich an Heshy. »Knebel sie, Pu Bär.«

Heshy nahm das Klebeband und wickelte es Rachel über den Mund und um den Kopf herum. Er trat wieder ans Fenster. Lydia beugte sich zu Rachel herunter. Rachel spürte den Atem der Frau an ihrem Ohr.

»Eins kann ich Ihnen sagen«, flüsterte sie, »weil es eigentlich ziemlich komisch ist.« Sie beugte sich noch etwas näher heran. »Ich habe keine Ahnung, was mit Tara Seidman passiert ist.«

*

Okay, ich hatte nicht vor, an der Tür vorzufahren und anzuklopfen.

Mal ehrlich. Die wollten uns umbringen. Meine einzige Chance bestand darin, sie zu überraschen. Ich kannte den Grundriss des Hauses nicht, ging aber davon aus, dass irgendwo an der Seite ein Fenster war, durch das ich versuchen konnte, mich einzuschleichen. Ich war bewaffnet. Ich traute mir zu, ohne jedes Zö-

gern schießen zu können. Ich hätte mir wirklich einen besseren Plan gewünscht, aber selbst mit mehr Zeit wäre mir wahrscheinlich nicht viel mehr eingefallen.

Zia hatte auf mein typisches Chirurgen-Selbstbewusstsein angespielt. Zugegeben, es machte mir Angst. Ich glaubte tatsächlich, dass ich es schaffen würde. Ich war clever. Mir war klar, dass ich vorsichtig sein musste. Ich musste auf eine günstige Gelegenheit warten. Wenn die sich nicht ergab, konnte ich ihnen einen Handel anbieten - mich gegen Rachel. Ich würde mich nicht von Gerede über Tara einlullen lassen. Ja, ich wollte glauben, dass sie noch am Leben war. Ich wollte glauben, dass die Täter wussten, wo sie war. Aber ich würde Rachels Leben nicht mehr wegen eines Hirngespinnstes aufs Spiel setzen. Mein Leben? Kein Problem. Aber nicht Rachels.

Ich näherte mich Denise Vanechs Haus, wobei ich versuchte, mich hinter den Bäumen zu verstecken, ohne allzu großes Aufsehen zu erregen. In einem so exklusiven Viertel war das praktisch unmöglich. Die Menschen schlichen hier nicht herum. Ich stellte mir vor, wie die Nachbarn mich durch die geschlossenen Vorhänge beobachteten, während sie die Finger auf der Kurzwahltaste ihres Telefons für den Polizeinotruf hatten. Darum durfte ich mich jetzt nicht kümmern. Egal, was geschah, es würde auf jeden Fall so oder so zu Ende sein, bevor die Polizei eintraf.

Als mein Handy klingelte, traf mich fast der Schlag. Ich war noch drei Häuser weit entfernt. Ich fluchte leise. Dr. Cool - Dr. Selbstbewusst - hatte vergessen, sein Handy auf Vibrationsalarm umzustellen. Mit steil abfallender Selbstsicherheit stellte ich fest, dass ich mir etwas vormachte. Das war nicht meine Welt. Man brauchte sich nur mal vorzustellen, was passiert wäre, wenn das Telefon direkt vor dem Haus geklingelt hätte.

Ich sprang hinter einen Busch und klappte es mit einer kurzen Bewegung des Handgelenks auf.

»Das mit dem Anschleichen musst du noch mal üben«, flüsterte Verne. »Das machst du echt miserabel.«

»Wo bist du?«

»Guck mal rüber zum Fenster im ersten Stock. Ganz hinten.«

Ich blickte zu Denise Vanechs Haus hinüber. Verne stand am Fenster. Er winkte mir zu.

»Die Hintertür war auf«, flüsterte Verne. »Ich bin einfach reingelatscht.«

»Was geht da vor?«

»Ein eiskalter Mord. Sie haben erzählt, dass sie das Mädchen im Hotel umgebracht haben. Und diese Denise haben sie auch ermordet. Einfach abgeknallt. Rachel sitzt direkt neben der Leiche.«

Ich schloss die Augen.

»Das ist eine Falle, Marc.«

»Ja, das ist mir auch klar.«

»Sie sind zu zweit - ein Mann und eine Frau. Hör zu, du schaust jetzt, dass du so schnell wie möglich zu deinem Wagen zurückkommst. Dann fährst du vors Haus und parkst auf der Straße. Da bist du weit genug weg, ich glaub nicht, dass die dich treffen würden. Bleib da. Komm nicht näher. Du sollst nur ihre Aufmerksamkeit auf dich ziehen. Ist das so weit klar?«

»Ja.«

»Ich versuch, einen am Leben zu lassen, aber ich kann nichts versprechen.«

Er brach die Verbindung ab. Ich lief zum Wagen zurück und tat, was er mir gesagt hatte. Ich spürte, wie das Herz in meiner Brust hämmerte. Aber jetzt gab es Hoffnung. Verne war da. Er war im Haus und bewaffnet. Ich fuhr vor die Einfahrt zu Denise Vanechs Haus. Jalousien und Vorhänge waren geschlossen. Ich holte tief Luft, öffnete die Autotür und stieg aus.

Stille.

Ich rechnete damit, Schüsse zu hören. Doch das war nicht das Erste. Als Erstes hörte ich Glas splittern. Und dann sah ich, wie Rachel aus dem Fenster fiel.

*

»Er ist gerade vorgefahren«, berichtete Heshy.

Rachels Hände waren immer noch hinter dem Rücken zusammengebunden, und sie hatte das Klebeband über dem Mund. Sie wusste, dass dies das Ende war. Marc würde zur Tür kommen. Sie würden ihn reinlassen, diese Bonnie-und-Clyde-Mutanten, und dann würden sie ihn und sie erschießen.

Tatjana war schon tot. Denise Vanech war tot. Sie hatten keine Wahl. Heshy und Lydia durften keine Mitwisser am Leben lassen. Rachel hatte gehofft, Marc würde das begreifen und zur Polizei gehen. Sie hatte gehofft, er würde nicht kommen, doch das hatte für ihn natürlich überhaupt nicht zur Debatte gestanden. Jetzt war er also hier. Wahrscheinlich hatte er irgendeinen tollkühnen Plan - oder er war noch immer so geblendet von der Hoffnung, Tara zu finden, dass er einfach in ihre Falle tappte.

Sie musste ihn jedenfalls aufhalten.

Ihre einzige Chance bestand darin, die beiden zu überrumpeln. Selbst dann, selbst wenn alles perfekt lief, konnte sie, nüchtern betrachtet, bestenfalls darauf hoffen, Marc zu retten. Alles andere war Träumerei.

Also los.

Sie hatten ihr die Füße nicht gefesselt. Was hätte sie geknebelt und mit hinter den Rücken gebundenen Händen auch tun sollen? Sie anzugreifen wäre Selbstmord. Sie wäre ein leichtes Ziel.

Und genau darauf zählte sie.

Rachel stand auf. Lydia drehte sich um und richtete die Pistole auf sie. »Hinsetzen.«

Sie setzte sich nicht. Und jetzt hatte Lydia ein Problem. Wenn

sie abdrückte, würde Marc den Schuss hören. Er würde wissen, dass etwas nicht in Ordnung war. Eine Pattsituation. Aber Rachel würde das Patt brechen. Sie hatte eine Idee - wenn auch keine besonders gute. Sie rannte los. Lydia musste entweder schießen, sie verfolgen oder ...

Das Fenster.

Lydia sah, was Rachel vorhatte, konnte sie jedoch nicht aufhalten. Rachel senkte den Kopf wie einen Rammbock und hechtete geradewegs durch die Scheibe. Lydia hob ihre Pistole. Rachel biss die Zähne zusammen. Sie wusste, dass es wehtun würde. Das Glas zerbrach überraschend leicht. Rachel flog hindurch, doch sie hatte nicht bedacht, wie hoch sie über dem Boden war. Ihre Hände waren noch hinter dem Rücken gefesselt. Sie konnte den Sturz nicht abfangen.

Sie drehte sich zur Seite und prallte auf die Schulter. Etwas knackte. Ein stechender Schmerz fuhr durch ihr Bein. Eine Glascherbe steckte in ihrem Oberschenkel. Marc würde den Krach auf jeden Fall hören, und er konnte sich in Sicherheit bringen. Doch als Rachel weiterrollte und auf dem Rücken liegen blieb, packte sie die Angst - ungeheure, heftige Angst. Ja, sie hatte Marc gewarnt. Er hatte gesehen, wie sie aus dem Fenster gestürzt war.

Aber jetzt rannte Marc auf sie zu, ohne auch nur einen Gedanken an die Gefahr zu verschwenden.

*

Verne kauerte auf der Treppe. Er wollte gerade in Aktion treten, als Rachel plötzlich aufstand. War sie verrückt geworden? Nein, erkannte er, sie war einfach nur mutig. Schließlich wusste sie nicht, dass er hier oben versteckt war. Sie konnte nicht einfach dasitzen und Marc in den Hinterhalt laufen lassen. Das war nicht ihre Art.

»Hinsetzen.«

Die Stimme der Frau. Das freche Ding namens Lydia. Sie hob ihre Pistole. Verne geriet in Panik. Er war noch nicht in Position. Er hatte noch kein freies Schussfeld. Aber Lydia drückte nicht ab. Verne sah verblüfft zu, wie Rachel losrannte und durchs Fenster sprang.

So viel zum Thema Ablenkung.

Jetzt setzte sich Verne in Bewegung. Er hatte so oft gehört, dass die Zeit in Momenten äußerster Gewalt stehen bleibt, dass Sekunden sich extrem hinziehen, so dass man alles ganz groß und deutlich vor sich sieht. In Wirklichkeit war das totaler Quatsch. Wenn man zurückblickte, wenn man sich die Situation hinterher in Ruhe durch den Kopf gehen ließ, hatte man den Eindruck, dass es langsam gegangen war. Aber in der Hitze des Gefechts, als er und drei seiner Kumpel in eine Schießerei mit ein paar von Saddams so genannten Elite-Soldaten geraten waren, da raste die Zeit nur so dahin. Und so war es auch jetzt.

Verne wirbelte um die Ecke. »Waffen fallen lassen!«

Der große Mann zielte durch das Fenster, aus dem Rachel sich gerade gestürzt hatte. Für eine zweite Warnung war keine Zeit. Verne drückte zwei Mal ab. Heshy stürzte zu Boden. Lydia schrie auf. Verne tauchte ab und rollte hinter die Couch. Lydia schrie noch einmal.

»Heshy!«

Verne spähte hinter der Couch hervor und erwartete, dass Lydia ihre Pistole auf ihn gerichtet hätte. Doch das war nicht der Fall. Sie ließ die Waffe fallen. Lydia hörte nicht auf zu schreien, sie fiel auf die Knie und nahm Heshys Kopf sanft in die Arme.

»Nein! Bitte stirb nicht! Bitte, Heshy, bitte lass mich nicht allein!«

Verne kickte ihre Pistole auf die andere Seite des Zimmers. Seine eigene hatte er weiter auf Lydia gerichtet.

Ihre Stimme klang jetzt tief, sanft und mütterlich. »Bitte, Heshy. Bitte stirb nicht. Oh Gott, bitte Verlass mich nicht.«

Heshy sagte: »Ich Verlass dich nicht. Niemals.«

Lydia sah Verne mit flehendem Blick an. Er brauchte den Notruf nicht zu wählen. Er hörte die Sirenen schon. Heshy griff nach Lydias Hand. »Du weißt, was du tun musst«, sagte er.

»Nein«, widersprach sie mit dünner Stimme.

»Lydia, wir haben Pläne dafür gemacht.«

»Du wirst nicht sterben.«

Heshy schloss die Augen. Sein Atem ging schwer.

»Die Welt wird dich für ein Monster halten«, sagte sie.

»Mich interessiert nur, was du von mir hältst. Versprich es mir, Lydia.«

»Du schaffst es.«

»Versprich's mir.«

Lydia schüttelte den Kopf. Ihr Gesicht war tränenüberströmt.
»Ich kann nicht.«

»Doch, das kannst du.« Heshy lächelte noch ein letztes Mal.

»Du weißt doch, dass du eine große Schauspielerin bist.«

»Ich liebe dich«, sagte sie.

Aber seine Augen fielen zu. Lydia schluchzte weiter und flehte ihn an, sie nicht zu verlassen. Die Sirenen kamen näher. Verne trat zurück. Die Polizisten kamen herein. Als sie das Zimmer betraten, bildeten sie einen Kreis um sie herum. Plötzlich hob Lydia den Kopf von Heshys Brust.

»Gott sei Dank«, sagte sie zu ihnen - und wieder fingen die Tränen an zu fließen. »Mein Albtraum hat endlich ein Ende.«

Rachel wurde ins Krankenhaus eingeliefert. Ich wollte mit, doch die Polizei hatte da andere Vorstellungen. Ich rief Zia an und bat sie, nach Rachel zu sehen.

Die Polizei verhörte uns stundenlang. Erst befragten sie Verne, Katarina und mich einzeln, dann noch einmal gemeinsam. Anscheinend glaubten sie uns. Lenny war auch dabei. Bis Regan und Tickner eintrafen, dauerte es eine Weile. Nach Lennys Anruf hatten sie sich um Bacards Akten gekümmert.

Regan übernahm die Gesprächsführung. »War ein langer Tag, was, Marc?«

Ich saß ihm gegenüber. »Sehe ich aus, als hätte ich Lust zu plaudern, Detective?«

»Die Frau nennt sich Lydia Davis. Ihr richtiger Name ist Larissa Dane.«

Ich verzog das Gesicht. »Wieso kommt mir der Name bekannt vor?«

»Sie war ein Kinderstar.«

»Trixie«, erinnerte ich mich. »Aus *Family Laughs*.«

»Ja, das ist sie. Sagt sie zumindest. Egal, sie behauptet jedenfalls, dieser Mann - wir kennen ihn nur als Heshy - hätte sie eingesperrt und missbraucht. Er hätte sie zum Mitmachen gezwungen. Ihr Freund Verne hält das für Schwindel. Spielt jetzt aber eigentlich auch keine Rolle. Sie behauptet, sie weiß nichts von Ihrer Tochter.«

»Wie erklärt sie das?«

»Sie sagt, sie waren nur Gehilfen. Und dass Bacard mit dem Plan zu ihnen gekommen ist, Lösegeld für ein Kind zu verlangen, dass sie gar nicht entführt hatten. Heshy hielt das für eine prima Idee. Sie konnten viel Geld machen, und zwar ohne größeres Risiko - weil sie das Kind ja nicht hatten.«

»Sie behauptet, sie hatten nichts mit der Schießerei bei meinem Haus zu tun?«

»Genau.«

Ich sah Lenny an. Auch ihm war das Problem aufgefallen. »Aber die beiden hatten meine Pistole. Die, mit der Katarinas Bruder erschossen wurde.«

»Das ist uns auch klar. Sie behauptet, Bacard hätte sie Heshy gegeben. Um Ihnen eine Falle zu stellen. Heshy hat Pavel erschossen und die Pistole da liegen lassen, um Ihnen die Schuld in die Schuhe zu schieben.«

»Aber wie sind sie an Taras Haare rangekommen? Und an ihren Strampler?«

»Laut Ms Dane hat Bacard sie besorgt.«

Ich schüttelte den Kopf. »Demnach hat Bacard Tara entführt?«

»Sie sagt, das wüsste sie nicht.«

»Was ist mit meiner Schwester? Wie ist sie da reingeraten?«

»Sie behauptet wieder, dass das Bacards Idee war. Er hat Stacy als Sündenbock ausgesucht. Heshy hat Stacy das Geld gegeben und ihr gesagt, sie soll es bei der Bank einzahlen. Dann hat er sie umgebracht.«

Ich sah erst Tickner, dann Regan an. »Da stimmt doch was nicht.«

»Wir arbeiten noch dran.«

Lenny sagte: »Ich habe eine Frage. Wieso haben sie es anderthalb Jahre später noch einmal probiert?«

»Ms Dane sagt, sie weiß es nicht genau, aber sie nimmt an, dass es pure Geldgier war. Sie behauptet, Bacard hätte angerufen und gefragt, ob Heshy noch eine Million verdienen will. Er war sofort einverstanden. Aus Bacards Papieren geht hervor, dass er finanzielle Probleme hatte. Wir halten das durchaus für glaubhaft. Bacard wollte die Kuh einfach noch mal melken.«

Ich rieb mir das Gesicht. Meine Rippen schmerzten. »Haben Sie Bacards Adoptionsunterlagen gefunden?«

Regan sah Tickner an. »Bisher nicht.«

»Wieso nicht?«

»Wir haben ja gerade erst angefangen. Wir finden schon noch was. Wir prüfen alle Adoptionen, die er je bearbeitet hat, insbe-

sondere die Mädchen vor rund achtzehn Monaten. Wenn Bacard Tara an Eltern vermittelt hat, dann finden wir sie.«

Wieder schüttelte ich den Kopf.

»Was ist, Marc?«

»Das passt doch alles nicht zusammen. Der Typ verdient gutes Geld mit seiner Adoptions-Masche. Warum sollte so einer auf Monica und mich schießen und den Einsatz auf Kindesentführung und Mord erhöhen?«

»Das wissen wir nicht«, sagte Regan. »Ich glaube, wir sind uns einig, dass da noch mehr dahinter steckt. Wir halten es für das Wahrscheinlichste, dass Ihre Schwester und ein Komplize auf Monica und Sie geschossen und das Baby entführt haben. Und hinterher hat sie es zu Bacard gebracht.«

Ich schloss die Augen und ließ mir diese Version durch den Kopf gehen. Hätte Stacy das wirklich fertig gebracht? Hätte sie in mein Haus einbrechen und auf mich schießen können? Ich konnte es mir immer noch nicht vorstellen. Und dann fiel mir etwas ein.

Warum hatte ich nicht gehört, dass das Fenster eingeschlagen wurde? Mehr noch, warum hatte ich *überhaupt nichts* gehört, bevor auf mich geschossen worden war? Das Splintern des Fensters, die Klingel, oder dass die Tür geöffnet wurde? Warum hatte ich von all dem nichts gehört? Regan hatte gemeint, es läge daran, dass ich durch den Schock einen Gedächtnisverlust erlitten hätte. Jetzt jedoch fiel mir auf, dass das nicht sein konnte.

»Der Müsliriegel«, sagte ich.

»Wie bitte?«

Ich drehte mich zu ihm um. »Nach Ihrer Theorie habe ich etwas vergessen, stimmt's? Stacy und ihr Komplize haben entweder das Fenster eingeschlagen, oder, ich weiß nicht, sie haben an der Tür geklingelt. Beides hätte ich gehört. Hab ich aber nicht. Ich weiß nur noch, dass ich meinen Müsliriegel gegessen habe, und dann ist Schluss.«

»Und?«

»Aber damit weiß ich doch fast alles. Ich hatte den Müsliriegel in der Hand. Als ich gefunden wurde, lag ich auf dem Boden. Wie viel hatte ich davon gegessen?«

»Vielleicht ein oder zwei Bissen«, sagte Tickner.

»Dann kann Ihre Theorie mit dem Gedächtnisverlust nicht stimmen. Ich habe an der Spüle gestanden und den Müsliriegel gegessen. Daran erinnere ich mich. Als ich gefunden wurde, war ich noch mitten dabei. Es liegt keine Zeit dazwischen, für die wir keine Erklärung haben. Und wenn es meine Schwester war, wieso um Himmels willen sollte sie Monica ausziehen ... ?« Ich brach ab.

Lenny sagte: »Marc?«

Hast du sie geliebt?

Ich starrte geradeaus.

Du weißt, wer auf dich geschossen hat, oder, Marc?

Dina Levinsky. Ich dachte an die seltsamen Besuche, die sie ihrem Elternhaus abstattete. Ich dachte an die beiden Pistolen - von denen die eine mir gehörte. Ich dachte an die CD-ROM, die im Keller versteckt gewesen war, an einem Ort, von dem Dina mir erzählt hatte. Ich dachte an die Fotos, die vor dem Krankenhaus gemacht worden waren. Ich dachte daran, dass Edgar mir gesagt hatte, Monica sei in psychiatrischer Behandlung gewesen.

Und dann kam mir ein furchtbarer Gedanke, ein so schrecklicher Gedanke, dass ich ihn womöglich tatsächlich verdrängt hatte.

43

Ich täuschte Übelkeit vor, ging ins Bad und wählte Edgars Telefonnummer. Mein Schwiegervater war selbst am Apparat, was mich überraschte. »Hallo?«

»Du hast gesagt, dass Monica in psychiatrischer Behandlung war?«

»Marc? Bist du das?« Edgar räusperte sich. »Ich habe gerade von der Polizei gehört. Diese dämlichen Idioten hatten mich davon überzeugt, dass du hinter der ganzen Sache steckst ...«

»Dafür habe ich jetzt keine Zeit. Ich bin immer noch auf der Suche nach Tara.«

»Was brauchst du?«, fragte Edgar.

»Weißt du, wie der Psychiater heißt, zu dem sie gegangen ist?«

»Nein.«

Ich überlegte. »Ist Carson da?«

»Ja.«

»Gib ihn mir.«

Es entstand eine kurze Pause. Ich klopfte mit dem Fuß auf den Boden. Dann war Onkel Carsons volle Stimme in der Leitung.

»Marc?«

»Du hast von den Fotos gewusst, stimmt's?«

Er antwortete nicht.

»Ich habe unsere Konten durchgesehen. Das Geld war nicht von uns. Du hast den Privatdetektiv bezahlt.«

»Das hatte nichts mit dem Überfall oder der Entführung zu tun«, sagte Carson.

»Ich glaube doch. Monica hat dir doch sicher den Namen ihres Psychiaters gesagt. Wie heißt er?«

Wieder antwortete er nicht.

»Ich versuche, herauszubekommen, was mit Tara passiert ist.«

»Sie ist nur zweimal bei ihm gewesen«, sagte Carson. »Wie soll er dir da helfen können?«

»Er kann mir nicht helfen. Sein Name vielleicht schon.«

»Was?«

»Sag einfach ja oder nein. Hieß er Stanley Radio?«

Ich hörte, wie er tief Luft holte.

»Carson?«

»Ich habe schon mit ihm gesprochen. Er weiß nichts ...«

Doch ich hatte schon aufgelegt. Mehr würde Carson nicht sagen.

Aber Dina Levinsky vielleicht.

*

Ich fragte Regan und Tickner, ob ich verhaftet war. Sie verneinten. Ich fragte Verne, ob er mir den Camaro noch eine Weile leihen könnte.

»Null Problemo«, antwortete Verne. Dann fügte er blinzeln hinzu: »Brauchst du irgendwelche Hilfe?«

Ich schüttelte den Kopf. »Ihr beiden seid jetzt raus aus der Sache. Für euch ist Schluss.«

»Ich bin noch hier. Wenn du mich brauchst ...«

»Tu ich nicht. Fahr nach Hause, Verne.«

Dann überraschte er mich mit einer herzlichen Umarmung. Katarina gab mir einen Kuss auf die Wange. Ich sah dem Pickup hinterher, als sie wegfuhr. Dann machte ich mich auf den Weg in die Stadt. Im Lincoln-Tunnel stand ich im Stau. Es dauerte über eine Stunde, bis ich die Mautstationen passiert hatte. So blieb Zeit für ein paar Telefongespräche. Ich erfuhr, dass Dina Levinsky mit einer Freundin zusammen in Greenwich Village wohnte.

Zwanzig Minuten später klopfte ich an ihre Tür.

*

Als Eleanor Russell vom Mittagessen ins Büro zurückkam, lag ein schlichter brauner Umschlag auf ihrem Stuhl. Er war an ihren Boss Lenny Marcus adressiert und mit der Aufschrift PRIVAT UND VERTRAULICH versehen.

Eleanor arbeitete seit acht Jahren für Lenny. Sie liebte ihn von

ganzem Herzen. Ohne eigene Familie - sie und ihr vor drei Jahren verstorbener Mann Saul waren nie mit eigenen Kindern gesegnet gewesen - war sie eine Art Ersatz-Oma für die Familie Marcus geworden. Eleanor hatte sogar ein Foto von Lennys Frau Cheryl mit ihren vier Kindern auf ihrem Schreibtisch stehen.

Sie betrachtete den Umschlag und runzelte die Stirn. Wie war der hierher gekommen? Sie warf einen Blick in Lennys Büro. Er wirkte so bedrückt. Das lag daran, dass er gerade am Tatort eines Mordes gewesen war. Der Fall, in den sein bester Freund Dr. Marc Seidman verwickelt war, stand mit einem Male wieder in den Schlagzeilen. Normalerweise hätte Eleanor Lenny in einem solchen Moment nicht gestört. Aber der Absender ... tja, das musste er sich doch wohl selbst ansehen.

Lenny telefonierte. Als sie ins Zimmer kam, legte er die Hand über die Sprechmuschel. »Ich bin ziemlich beschäftigt«, sagte er.

»Das ist gerade für dich angekommen.«

Eleanor reichte ihm den Umschlag. Lenny hätte ihn fast achtlos beiseite gelegt. Dann sah Eleanor, wie er den Absender entdeckte. Er drehte ihn um. Dann noch einmal.

Als Absender stand da einfach: *Von einem Freund von Stacy Seidman.*

Lenny legte den Hörer aus der Hand und riss den Umschlag auf.

*

Ich glaube nicht, dass Dina Levinsky überrascht war, mich zu sehen.

Sie ließ mich wortlos herein. Die Wände waren von ihren Bildern bedeckt, von denen viele in unterschiedlichsten Winkeln schräg hingen. Die Wirkung war Schwindel erregend und verlieh der ganzen Wohnung etwas Salvador-Dali-artiges. Wir setzten uns in die Küche. Dina bot an, Tee zu kochen. Ich lehnte ab. Sie

legte die Hände auf den Tisch. Ihre Fingernägel waren bis zur Nagelhaut abgekaut. Hatten sie auch schon so ausgesehen, als Dina bei mir gewesen war? Sie wirkte anders, irgendwie trauriger. Ihr Haar war glatter, ihr Blick niedergeschlagen. Es war fast, als hätte sie sich in das Mitleid erregende Mädchen zurückverwandelt, das ich aus der Grundschule kannte.

»Hast du die Fotos gefunden?«, fragte sie.

»Ja.«

Dina schloss die Augen. »Ich hätte dich nicht auf sie aufmerksam machen dürfen.«

»Warum hast du es dann getan?«

»Ich habe dich damals belogen.«

Ich nickte.

»Ich bin nicht verheiratet. Ich habe keine Freude am Sex. Und ich habe Schwierigkeiten, mich auf Beziehungen einzulassen.« Sie zuckte die Achseln. »Ich habe sogar Probleme damit, die Wahrheit zu sagen.«

Dina versuchte zu lächeln. Ich versuchte, ihr Lächeln zu erwidern.

»In der Therapie hat man uns beigebracht, dass wir uns unseren Ängsten stellen müssen. Das geht nur, wenn man die Wahrheit an sich heranlässt, so weh sie auch tun mag. Aber eigentlich kannte ich die Wahrheit gar nicht, als ich bei dir war. Deswegen habe ich dich belogen.«

»Du bist schon mal im Haus gewesen, bevor wir uns an dem Abend begegnet sind, nicht wahr?«

Sie nickte.

»Und dabei hast du Monica kennen gelernt.«

»Ja.«

Ich fragte weiter. »Ihr habt euch angefreundet.«

»Wir hatten was gemeinsam.«

»Und was?«

Dina blickte zu mir auf und ich sah den Schmerz in ihren Augen.

»Missbrauch?«, fragte ich.

Sie nickte.

»Hat Edgar sie sexuell missbraucht?«

»Nein, nicht Edgar. Ihre Mutter. Und nicht sexuell. Eher physisch und emotional. Die Frau muss sehr krank gewesen sein. Das hast du doch sicher gewusst, oder?«

»Ich glaube schon«, sagte ich.

»Monica brauchte Hilfe.«

»Also hast du sie zu deinem Therapeuten mitgenommen.«

»Ich hab's versucht. Ich habe bei Dr. Radio einen Termin für sie vereinbart. Aber es hat nicht geklappt.«

»Weshalb nicht?«

»Monica wollte nicht, sie hat einfach nicht an Therapien geglaubt. Sie dachte, sie könnte ihre Probleme am besten alleine lösen.«

Ich nickte. Das kam mir bekannt vor. »Als du bei mir warst«, sagte ich, »hast du gefragt, ob ich Monica geliebt habe.«

»Ja.«

»Warum?«

»Sie hat gedacht, du liebst sie nicht.« Dina steckte einen Finger in den Mund und suchte nach einem Stück Nagel, das sie abkauen konnte. Sie fand keins. »Natürlich hat sie geglaubt, dass sie deiner Liebe nicht würdig wäre. Genau wie ich. Trotzdem gab es einen Unterschied.«

»Welchen?«

»Monica hat gedacht, es gäbe jemanden, der sie ewig lieben würde.«

Die Antwort kannte ich. »Tara.«

»Ja. Sie hatte dir eine Falle gestellt, Marc. Das ist dir wohl inzwischen auch klar. Es war kein Unfall. Sie wollte schwanger werden.«

Leider überraschte mich das nicht. Wieder versuchte ich, wie bei einer Operation die Einzelteile zusammensetzen. »Monica dachte also, dass ich sie nicht mehr liebe. Sie fürchtete, ich könnte mich scheiden lassen. Sie hat sich Sorgen gemacht. Sie hat nachts geweint.« Ich schwieg einen Moment. Ich sagte das nicht nur für Dina, sondern auch für mich. Ich wollte den Gedanken nicht weiterverfolgen, aber ich konnte nicht anders. »Sie ist angespannt und labil. Und dann hört sie Rachels Nachricht auf dem Anrufbeantworter.«

»Ist Rachel deine Ex-Freundin?«

»Ja.«

»Du hattest ein Bild von ihr in der Schreibtischschublade. Das wusste Monica. Du hattest noch andere Andenken an sie.«

Ich schloss die Augen, weil mir die Steely-Dan-CD in Monicas Auto wieder einfiel. College-Musik. Musik, die ich mit Rachel zusammen gehört hatte. Ich sagte: »Also hat sie einen Privatdetektiv beauftragt, um herauszufinden, ob ich eine Affäre habe. Und der hat die Fotos gemacht.«

Dina nickte.

»Jetzt hat sie also den Beweis. Ich verlasse sie für eine andere Frau. Ich werde behaupten, dass sie psychisch instabil ist. Ich werde sagen, dass sie als Mutter ungeeignet ist. Ich bin ein angesehenener Arzt, und Rachel hat Verbindungen zu Gerichten und Polizei. Wir kriegen das Sorgerecht für das Einzige, was Monica wirklich wichtig ist. Tara.«

Dina stand auf. Sie wusch in der Spüle ein Glas aus und füllte es mit Leitungswasser. Wieder dachte ich darüber nach, was an jenem Morgen geschehen war. Warum hatte ich nicht gehört, wie das Fenster eingeschlagen wurde? Warum hatte ich die Klingel nicht gehört? Warum hatte ich den Eindringling nicht bemerkt?

Ganz einfach. Weil es keinen Eindringling gegeben hatte.

Tränen schossen mir in die Augen. »Und was hat sie dann getan, Dina?«

»Das weißt du doch, Marc.«

Ich kniff die Augen zu.

»Ich habe nicht geglaubt, dass sie es wirklich tun würde«, sagte Dina. »Ich dachte, sie müsste sich nur abreagieren, weißt du? Monica war so niedergeschlagen. Als sie mich gefragt hat, ob ich weiß, wie man an eine Pistole kommt, habe ich geglaubt, sie will sich umbringen. Ich hätte nie gedacht ...«

»Dass sie auf mich schießt?«

Plötzlich war es drückend heiß im Zimmer. Erschöpfung übermannte mich. Ich war so erschöpft, dass ich nicht einmal mehr weinen konnte. Aber ich hatte noch weitere Fragen. »Du hast gesagt, sie hat dich gefragt, wie man an eine Pistole kommt?«

Dina wischte sich die Augen und nickte.

»Hast du es ihr gesagt?«

»Nein. Ich weiß es ja selbst nicht. Sie meinte, du hättest eine im Haus, aber sie wollte eine, die man nicht zurückverfolgen kann. Also hat sie ihre einzige Bekannte, die entsprechend zwielichtige Kontakte hatte, um Hilfe gebeten.«

Jetzt begriff ich. »Meine Schwester.«

»**Ja.**«

»Hat Stacy ihr eine Waffe besorgt?«

»Nein, ich glaube nicht.«

»Wie kommst du darauf?«

»An dem Morgen, an dem es passiert ist, war Stacy bei mir zu Besuch. Weißt du, Monica und ich hatten geplant, zusammen zu Stacy zu gehen. Wahrscheinlich hat Monica meinen Namen erwähnt, als sie mit ihr gesprochen hat. Stacy ist dann zu mir gekommen und hat gefragt, wozu Monica eine Pistole braucht. Ich hab's ihr nicht gesagt, weil, naja, ich war ja nicht sicher. Stacy ist dann rausgerannt. Ich bin in Panik geraten. Ich wollte Dr. Radio

fragen, was ich tun soll, hatte aber schon am Nachmittag den nächsten Termin. Ich hab gedacht, bis dahin hat es noch Zeit.«

»Und dann?«

»Ich weiß immer noch nicht, was passiert ist, Marc. Das ist die Wahrheit. Aber ich weiß, dass Monica auf dich geschossen hat.«

»Woher?«

»Ich hab Angst gekriegt. Also hab ich bei euch angerufen. Monica war am Apparat. Sie hat geweint. Sie hat gesagt, dass du tot bist. Sie hat immer wieder gesagt: *Was hab ich nur getan? Was hab ich nur getan?* Dann hat sie plötzlich aufgelegt. Ich hab gleich noch mal angerufen. Aber da ist niemand rangegangen. Ich wusste nicht, was ich tun sollte. Und dann war es auch schon in den Fernsehnachrichten. Als sie erzählt haben, dass deine Tochter vermisst wird ... das hab ich nicht verstanden. Ich dachte, die finden sie sofort. Aber sie haben sie nicht gefunden. Und ich hab auch nichts von diesen Fotos gehört. Ich hab gehofft, ich weiß nicht, ich hab gehofft, wenn ich dich auf die Bilder stoße, bringt das vielleicht ein bisschen Licht in das, was damals wirklich passiert ist. Nicht so sehr euret wegen. Sondern wegen eurer Tochter.«

»Warum hast du so lange damit gewartet?«

Sie schloss einen Moment die Augen. Es sah aus, als betete sie. »Ich habe eine schwere Zeit durchgemacht, Marc. Zwei Wochen nach dem Überfall bin ich mit einem Nervenzusammenbruch ins Krankenhaus gekommen. Ich war so weggetreten, dass ich das alles einfach vergessen habe. Vielleicht wollte ich es auch vergessen, ich weiß es nicht.«

Mein Handy klingelte. Es war Lenny. Ich meldete mich.

»Wo bist du?«, fragte er.

»Bei Dina Levinsky.«

»Komm zum Newark Airport. Terminal C. Sofort.«

»Was ist los?«

»Ich glaube ...«, sagte Lenny, dann brach er ab und holte erst einmal tief Luft. »Vielleicht weiß ich, wo wir Tara finden.«

44

Als ich an Terminal C ankam, stand Lenny schon am Abfertigungsschalter von Continental. Es war sechs Uhr abends. Der Flugplatz war voller erschöpfter Werktätiger. Lenny reichte mir eine anonyme Notiz, die in seinem Büro abgegeben worden war. Sie lautete:

*Abe and Lorraine Tansmore
26 Marsh Lane
Hanley Hills, MO*

Das war alles. Nur die Adresse. Mehr nicht.

»Das ist ein Vorort von St. Louis«, erläuterte Lenny. »Ich habe schon ein paar Erkundigungen eingezogen.«

Ich starrte auf den Namen und die Adresse.

»Marc?«

Ich sah ihn an.

»Die Tansmores haben vor achtzehn Monaten eine Tochter adoptiert. Diese Tochter war sechs Monate alt, als sie sie bekommen haben.«

Hinter ihm sagte ein Continental Angestellter: »Der Nächste, bitte.« Eine Frau drängte sich an mir vorbei. Vielleicht hatte sie »Entschuldigen Sie« gesagt, aber sicher bin ich mir nicht.

»Ich habe uns zwei Plätze in der nächsten Maschine nach St. Louis gebucht. Wir fliegen in einer Stunde.«

Am Flugsteig erzählte ich Lenny von meinem Treffen mit Dina Levinsky. Wir saßen - wie so oft - nebeneinander und sahen nach vorne. Als ich fertig war, fragte er: »Hast du jetzt eine Vorstellung davon, was passiert sein könnte?«

»Ja.«

Wir beobachteten den Start eines Flugzeugs. Uns gegenüber saß ein altes Ehepaar und teilte sich eine Packung Kartoffelchips. »Ich bin Zyniker. Und das weiß ich auch. Bei Drogensüchtigen mache ich mir keine Illusionen. Wenn überhaupt, dann überschätze ich ihre Verkommenheit. Und ich glaube, genau so war das hier.«

»Wie kommst du darauf?«

»Stacy hätte nie auf mich geschossen. Auf Monica auch nicht. Und sie hätte auch ihrer Nichte nichts getan. Sie war drogensüchtig, aber sie hat mich geliebt.«

»Ich glaube«, meinte Lenny, »da hast du Recht.«

»Rückblickend muss ich erkennen, dass ich so in meiner Welt gefangen war, dass ich gar nicht gemerkt habe ...« Ich schüttelte den Kopf. Dafür war jetzt nicht der richtige Zeitpunkt. »Monica war verzweifelt«, fuhr ich fort. »Sie hat keine Waffe gekriegt und ist dann vielleicht zu dem Schluss gekommen, dass sie keine braucht.«

»Sie hat einfach deine genommen«, sagte Lenny.

»Ja.«

»Und dann?«

»Stacy muss irgendwie erraten haben, was da los war. Sie ist zum Haus gerannt. Sie hat gesehen, was Monica getan hatte. Und dann weiß ich nicht, wie es genau abgelaufen ist. Vielleicht hat Monica auch auf sie geschossen - das würde das Einschussloch an der Treppe erklären. Oder Stacy hat einfach nur reagiert. Sie hat mich geliebt. Ich lag da. Wahrscheinlich hat sie mich für tot gehalten. Ich weiß es also nicht genau, aber auf jeden Fall war Stacy bewaffnet. Und dann hat sie Monica erschossen.«

Die Frau vom Bodenpersonal sagte an, dass das Einsteigen in wenigen Minuten beginnen würde, dass Passagiere mit besonderen Bedürfnissen, mit One Pass *Gold*- oder *Platinum* Member-Karten jedoch schon jetzt an Bord gehen könnten.

»Du hast am Telefon gesagt, Stacy hat Bacard gekannt.«

Lenny nickte. »Sie hat sich nach ihm erkundigt, ja.«

»Da weiß ich auch nicht genau, wie das abgelaufen ist. Aber überleg mal. Ich bin tot. Monica ist tot. Und Stacy war wahrscheinlich am Durchdrehen. Tara schreit die ganze Zeit. Stacy kann sie da nicht einfach liegen lassen. Also nimmt sie Tara mit. Später wird ihr klar, dass sie nicht in der Lage ist, ein Kind großzuziehen. Sie kriegt ja nicht mal ihr eigenes Leben in den Griff. Also gibt sie sie Bacard und sagt, er soll eine gute Familie für sie suchen. Oder, wenn ich zynisch sein will, dann hat sie ihm Tara wegen des Geldes gegeben. Wir werden es nicht erfahren.«

Lenny nickte.

»Und von da an machen wir mit dem weiter, was wir schon wissen. Bacard entschließt sich, noch mehr Geld zu scheffeln, indem er vorgibt, Tara wäre entführt worden. Er heuert diese beiden Durchgeknallten an. Bacard hatte ja auch die Möglichkeit, an Haarproben von Tara heranzukommen. Er hat ein falsches Spiel mit Stacy getrieben. Er hat sie in eine Falle gelockt, um ihr die Schuld in die Schuhe zu schieben.«

Ich sah, wie Lenny kurz das Gesicht verzog.

»Was ist?«

»Nichts«, sagte er.

Unsere Sitzreihe wurde aufgerufen.

Lenny stand auf. »Auf geht's.«

*

Der Flug hatte Verspätung. Wir kamen erst nach Mitternacht in St. Louis an. Es war zu spät, um heute noch etwas zu unterneh-

men. Lenny besorgte uns ein Zimmer im *Airport Marriott*. Ich kaufte mir in einem rund um die Uhr geöffneten Laden etwas zum Anziehen. Als wir im Zimmer waren, duschte ich lange und heiß. Wir richteten uns ein und legten uns hin.

Am Morgen rief ich im Krankenhaus an und fragte nach Rachel. Sie schlief. Zia war bei ihr im Zimmer. Sie versicherte mir, dass es Rachel gut ginge. Lenny und ich versuchten, am Hotelbuffet zu frühstücken. Wir bekamen nichts hinunter. Unser Mietwagen stand bereit. Lenny hatte sich an der Rezeption den Weg nach Hanley Hills beschreiben lassen.

Ich weiß nicht mehr, was wir auf der Fahrt sahen. Abgesehen vom fernen St. Louis Arch, stach mir nichts ins Auge. Dank der ewigen Einkaufszentren an den Zufahrtsstraßen sieht es in den Vereinigten Staaten überall gleich aus. Natürlich kann man darüber schimpfen - was ich auch gelegentlich tue -, aber vielleicht liegt der Grund einfach darin, dass uns meistens das am besten gefällt, was wir schon kennen. Wir behaupten, wir ständen Veränderungen aufgeschlossen gegenüber. Aber im Endeffekt zieht uns vor allem das Altbekannte an, besonders in diesen unruhigen Zeiten.

Als wir den Stadtrand von Hanley Hills erreichten, spürte ich ein Kribbeln in den Beinen. »Was machen wir hier, Lenny?«

Er wusste keine Antwort.

»Soll ich einfach an die Tür klopfen und sagen: *Entschuldigen Sie, aber ich glaube, das ist meine Tochter?*«

»Wir könnten die Polizei rufen«, sagte er. »Und die das erledigen lassen.«

Doch ich wusste nicht, was dabei herauskommen würde. Wir waren so nah dran. Ich bat ihn, weiterzufahren. Wir bogen nach rechts in die Marsh Lane. Ich zitterte. Lenny sah mich aufmunternd an, aber auch sein Gesicht war blass. Die Häuser und Grundstücke waren bescheidener, als ich erwartet hatte. Ich war

davon ausgegangen, dass Bacards Mandanten wohlhabend sind. Dieses Paar war es offenbar nicht.

»Abe Tansmore ist Lehrer«, sagte Lenny, der wie üblich meine Gedanken gelesen hatte. »Sechste Klasse. Lorraine Tansmore arbeitet drei Tage die Woche in einer Kindertagesstätte. Beide sind neununddreißig. Sie sind seit siebzehn Jahren verheiratet.«

Vor uns sah ich ein Haus mit einem Kirschholzschild, auf dem 26 - THE TANSMORES stand. Es war ein kleiner Flachbau, eine Art winziger Bungalow. Die anderen Häuser in der Straße wirkten karg. Dieses nicht. Die Farbe strahlte wie ein Lächeln. Viele bunte Flecken zierten den Garten, Blumen und Sträucher, alle ordentlich angelegt und perfekt beschnitten. Auf der Fußmatte stand groß *Welcome*. Ein niedriger Palisadenzaun umgab den Vorgarten. In der Einfahrt parkte ein Kombi, ein alter Volvo. Dort standen auch ein Bobby-Car und ein knallbuntes Dreirad.

Im Garten war eine Frau.

Lenny parkte vor einem leeren Grundstück. Ich merkte es kaum. Die Frau kniete in einem Blumenbeet. Sie grub mit einer kleinen Schaufel. Ihre Haare waren mit einem roten Band nach hinten gebunden. Immer, wenn sie ein paar Schaufeln herausgeholt hatte, wischte sie sich mit dem Ärmel über die Stirn.

»Du hast doch gesagt, sie arbeitet in einer Kindertagesstätte?«

»Drei Tage die Woche. Sie nimmt ihre Tochter mit.«

»Wie nennen sie die Tochter?«

»Natasha.«

Ich nickte. Ich weiß nicht, warum. Wir warteten. Die Frau, diese Lorraine, arbeitete schwer, doch es machte ihr offensichtlich Spaß. Sie strahlte Ruhe aus. Ich öffnete das Autofenster. Ich hörte, wie sie vor sich hin pfiff. Ich weiß nicht, wie viel Zeit verging. Eine Nachbarin kam vorbei. Lorraine stand auf und grüßte sie. Die Nachbarin zeigte auf den Garten. Lorraine lächelte. Sie war keine Schönheit, hatte aber ein tolles Lächeln. Die Nachba-

ring ging weiter. Lorraine winkte ihr zu und machte sich wieder an ihre Arbeit.

Die Haustür wurde geöffnet.

Ich sah Abe. Er war groß, schlank und drahtig, mit einem leichten Glatzenansatz. Er trug einen gepflegten Bart. Lorraine richtete sich auf und sah ihn an. Sie winkte ihm kurz zu.

Und dann kam Tara in den Garten gelaufen.

Die Welt schien stillzustehen. Mir stockte das Herz. Lenny erstarrte neben mir und murmelte: »Mein Gott.«

Ich hatte während der letzten achtzehn Monate nie richtig daran geglaubt, dass es diesen Augenblick jemals geben würde. Stattdessen hatte ich mich selbst davon zu überzeugen versucht - und mir vielleicht auch vorgemacht -, dass Tara doch noch irgendwie am Leben sein könnte und es ihr gut ginge. Aber mein Unterbewusstsein war immer von einer Selbsttäuschung ausgegangen. Es hatte mir zugezwinkert. Es hatte mir im Schlaf Stöße versetzt. Es hatte mir die offenkundige Wahrheit zugeflüstert: Ich würde meine Tochter nie wiedersehen.

Aber das da war meine Tochter. Sie lebte.

Ich war überrascht, wie wenig Tara sich verändert hatte. Natürlich war sie gewachsen. Sie konnte stehen. Sie konnte sogar, wie ich jetzt sah, rennen. Aber ihr Gesicht ... das war kein Irrtum. Ich war nicht blind vor Hoffnung. Das war Tara. Das war meine kleine Tochter.

Mit breitem Lächeln und vollkommen unbekümmert rannte Tara auf Lorraine zu. Lorraine beugte sich hinunter und ihr Gesicht strahlte so himmlisch, wie es nur das einer Mutter kann. Sie nahm mein Kind in die Arme und hob es hoch. Jetzt hörte ich Taras melodioses Lachen. Es versetzte mir einen Stich ins Herz. Tränen strömten meine Wangen hinunter. Lenny legte mir die Hand auf den Arm. Ich hörte ihn schniefen. Ich sah, wie der Ehemann, Abe, zu ihnen ging. Auch er lächelte.

Ich beobachtete sie noch mehrere Stunden in ihrem kleinen, gepflegten Garten. Ich sah zu, wie Lorraine geduldig auf die Blumen zeigte und bei jeder erklärte, wie sie hieß. Ich sah zu, wie Abe Tara huckepack reiten ließ. Ich sah zu, wie Lorraine ihr beibrachte, die Erde mit der Hand festzuklopfen. Ein anderes Paar kam vorbei. Sie hatten ein kleines Mädchen in Taras Alter. Abe und der andere Vater ließen die kleinen Mädchen auf der Metallschaukel hinter dem Haus schaukeln. Ihr Lachen klang mir in den Ohren. Schließlich gingen alle ins Haus. Abe und Lorraine verschwanden als Letzte. Arm in Arm traten sie durch die Tür.

Lenny sah mich an. Ich ließ den Kopf zurückfallen. Ich hatte gehofft, dies wäre der letzte Tag meiner Irrfahrt gewesen. Doch sie war nicht zu Ende.

Nach einer Weile sagte ich: »Fahren wir.«

45

Als wir wieder am Hotel ankamen, sagte ich Lenny, er solle nach Hause fahren. Er wollte bleiben. Ich versicherte ihm, dass ich das selbst hinkriegen würde - dass ich es selbst hinkriegen *wollte*. Widerstrebend ließ er sich darauf ein.

Ich rief Rachel an. Es ging ihr gut. Ich erzählte ihr, was passiert war. »Ruf Harold Fisher an«, forderte ich sie auf. »Bitte ihn, alles über Abe und Lorraine Tansmore herauszufinden. Ich will wissen, ob da irgendwas ist.«

»Okay«, sagte sie leise. »Ich wünschte, ich könnte bei dir sein.«

»Ich auch.«

Ich setzte mich aufs Bett. Mein Kopf sackte in meine Hände. Ich glaube nicht, dass ich geweint habe. Ich wusste nicht mehr, wie ich mich fühlte. Es war vorbei. Ich hatte erfahren, was zu erfahren war. Als Rachel zwei Stunden später zurückrief, konnte sie

mir nichts Überraschendes mitteilen. Abe und Lorraine waren anständige Bürger.

Abe war der Erste in seiner Familie, der einen College-Abschluss gemacht hatte. Er hatte zwei jüngere Schwestern, die in der Nähe wohnten. Jede hatte drei Kinder. Er hatte Lorraine in seinem ersten Jahr auf der Washington University in St. Louis kennen gelernt.

Es wurde dunkel. Ich stand auf und sah in den Spiegel. Meine Frau hatte versucht, mich umzubringen. Ja, sie war labil gewesen. Das wusste ich jetzt. Ach verdammt, wahrscheinlich hatte ich es auch damals schon gewusst. Es hatte mich wohl nicht sonderlich interessiert. Wenn das Gesicht eines Kindes zerstört wird, setze ich es wieder zusammen. Im Operationssaal kann ich Wunder bewirken. Aber als meine Familie zerbrach, hatte ich untätig zugeesehen.

Ich dachte darüber nach, was es hieß, Vater zu sein. Ich habe meine Tochter geliebt, das weiß ich. Doch nachdem ich Abe heute gesehen hatte, oder an Lenny beim Fußballtraining dachte, wurde ich unsicher. Ich fragte mich, ob ich als Vater geeignet war. Ich fragte mich, ob ich mich genug engagierte. Und ich fragte mich, ob ich es wert war.

Kannte ich die Antworten bereits?

Ich wollte meine kleine Tochter unbedingt wieder bei mir haben. Aber ebenso sehr wollte ich, dass es hier nicht um mich und meine Wünsche ging.

Tara hatte so verdammt glücklich ausgesehen.

Es war Mitternacht. Ich betrachtete mich noch einmal im Spiegel. Was, wenn es das Richtige war, das Ganze zu vergessen - sie bei Abe und Lorraine zu lassen? War ich wirklich mutig genug, stark genug, einfach wieder zu gehen? Ich starrte in den Spiegel und stellte mich dieser Frage. War ich stark genug?

Ich lehnte mich zurück. Dann bin ich wohl eingeschlafen. Ein

Klopfen an der Tür schreckte mich auf. Ich sah auf die Digitaluhr neben dem Bett. Im Display stand 5:19.

»Ich schlafe«, sagte ich.

»Dr. Seidman?«

Eine Männerstimme.

»Dr. Seidman, mein Name ist Abe Tansmore.«

Ich öffnete die Tür. Von nahem sah er attraktiv aus, erinnerte ein bisschen an James Taylor. Er trug Jeans und ein hellbraunes Hemd. Ich sah ihm in die Augen. Sie waren blau und gerötet. Meine mussten ähnlich aussehen. Eine Weile starrten wir uns einfach nur an. Ich wollte etwas sagen, bekam jedoch keinen Ton heraus. Dann trat ich einfach zurück und ließ ihn herein.

»Ihr Anwalt war bei uns. Er ...« Abe hielt inne und schluckte heftig. »Er hat uns alles erzählt. Lorraine und ich sind die ganze Nacht wach gewesen. Wir haben das Ganze durchgesprochen. Wir haben viel geweint. Aber ich glaube, uns war von Anfang an klar, dass es nur eine Entscheidung geben kann.« Abe Tansmore wollte weitersprechen, musste aber erst einmal schlucken. Er schloss die Augen. »Wir müssen Ihnen Ihre Tochter zurückgeben.«

Ich wusste nicht, was ich sagen sollte. Ich schüttelte den Kopf. »Wir müssen das tun, was für sie das Beste ist.«

»Das tue ich gerade, Dr. Seidman.«

»Nennen Sie mich Marc. Bitte.« Ich weiß, dass das in dieser Situation eine ziemlich alberne Bemerkung war. Doch ich konnte nicht anders. »Wenn Sie Angst vor einem sich ewig hinziehenden Gerichtsprozess haben, hätte Lenny nicht«

»Nein, das ist es nicht.«

Wir standen uns noch eine Weile gegenüber. Ich deutete auf den Sessel. Er schüttelte den Kopf. Dann sah er mich an. »Ich habe die ganze Nacht versucht, mir Ihren Schmerz vorzustellen. Ich glaube, ich kann es nicht. Es gibt wohl Erfahrungen, die ein Mensch erst teilen kann, wenn er sie selbst gemacht hat. Ihre ge-

hört vielleicht dazu. Aber Ihr Schmerz, so furchtbar er auch sein muss, hat für Lorraines und meine Entscheidung nicht den Ausschlag gegeben. Wir tun es auch nicht, weil wir uns schuldig fühlen. Rückblickend hätte uns das Ganze vielleicht seltsam vorkommen müssen. Wir waren bei Mr Bacard. Aber die Gebühren wären alles in allem auf über hunderttausend Dollar gekommen. Ich bin nicht reich, ich konnte mir das nicht leisten. Aber ein paar Wochen darauf hat Mr Bacard bei uns angerufen. Er hat gesagt, er hätte ein Baby, das sofort in eine Familie müsste. Es wäre kein Neugeborenes, ihre Mutter hätte es einfach verlassen. Wir wussten, dass da was nicht stimmen konnte, aber er hat gesagt, wenn wir das Mädchen haben wollten, müssten wir uns sofort entscheiden, ohne weitere Fragen.«

Er sah zur Seite. Ich betrachtete sein Gesicht. »Ich glaube, tief im Inneren haben wir es immer gewusst. Wir haben es uns nur nicht eingestanden. Aber auch das ist nicht der Hauptgrund für unsere Entscheidung.«

Ich schluckte. »Was dann?«

Sein Blick begegnete meinem. »Man darf nichts Falsches aus dem richtigen Grund tun.« Ich muss etwas verwirrt ausgesehen haben. »Wenn Lorraine und ich uns nicht daran halten, sind wir keine guten Eltern. Wir wollen, dass Natasha glücklich wird. Wir wollen, dass sie ein guter Mensch wird.«

»Aber vielleicht sind Sie am besten geeignet, sie dazu zu machen.«

Er schüttelte den Kopf. »So funktioniert das nicht. Man gibt Kinder nicht zu den Eltern, die sie vielleicht am besten erziehen könnten. Weder Sie noch ich können das beurteilen. Sie können sich nicht vorstellen, wie schwer uns das fällt. Na ja, vielleicht doch.«

Ich wandte mich ab. Als mein Blick über den Spiegel glitt, sah ich mein Bild. Nur für eine Sekunde. Oder sogar noch weniger.

Aber es genügte. Ich sah, wer ich war. Ich sah, wer ich sein wollte. Ich drehte mich zu Abe um und sagte: »Ich möchte, dass wir sie gemeinsam großziehen.«

Er war verblüfft. Genau wie ich. »Ich verstehe nicht ganz«, sagte er.

»Ich auch nicht. Aber so werden wir es machen.«

»Und wie?«

»Keine Ahnung.«

Abe schüttelte den Kopf. »Das kann nicht klappen. Das ist Ihnen doch auch klar.«

»Nein, Abe, das ist mir nicht klar. Ich bin hergekommen, um meine Tochter nach Hause zu holen - und ich musste feststellen, dass sie offenbar schon zu Hause ist. Wäre es richtig von mir, sie da herauszureißen? Ich möchte, dass Sie und Ihre Frau an ihrem Leben teilhaben. Ich sage nicht, dass es einfach wird. Aber es gibt Kinder, die bei allein stehenden Eltern aufwachsen, oder bei Stiefeltern oder in Waisenhäusern. Die Eltern trennen sich, sie lassen sich scheiden und wer weiß was. Wir alle lieben dieses kleine Mädchen. Wir sorgen dafür, dass es funktioniert.«

Ich sah, wie die Hoffnung in das schmale Gesicht des Mannes zurückkehrte. Ein paar Sekunden lang brachte er kein Wort heraus. Dann sagte er: »Lorraine ist in der Lobby. Kann ich runtergehen und mit ihr sprechen?«

»Natürlich.«

Sie brauchten nicht lange. Es klopfte an meiner Tür. Als ich öffnete, schlang Lorraine ihre Arme um mich. Ich drückte sie an mich, diese Frau, mit der ich nie gesprochen hatte. Ihre Haare rochen nach Erdbeeren. Hinter ihr kam Abe ins Zimmer. Tara schlief in seinen Armen. Lorraine ließ mich los und trat zur Seite. Abe kam näher. Behutsam reichte er mir meine Tochter. Ich hielt sie in den Armen, und mein Herz ging in Flammen auf. Tara

wurde unruhig. Sie bewegte sich. Ich hielt sie fest, wiegte sie langsam hin und her und machte leise »Schhhhh«.

Und bald kuschelte sie sich an mich und schlief wieder ein.

46

Als ich auf den Kalender sah, kam alles wieder in Bewegung.

Das menschliche Gehirn ist faszinierend. Es ist eine seltsame Mischung aus elektrischen Strömen und Chemikalien. Im Endeffekt ist es die reine Wissenschaft. Wir wissen mehr über die Zusammenhänge im Kosmos als über die eigenartigen Schaltungen in Großhirn, Kleinhirn, Hypothalamus, Medulla oblongata und was sonst noch so dazugehört. Und ähnlich wie bei einer komplexen Verbindung, wissen wir nie, wie es auf einen bestimmten Katalysator reagiert.

Es gab einiges, worüber ich noch einmal in Ruhe hätte nachdenken sollen. Zum Beispiel über den Informanten; Rachel und ich hatten gedacht, dass entweder jemand vom FBI oder jemand von der Polizei Bacard und seine Leute auf dem Laufenden gehalten hatte. Doch das passte einfach nicht zu meiner Theorie, nach der Stacy Monica erschossen hatte. Monica war nackt gewesen, als die Polizei sie fand. Ich konnte mir inzwischen vorstellen, warum sie sie ausgezogen hatten, aber Stacy hätte niemals daran gedacht.

Der wichtigste Katalysator war allerdings mein Blick auf den Kalender und die Feststellung, dass Mittwoch war.

Der Überfall und die Entführung hatten an einem Mittwoch stattgefunden. Natürlich waren innerhalb der letzten achtzehn Monate viele Mittwoche vergangen. Wochentage an sich sind ja ziemlich nichts sagend. Diesmal jedoch, nachdem wir so viel herausbekommen hatten, nachdem mein Gehirn all die neuen Er-

kenntnisse verarbeitet hatte, machte etwas klick. All die kleinen Fragen und Zweifel, all die Eigentümlichkeiten und Situationen, die ich einfach so hingegenommen und nie richtig durchdacht hatte ... erschienen plötzlich in einem anderen Licht. Und was ich da sah, war noch viel schlimmer, als ich erwartet hatte.

Ich war wieder in Kasselton - in meinem Haus, wo alles seinen Anfang genommen hatte. Um hundertprozentig sicherzugehen, rief ich Tickner an.

Ich sagte: »Es ist doch richtig, dass auf meine Frau und auf mich mit .38ern geschossen wurde?«

»Ja.«

»Und Sie sind sicher, dass es zwei verschiedene Pistolen waren.«

»Absolut.«

»Eine davon war meine Smith and Wesson?«

»Das wissen Sie doch alles, Marc.«

»Haben Sie die Ergebnisse von allen ballistischen Tests?«

»Von fast allen.«

Ich leckte mir über die Lippen und wappnete mich innerlich. Ich hoffte innigst, dass ich Unrecht hatte. »Auf wen wurde mit meiner Waffe geschossen? Auf Monica oder auf mich?«

Jetzt fing er an, sich zu zieren. »Warum wollen Sie das alles wissen?«

»Reine Neugier.«

»Okay, schon klar. Einen Moment.« Ich hörte, wie er in Papieren herumblätterte. Meine Kehle wurde eng. Fast hätte ich es nicht mehr ausgehalten und aufgelegt. »Auf Ihre Frau.«

Als ich den Wagen draußen vorfahren hörte, legte ich auf. Lenny drehte den Knauf und öffnete die Tür. Er klopfte nicht. Lenny hatte schließlich nie geklopft, oder?

Ich saß auf der Couch. Das Haus war still, die Geister der Vergangenheit schliefen. Einen großen Pappbecher in jeder Hand und breit lächelnd kam er herein. Wie oft hatte ich dieses Lächeln

cheln wohl schon gesehen? Ich erinnerte mich daran, dass es früher schief gewesen war. Dann war es voller Zahnschmerzen und daher etwas zurückhaltender gewesen. Und ich hatte es blutüberströmt gesehen, als wir im Garten der Goretts mit dem Schlitten gegen einen Baum gefahren waren. Ich musste wieder daran denken, wie Lenny in der dritten Klasse dem viel größeren Tony Merruno auf den Rücken gesprungen war, als der Streit mit mir angefangen hatte. Und wie Tony Merruno daraufhin Lennys Brille zertrümmert hatte. Ich glaube nicht, dass es Lenny etwas ausgemacht hatte.

Ich kannte ihn wirklich gut. Aber vielleicht hatte ich ihn trotzdem nie richtig gekannt.

Als Lenny mein Gesicht sah, gefror sein Lächeln.

»Wir wollten an dem Morgen Racquetball spielen, Lenny. Weißt du noch?«

Er ließ die Becher sinken und stellte sie auf den Tisch.

»Du klopfst nie an. Du kommst einfach rein. Wie heute. Was ist passiert, Lenny? Du bist hergekommen, um mich abzuholen. Du hast die Tür aufgemacht.«

Er schüttelte den Kopf, aber ich war mir sicher.

»Die beiden Pistolen, Lenny. Das hat dich verraten.«

»Ich weiß nicht, wovon du redest.« Doch in seiner Stimme lag keine Überzeugungskraft.

»Wir sind davon ausgegangen, dass Stacy Monica keine Pistole besorgt hatte und Monica meine benutzt hat. Aber das stimmt nicht. Ich habe mir gerade von Tickner das Ergebnis der ballistischen Tests sagen lassen. Komisch, aber du hast mir nie erzählt, dass Monica mit meiner Pistole erschossen worden ist. Auf mich wurde mit der anderen Waffe geschossen.«

»Na und?«, entgegnete Lenny, plötzlich ganz Anwalt. »Das heißt doch nichts. Vielleicht hat Stacy ihr wirklich eine Pistole besorgt.«

»Ja, das hat sie«, bekräftigte ich.

»Na prima. Dann passt doch alles wieder.«

»Und wie stellst du dir das vor?«

Er trat von einem Fuß auf den anderen. »Vielleicht hat Stacy Monica geholfen, eine Pistole zu besorgen. Und Monica hat damit dann auf dich geschossen. Als Stacy ein paar Minuten danach hier aufgekreuzt ist, hat Monica auch auf sie geschossen.« Lenny ging zur Treppe, als wollte er es vorführen. »Stacy ist die Treppe hinaufgerannt. Monica hat geschossen - das würde auch das Einschussloch erklären.« Er zeigte auf die gespachtelte Stelle an der Treppe. »Dann hat Stacy deine Pistole aus dem Schlafzimmer geholt, ist wieder runtergekommen und hat Monica erschossen.«

Ich sah ihn an. »War es so, Lenny?«

»Das weiß ich doch nicht. Ich meine, es könnte so gewesen sein.«

Ich wartete einen Moment. Er wandte sich ab. »Eins haut da nicht hin«, sagte ich.

»Was?«

»Stacy wusste nicht, wo ich die Pistole versteckt hatte. Und die Kombination des Zahlenschlosses von der Kassette, in der die Pistole lag, kannte sie auch nicht.« Ich trat einen Schritt an ihn heran. »Aber du hast sie gekannt, Lenny. Ich habe meine Papiere darin aufbewahrt. Ich habe dir absolut vertraut. Und jetzt will ich die Wahrheit wissen. Monica hat auf mich geschossen. Du bist reingekommen. Du hast mich auf dem Boden liegen sehen. Hast du gedacht, ich bin tot?«

Lenny schloss die Augen.

»Erklär es mir, Lenny.«

Er schüttelte langsam den Kopf. »Du denkst, du liebst deine Tochter«, sagte er. »Aber du hast ja keine Ahnung. Dieses Gefühl wächst mit jedem Tag. Je länger du ein Kind hast, desto näher bist du ihm. Gestern Abend bin ich von der Arbeit nach Hause ge-

kommen. Marianne hat geweint, weil sie von ein paar Mädchen in der Schule geärgert worden ist. Als ich ins Bett gegangen bin, war mir schlecht, und da ist mir etwas klar geworden. Ich kann immer nur so glücklich sein wie mein traurigstes Kind. Verstehst du, was ich meine?«

»Sag mir, was hier passiert ist«, beharrte ich.

»Du hast es so ziemlich zusammen. Ich bin morgens hier reingekommen. Monica hat telefoniert. Sie hatte den Hörer noch in der Hand. Ich bin zu dir gerannt. Anfangs hab ich überhaupt nicht kapiert, was passiert ist. Ich hab nach deinem Puls gesucht, aber ...« Er schüttelte den Kopf. »Monica hat angefangen, rumzuschreien, dass sie niemandem erlauben würde, ihr ihr Baby wegzunehmen. Sie hat mit der Pistole auf mich gezielt. Heilige Scheiße noch mal. Ich war sicher, dass ich im nächsten Moment sterbe. Ich hab mich zur Seite gerollt und bin zur Treppe gerannt. Ich wusste, dass du da oben eine Waffe hast. Sie hat abgedrückt.« Er deutete in Richtung Treppe. »Da ist das Einschussloch.«

Er schwieg und holte ein paar Mal tief Luft. Ich wartete.

»Dann hab ich mir deine Pistole geholt.«

»Ist Monica dir nach oben gefolgt?«

Mit leiser Stimme sagte er: »Nein.« Er fing an zu blinzeln. »Vielleicht hätte ich die Polizei rufen sollen. Vielleicht hätte ich mich heimlich rausschleichen sollen. Ich weiß es nicht. Ich hab's mir immer wieder durch den Kopf gehen lassen. Ich hab überlegt, wie ich es besser hätte machen können. Aber du hast tot auf dem Fußboden gelegen. Mein bester Freund. Dieses übergeschnappte Miststück hat gebrüllt, sie würde abhauen und deine Tochter mitnehmen - mein Patenkind. Einmal hatte sie schon auf mich geschossen. Ich wusste nicht, wozu sie sonst noch fähig war.«

Er schaute zur Seite.

»Lenny?«

»Ich weiß nicht, was in mir vorgegangen ist, Marc. Ich weiß es

wirklich nicht. Ich bin die Treppe runtergeschlichen. Sie hatte immer noch die Pistole in der Hand ...« Er sprach nicht weiter.

»Also hast du auf sie geschossen.«

Er nickte. »Ich wollte sie nicht töten. Glaube ich jedenfalls. Aber plötzlich habt ihr beide tot im Zimmer gelegen. Erst wollte ich die Polizei anrufen. Aber dann war ich nicht sicher, wie das aussieht. Ich hatte aus einem ziemlich komischen Winkel auf Monica geschossen. Sie hätten behaupten können, dass sie mir den Rücken zugewandt hatte.«

»Du hast Angst gehabt, dass sie dich festnehmen?«

»Natürlich. Die Cops hassen mich. Ich bin ein erfolgreicher Strafverteidiger. Was glaubst du, was die mit mir gemacht hätten?«

Ich antwortete nicht. »Dann hast du das Fenster eingeschlagen?«

»Von draußen«, sagte er. »Damit es nach einem Einbrecher aussieht.«

»Und du hast Monica ausgezogen.«

»Ja.«

»Aus demselben Grund?«

»Ich wusste, dass an ihren Sachen Pulverreste waren. Die Polizei hätte rausgekriegt, dass sie geschossen hat. Ich wollte, dass ihr wie zufällige Opfer eines Einbrechers aussieht. Also hab ich ihre Klamotten verschwinden lassen. Ihre Hand habe ich mit einem feuchten Babytuch abgewischt.«

Auch das war mir komisch vorgekommen. Dass jemand Monica ausgezogen hatte. Es wäre nicht absolut ausgeschlossen gewesen, dass Stacy es getan hätte, um die Polizei in die Irre zu führen, aber eigentlich konnte ich mir nicht vorstellen, dass sie an so etwas gedacht hätte. Lenny war Strafverteidiger - er kannte sich mit so etwas aus.

Wir näherten uns dem Kern der Sache. Das war uns beiden klar. Ich verschränkte die Arme. »Erzähl mir von Tara.«

»Sie war mein Patenkind. Es war meine Aufgabe, sie zu beschützen.«

»Das kapier ich nicht.«

Lenny breitete die Arme aus. »Wie oft hab ich dir gesagt, du sollst ein Testament machen?«

Ich war verwirrt. »Was hat denn das damit zu tun?«

»Überleg doch mal. Wenn du in dieser ganzen Geschichte in Schwierigkeiten geraten bist, hast du auf deine chirurgische Ausbildung zurückgegriffen, stimmt's?«

»Kann schon sein.«

»Ich bin Anwalt, Marc. Auch ich hab auf meine Ausbildung zurückgegriffen. Ihr wart beide tot. Tara hat im Nebenzimmer geschrien. Und ich, Lenny der Anwalt, hab sofort begriffen, was passieren würde.«

»Was?«

»Du hattest kein Testament aufgesetzt. Du hattest keinen Vormund benannt. Begreifst du denn nicht? Das heißt, Edgar hätte deine Tochter bekommen.«

Ich sah ihn an. Das hatte ich nicht bedacht.

»Deine Mutter hätte die Entscheidung zwar anfechten können, aber gegen sein Vermögen hätte sie keine Chance gehabt. Sie muss deinen Vater pflegen. Sie ist vor sechs Jahren mal wegen Trunkenheit am Steuer verurteilt worden. Das bedeutet, Edgar hätte das Sorgerecht bekommen.«

Jetzt war alles klar. »Und das konntest du nicht zulassen.«

»Ich bin Taras Patenonkel. Es war meine Aufgabe, sie zu beschützen.«

»Und du hasst Edgar.«

Er schüttelte den Kopf. »War mein Blick durch das getrübt, was er meinem Vater angetan hat? Ja, unterbewusst vielleicht ein bisschen. Aber Edgar Portman ist böse. Das weißt du genau. Schau dir doch nur mal an, was aus Monica geworden ist. Ich konnte nicht

zulassen, dass er deine Tochter genauso zerstört, wie er seine eigene zerstört hat.«

»Also hast du sie mitgenommen.«

Er nickte.

»Und zu Bacard gebracht.«

»Er war ein Mandant von mir. Ich wusste ungefähr, was er macht, auch wenn ich das Ausmaß nicht kannte. Mir war auch klar, dass er die Angelegenheit vertraulich behandeln würde. Ich habe ihm gesagt, ich will die liebevollste Familie, die er hat. Geld und Ansehen würden keine Rolle spielen. Ich wollte gute Menschen.«

»Daraufhin hat er sie den Tansmores gegeben.«

»Ja. Du musst das verstehen. Ich hab gedacht, du bist tot. Das haben alle gedacht. Und dann sah es erst mal so aus, als würdest du nur noch dahinvegetieren. Als es dir schließlich wieder besser ging, war es zu spät. Ich konnte das niemandem erzählen. Ich wäre garantiert im Gefängnis gelandet. Weißt du, was das für meine Familie bedeutet hätte?«

»Mann, hey, das wäre ja unvorstellbar.«

»Das ist nicht fair, Marc.«

»Ich brauche nicht fair zu sein.«

»Hey, ich hab das nicht aus Spaß gemacht.« Er schrie jetzt.
»Ich bin zufällig in eine furchtbare Situation reingeraten. Ich hab getan, was ich für das Beste hielt - für deine Tochter. Aber du kannst nicht von mir erwarten, dass ich meine Familie opfere.«

»Dann schon lieber meine.«

»Willst du die Wahrheit wissen? Ja, natürlich. Ich würde alles aufgeben, um meine Familie zu schützen. Du nicht?«

Jetzt war ich still. Ich habe es schon einmal gesagt. Ich wäre ohne Zögern bereit, für meine Tochter mein Leben zu opfern. Und, um ehrlich zu sein, wenn es hart auf hart käme, selbstverständlich auch Ihres.

»Ob du's glaubst oder nicht, ich hab versucht, das Ganze ratio-

nal zu durchdenken«, sagte Lenny. »Eine Kosten-Nutzen-Analyse. Wenn ich mit der Wahrheit rausrücke, zerstöre ich das Leben meiner Frau und meiner Kinder und reiße deine Tochter aus einer Familie heraus, die sie liebt. Wenn ich den Mund halte ...« Er zuckte die Achseln. »Ja, du hast gelitten. Das habe ich nicht gewollt. Es hat wehgetan, dich zu sehen. Aber was hätte ich tun sollen?«

Ich wollte nicht darüber nachdenken. »Du hast was vergessen«, meinte ich.

Er schloss die Augen und murmelte etwas Unverständliches.

»Was war mit Stacy?«

»Ihr sollte nichts passieren. Es war so, wie du gesagt hast. Sie hatte Monica die Pistole verkauft, und als sie merkte, wofür, ist sie gekommen, um sie aufzuhalten.«

»Aber sie kam zu spät.«

»Ja.«

»Sie hat dich gesehen?«

Er nickte. »Hör zu, ich hab ihr alles erzählt. Sie wollte helfen, Marc. Sie wollte das Richtige tun. Aber im Endeffekt war die Sucht zu stark.«

»Sie hat dich erpresst?«

»Sie wollte Geld. Ich hab's ihr gegeben. Das spielte keine Rolle. Aber sie war ein Problem. Und als ich bei Bacard war, hab ich ihm alles erzählt. Du musst das verstehen. Ich dachte, du stirbst. Als du dann wieder auf die Beine gekommen bist, ist mir klar geworden, dass du durchdrehst, wenn der Fall nicht irgendwann zu einem Abschluss kommt. Deine Tochter war weg. Ich habe mit Bacard darüber gesprochen. Er hatte die Idee mit der Entführung. So würden wir alle eine Menge Geld machen.«

»Du hast Kapital aus der Sache geschlagen?«

Lenny zuckte zusammen, als hätte ich ihn geohrfeigt. »Natürlich nicht. Ich habe meinen Anteil in einen Treuhandfonds für Taras College eingezahlt. Aber die Idee einer vorgetäuschten

Entführung hat mir gefallen. Sie haben es so eingerichtet, dass es hinterher aussehen würde, als wäre Tara tot. Du hättest deinen Schlusstrich gehabt. Außerdem konnten wir Edgar ein bisschen melken und zumindest einen Teil des Geldes Tara zukommen lassen. Es sah aus, als würden alle Beteiligten gewinnen.«

»Außer?«

»Außer dass sie, als sie von Stacy gehört haben, zu dem Schluss gekommen sind, dass eine Drogensüchtige ein zu großer Unsicherheitsfaktor ist. Den Rest kennst du. Sie haben sie mit Geld aus ihrem Versteck gelockt. Sie haben dafür gesorgt, dass sie in eine Bank geht, wo sie beim Einzahlen auf Video aufgenommen wird. Und dann haben sie sie umgebracht, ohne mir was davon zu sagen.«

Ich dachte darüber nach. Ich stellte mir Stacys letzte Minuten in der Hütte vor. Ob sie gewusst hatte, dass sie starb? Oder war sie einfach weggedämmert, im Glauben, sie hätte sich nur einen Schuss gesetzt?

»Du warst der Informant, stimmt's?«

Er antwortete nicht.

»Du hast Ihnen erzählt, dass die Polizei eingeweiht ist.«

»Begreifst du nicht? Das spielte überhaupt keine Rolle. Sie hatten nie vor, Tara zurückzugeben. Sie war längst bei den Tansmores. Nach der Lösegeldübergabe hab ich gedacht, es ist alles vorbei. Wir haben versucht, unser Leben weiterzuleben.«

»Und was ist dann passiert?«

»Bacard hat sich entschlossen, noch mal Lösegeld zu fordern.«

»Warst du daran beteiligt?«, fragte ich.

»Nein, ich habe nichts davon gewusst.«

»Wann hast du davon erfahren?«

»Als du es mir im Krankenhaus erzählt hast. Ich war fuchsteufelswild. Ich hab ihn angerufen. Er meinte, ich solle ruhig bleiben, es sei nicht möglich, das Ganze zu uns zurück zu verfolgen.«

»Aber wir haben es geschafft.«

Er nickte.

»Und du hast gewusst, dass ich hinter Bacard her war. Ich hab's dir am Telefon gesagt.«

»Ja.«

»Augenblick mal.« Wieder lief mir ein Schauer den Rücken hinab. »Am Ende wollte Bacard alle Spuren verwischen. Er hat diese Irren angerufen. Die Frau, Lydia, hat Tatjana umgebracht. Heshy sollte sich um Denise Vanech kümmern. Aber ...«, ich überlegte, »... aber als ich Steven Bacard gesehen habe, war er gerade erst erschossen worden. Er hat noch geblutet. Vollkommen ausgeschlossen, dass es einer von denen gewesen sein konnte.«

Ich blickte auf. »Du hast ihn umgebracht, Lenny.«

Seine Stimme bebte vor Zorn. »Glaubst du, ich habe das gewollt?«

»Warum hast du's dann getan?«

»Was soll das heißen, warum? Ich war Bacards Freifahrtschein aus dem Knast. Als die Sache anfing, schief zu gehen, hat er gedroht, als Kronzeuge gegen mich aufzutreten. Er wollte behaupten, dass ich auf Monica und dich geschossen und ihm dann Tara gebracht hätte. Wie schon gesagt, die Cops hassen mich. Ich habe zu viele Verbrecher frei gekriegt. Auf den Deal hätten sie sich sofort eingelassen.«

»Du wärest ins Gefängnis gekommen?«

Lenny war den Tränen nahe.

»Deine Kinder hätten gelitten?«

Er nickte.

»Also hast du einen Menschen kaltblütig umgebracht.«

»Was hätte ich denn sonst tun sollen? Du guckst mich so komisch an, aber tief im Inneren kennst du die Wahrheit. Das war dein Schlamassel. Ich musste für dich aufräumen. Weil ich dein Freund bin. Ich wollte deinem Kind helfen.« Er brach ab, schloss

die Augen und fügte hinzu: »Und mir war klar, dass ich vielleicht auch dich retten kann, wenn ich Bacard umbringe.«

»Mich?«

»Wieder eine Kosten-Nutzen-Analyse, Marc.«

»Wie meinst du das?«

»Es war vorbei. Als Bacard tot war, konnte man ihm die Schuld in die Schuhe schieben. An allem. Ich war raus aus dem Ganzen.« Lenny kam näher und blieb vor mir stehen. Erst dachte ich, er wolle mich umarmen. Doch er blieb einfach dort stehen.

»Ich wollte, dass du Frieden findest, Marc. Aber das hätte nie funktioniert. Das weiß ich inzwischen. Nicht, bevor ich deine Tochter gefunden hatte. Durch Bacards Tod war meine Familie in Sicherheit. Ich konnte zulassen, dass du die Wahrheit erfährst.«

»Also hast du diese anonyme Nachricht geschrieben und sie auf Eleanors Schreibtisch gelegt.«

»Ja.«

Ich nickte, und Abes Worte kamen mir wieder in den Sinn.

»Du hast etwas Falsches aus dem richtigen Grund getan.«

»Versetz dich in meine Lage. Was hättest du gemacht?«

»Ich weiß es nicht«, sagte ich.

»Ich hab es für dich getan.«

Und das Traurigste daran war, dass er die Wahrheit sagte. Ich sah ihn an.

»Du bist der beste Freund, den ich je hatte, Lenny. Ich liebe dich. Ich liebe deine Frau. Ich liebe deine Kinder.«

»Was wirst du tun?«

»Wenn ich jetzt sage, dass ich zur Polizei gehe, bringst du mich dann auch um?«

»Niemals«, sagte er.

Aber sosehr ich ihn auch liebte, sosehr er mich liebte, war ich doch nicht ganz sicher, ob ich ihm Glauben schenken durfte.

Epilog

Ein Jahr ist vergangen.

In den ersten beiden Monaten habe ich die Vielfliegermeilen nur so gescheffelt, weil ich jede Woche nach St. Louis geflogen bin, um mit Abe und Lorraine zu beratschlagen, was wir tun sollten. Wir haben langsam angefangen. Bei den ersten Besuchen habe ich sie gebeten, mit im Zimmer zu bleiben. Nach einer Weile fingen Tara und ich an, alleine wegzugehen - in den Park, den Zoo, zum Karussell im Einkaufszentrum -, aber sie hat noch oft über die Schulter geschaut. Meine Tochter brauchte Zeit, um sich an mich zu gewöhnen. Ich verstand das.

Mein Vater ist vor zehn Monaten sanft eingeschlafen. Nach seinem Begräbnis habe ich ein Haus an der Marsh Lane gekauft, zwei Grundstücke von Abe und Lorraine entfernt, und bin ganz hergezogen. Abe und Lorraine sind bemerkenswerte Menschen. Wir nennen *unsere* Tochter Tasha. Überlegen Sie mal. Es ist die Kurzform von Natasha und nah an Tara. Dem Rekonstruktionschirurgen in mir gefällt das. Ich rechne die ganze Zeit damit, dass etwas schief geht. Bisher hat alles geklappt. Das ist seltsam, aber ich mache mir nicht allzu viele Gedanken darüber.

Meine Mutter hat sich in der Nähe eine Wohnung gekauft und ist auch hergezogen. Seit Dads Tod hat sie keinen Grund mehr, in Kasselton zu bleiben. Nach all den Tragödien - der Krankheit meines Vaters, Stacy, Monica, dem Überfall, der Entführung - hatte auch sie einen Neuanfang gebraucht. Ich bin froh, dass sie bei uns ist. Mom hat einen neuen Freund. Er heißt

Cy. Sie ist glücklich. Ich mag ihn - nicht nur deshalb, weil er eine Jahreskarte für die Rams hat. Die beiden lachen viel miteinander. Ich hatte fast vergessen, wie herzlich meine Mutter lachen kann.

Ich telefoniere oft mit Verne. Im Frühling waren er, Katarina, Verne junior und Perry in einem Wohnmobil zu Besuch. Es war eine wundervolle Woche. Verne hat mich zum Angeln mitgenommen. Mein erstes Mal. Es hat mir Spaß gemacht. Beim nächsten Mal will er mit mir jagen gehen. Ich habe mich heftig gesträubt, aber Verne kann ziemlich hartnäckig sein.

Zu Edgar Portman habe ich nicht viel Kontakt. An Tashas Geburtstagen schickt er Geschenke. Er hat zweimal angerufen. Ich hoffe, er kommt bald einmal vorbei und schaut sich seine Enkelin an. Doch wir schleppen beide zu viele Schuldgefühle mit uns herum. Es ist so, wie ich schon gesagt habe. Vielleicht war Monica labil. Vielleicht war es einfach etwas Chemisches. Ich weiß, dass ein Großteil psychischer Probleme eher körperliche Ursachen haben, hormonelle Ungleichgewichte, und nicht auf Erlebnissen aus der Vergangenheit beruhen. Womöglich hätten wir gar nichts tun können. Aber wie auch immer, im Endeffekt hatten wir beide Monica im Stich gelassen.

Für Zia war es anfangs ein schwerer Schlag, dass ich sie verließ, aber dann betrachtete sie es als Chance. Sie hat einen neuen Arzt in die Praxis aufgenommen. Er soll ziemlich gut sein. Ich habe in St. Louis eine Zweigstelle von One World WrapAid eröffnet. Bisher läuft der Laden ganz ordentlich.

Lydia - oder Larissa Dane, wenn Ihnen das lieber ist - wird sich rauswinden. Sie ist der Mordanklage mit einem Doppelsalto entkommen und hat die »Ich bin missbraucht worden«-Landung sauber mit beiden Füßen gestanden. Sie ist wieder zum Star geworden - die geheimnisvolle Rückkehr des Pixie namens Trixie. Lydia war bei Oprah in der Talkshow und hat ununterbrochen

über die qualvollen Jahre unter Heshys Joch gejammert. Sie haben ein Foto von ihm gezeigt. Das Publikum hat nach Luft geschnappt. Heshy ist hässlich. Lydia ist hübsch. Also glaubt ihr die Welt. Gerüchten zufolge soll sie in einem Fernsehfilm mitspielen, der auf ihrer Lebensgeschichte basiert.

Was den Babyhandel betrifft, so beschloss das FBI, *dem Gesetz Geltung zu verschaffen*, was bedeutet, dass sie die Übeltäter vor Gericht gestellt haben. Das betraf Steven Bacard und Denise Vanech. Beide sind tot. Offiziell läuft die Suche nach den Akten noch, aber eigentlich will niemand genau wissen, welches Kind wo gelandet ist. Das ist wohl auch besser so.

Rachels Verletzungen sind völlig ausgeheilt. Ihr Ohr habe ich selbst rekonstruiert. In der Presse wurde ihre Tapferkeit groß hervorgehoben. Die Zerschlagung des Babyschmugglerings sei ihrem Einsatz zu verdanken. Das FBI hat sie wieder eingestellt. Sie hat eine Stelle in St. Louis verlangt und auch bekommen. Wir leben zusammen. Ich liebe sie. Ich liebe sie mehr, als Sie es sich vorstellen können. Aber wenn Sie jetzt ein vollkommenes Happy End erwarten, weiß ich doch nicht, ob ich damit dienen kann.

Rachel und ich sind noch zusammen. Ein Leben ohne sie kann ich mir nicht vorstellen. Wenn ich nur daran denke, sie zu verlieren, wird mir richtig schlecht. Trotzdem weiß ich nicht, ob das reicht. Wir tragen viel Ballast mit uns herum. Das macht die Dinge kompliziert. Ich habe gewisses Verständnis für den nächtlichen Anruf und das Erscheinen vor dem Krankenhaus - und doch weiß ich, dass diese Handlungen Tod und Zerstörung nach sich gezogen haben. Natürlich gebe ich Rachel nicht die Schuld daran. Aber irgendetwas ist da. Monicas Tod hat unserer Beziehung eine zweite Chance gegeben. Es bleibt ein seltsames Gefühl zurück. Ich habe versucht, mit Verne darüber zu reden, als er hier war. Er meinte, ich sei ein Idiot. Wahrscheinlich hat er Recht.

Es klingelt. Etwas zupft an meiner Hose. Ja, das ist Tasha. Sie hat sich inzwischen vollkommen daran gewöhnt, dass ich Teil ihres Lebens bin. Schließlich sind Kinder anpassungsfähiger als Erwachsene. Rachel sitzt gegenüber auf der Couch im Schneidersitz. Ich sehe erst sie und dann Tasha an und fühle diese wunderbare Mischung aus Glückseligkeit und Furcht. Diese beiden - Glückseligkeit und Furcht - sind ständige Kameraden. Nur selten wagt sich einer ohne den anderen heraus.

»Moment, Schatz«, sage ich zu Tasha. »Machen wir erst mal die Tür auf, okay?«

»Okay.«

Der UPS Bote ist da. Er bringt Pakete. Ich hole sie rein. Als ich auf den Absender blicke, verspüre ich einen altbekannten Stich. Der kleine Aufkleber teilt mir mit, dass sie von Lenny und Cheryl Marcus aus Kasselton, New Jersey, sind.

Tasha sieht mich an. »Mein Geschenk?«

Ich habe der Polizei nichts von Lenny erzählt. Es gab sowieso keine Beweise - nur sein Geständnis mir gegenüber. Das hätte vor Gericht nicht ausgereicht. Doch das war nicht der Grund dafür, dass ich mich entschlossen habe, nichts zu sagen.

Ich nehme an, Cheryl kennt die Wahrheit. Ich glaube, sie kannte sie von Anfang an. Wenn ich mir ihr Gesicht auf der Treppe ins Gedächtnis zurückrufe und daran denke, wie sie uns angefahren hat, als Rachel und ich in jener Nacht in ihr Haus kamen, frage ich mich, ob sie das aus Wut oder aus Angst getan hat. Ich nehme an, aus Angst.

Tatsache ist, dass Lenny Recht hatte. Er hat es für mich getan. Was wäre passiert, wenn er einfach das Haus verlassen hätte? Ich weiß es nicht. Es hätte noch schlimmer kommen können. Lenny hat mich gefragt, ob ich an seiner Stelle dasselbe getan hätte. Damals wahrscheinlich nicht. Vielleicht, weil ich kein so guter Mensch war. Verne hingegen, darauf würde ich wetten, hätte es

getan. Lenny hat versucht, meine Tochter zu schützen, ohne seine eigene Familie zu opfern. Er hat's bloß verbockt.

Aber, verdammt, er fehlt mir. Ich muss daran denken, wie viel Anteil er an meinem Leben gehabt hat. Gelegentlich greife ich zum Telefon und beginne, seine Nummer zu wählen. Aber ich lege immer vorher auf. Ich werde nicht mehr mit Lenny sprechen. Niemals. Das weiß ich. Und es tut verdammt weh.

Aber ich muss auch an das wissbegierige Gesicht des kleinen Conner auf dem Fußballplatz denken. Ich muss daran denken, wie Kevin Fußball gespielt und Mariannes Haar nach dem morgendlichen Schwimmunterricht nach Chlor gerochen hat. Ich muss daran denken, wie schön Cheryl geworden war, nachdem sie Kinder bekommen hatte.

Ich blicke zu meiner Tochter hinab, die jetzt in Sicherheit und bei mir ist. Tasha sieht immer noch zu mir auf. Es ist tatsächlich ein Geschenk für sie von ihrem Patenonkel. Ich erinnere mich an das erste Mal, als ich Abe begegnet bin, an diesem seltsamen Tag im *Airport Marriott*. Er hat zu mir gesagt, dass man nichts Falsches aus dem richtigen Grund tun darf. Ich habe lange darüber nachgedacht, bevor ich zu einer Entscheidung gekommen bin, was ich mit Lenny tun sollte.

Am Ende, tja, verbuchen wir's einfach unter *im Zweifel für den Angeklagten*.

Manchmal bringe ich es durcheinander. War es das Falsche aus dem richtigen Grund oder das Richtige aus dem falschen Grund? Oder ist das beides dasselbe? Monica hatte das Bedürfnis, geliebt zu werden, also hat sie mich getäuscht und ist schwanger geworden. Damit hat das Ganze angefangen. Aber wenn sie das nicht getan hätte, könnte ich jetzt nicht auf das wunderbarste Geschöpf blicken, das ich je kennen werde. Der richtige Grund? Der falsche Grund? Wer kann das entscheiden?

Tasha legt den Kopf schief und rümpft die Nase. »Daddy?«

»Es ist nicht für dich, meine Süße«, sage ich leise.

Tasha quittiert meine Worte mit einem übertriebenen Kinder-Achselzucken. Rachel blickt auf. Ich sehe die Besorgnis in ihrem Gesicht. Ich nehme das Paket und lege es ganz oben in den Schrank. Dann schließe ich die Tür und nehme meine Tochter auf den Arm.

Danksagung

Der Autor - Mann, rede ich gern in der dritten Person von mir! - bedankt sich bei folgenden Personen für ihre technischen Fachkenntnisse: Steven Miller, M.D., Leiter der Kindernotfallmedizin, Children's Hospital des New York Presbyterian, Columbia University; Christopher J. Christie, U.S. Anwalt im Staat New Jersey; Anne Armstrong-Coben, M.D., medizinische Leiterin des Covenant House Newark; Lois Foster Hirt, R.D.H.; Jeffrey Bedford, FBI; Gene Riehl, FBI (im Ruhestand); Andrew McDade, Schwager der Sonderklasse und Allroundtalent. Sämtliche Fehler sind einzig und allein ihre Schuld. Schließlich sind sie die Experten, oder? Warum soll ich das auf meine Kappe nehmen?

Des Weiteren gilt mein Dank Carole Baron, Mitch Hoffman, Lisa Johnson und allen bei Dutton und der Penguin Group (USA); Jon Wood, Susan Lamb, Malcolm Edwards, Anthony Cheetham, Juliet Ewers, Emily Furniss und allen bei Orion; und an die stets verlässlichen Aaron Priest, Lisa Erbach Vance, Maggie Griffin und Linda Fairstein.

Oh, und natürlich ein großes Dankeschön an Katharine Foote und Rachel Cooke, dafür, dass sie mir den nötigen Freiraum verschafft haben, so dass ich die letzte Hürde nehmen konnte.